Opp. 448 (10

<36604272320018

<36604272320018

Bayer. Staatsbibliothek

# Voltair's

# ſämtliche

# Schriften.

Zehnter Band.

Berlin,
bei Arnold Wever, 1787.

Wb 44/2509

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt.

Erſtes Kapitel. Von Dänemark und Schweden im ſiebzehnten Jahrhunderte Seite 1 ⸗ 12

Zweites Kapitel. Von Polen im ſiebzehnten Jahrhunderte, und den Socinianern, oder Unitariern 13 ⸗ 21

Drittes Kapitel. Von Rusland im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte 22 ⸗ 37

Viertes Kapitel. Vom Osmaniſchen Reich im ſiebzehnten Jahrhunderte. Belagerung von Kandia. Falſcher Meſſias 37 ⸗ 63

Fünftes Kapitel. Fernere Eroberungen der Türken. Belagerung der Stadt Wien 64 ⸗ 75

Sechstes Kapitel. Von Perſien, ſeinen Sitten, und ſeiner lezten Staatsveränderung, und von Thamas Kulikan, oder Schah-Nadir S. 75-89
Siebentes Kapitel. Vom Mogol 89-103
Achtes Kapitel. Von Schina im ſiebzehnten Jahrhunderte, und im Anfange des achtzehnten 103-120
Neuntes Kapitel. Von Japan im ſiebzehnten Jahrhunderte, und von der Ausrottung der Chriſtlichen Religion in dieſem Lande 121-131
Zehntes Kapitel. Kurze Wiederholung dieſer ganzen Geſchichte, bis zu der Zeit, da das ſchöne Jahrhundert Ludwig's des XIV. anfängt 132-158

Reflexionen, welche dieſem Verſuch einer Schilderung der Sitten und des Geiſtes der Nationen ꝛc. als Supplement dienen können.

I. Wie und warum man dieſen Verſuch unternam. Unterſuchungen über einige Nationen 159-173
II. Wichtiger Gegenſtand der Geſchichte, ſeit Karl'n dem Groſſen 174-177
III. Es fehlte an einer Geſchichte des menſchlichen Verſtandes 177-179

IV. Verächtliche Gewohnheiten ſezen nicht immer eine verächtliche Nation voraus 179 ⸗ 183
V. In welchem Falle die Gebräuche auf den Geiſt der Nationen Einflus haben 184 ⸗ 188
VI. Von der Gewalt der Meinungen. Unterſuchung der Stetigkeit der Schineſiſchen Sitten S. 189 ⸗ 194
VII. Meinungen, Veranlaſſungen des Krieges in Europa 194 ⸗ 199
VIII. Vom Schiespulver 199 ⸗ 202
IX. Von Muhamed 203 ⸗ 212
X. Von der weltlichen Gröſſe der Kayſen und der Päbſte 213 ⸗ 225
XI. Von den Mönchen 229 ⸗ 233
XII. Von den Kreuzzügen 234 ⸗ 241
XIII. Von Pedro von Kaſtilien, der Grauſame genannt 242 ⸗ 243
XIV. Von Karl'n von Navarra, der Schlimme genannt 243 ⸗ 246
XV. Von den Religionsſtreitigkeiten 247 ⸗ 251
XVI. Vom Proteſtantismus, und dem Kriege in den Cevennen 252 ⸗ 262
XVII. Von den Geſezen 262 ⸗ 267
XVIII. Vom Handel und den Finanzen 267 ⸗ 279
XIX. Von der Bevölkerung 280 ⸗ 290
XX. Von dem Mangel an guten, und der entſezlichen Menge ſchlechter Bücher 291 ⸗ 297
XXI. Fragen und Unterſuchungen über die Geſchichte 297 ⸗ 304

Zuſätze 381 / 422

Alphabetiſches Namensregiſter der merkwürdigſten Perſonen, deren in den ſieben Theilen dieſes Verſuchs ꝛc. Erwähnung geſchieht 413 / 516

Anhang des Ueberſetzers. 517 / 614

# Verſuch
einer
# Schilderung der Sitten
und des
# Geiſtes der Nationen,
wobei die
Hauptthatſachen in der Geſchichte von Karl
dem Groſſen an bis zu Ludwig XIII.
aufgeſtellt werden.

---

## Siebenter Theil.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

# Erſtes Kapitel.

## Von Dänemark und Schweden im ſiebzehnten Jahrhunderte.

Man ſieht Dänemark, im ſechszehnten Jahrhunderte, dem Syſtem von Europa nicht beitreten. Seit der feierlichen Abſezung des Tyrannen Chriſtiern des II. giebt es nichts Denkwürdiges, welches die Augen der andern Nationen auf ſich zöge.

Dieſes aus Dänemark und Norwegen beſtehende Königreich, ward lange Zeit ungefähr ſo wie Polen regiert; es war eine Ariſtokratie, wobei ein Wahlkönig den Vorſitz hatte. Dies iſt die alte Regierungsverfaſſung faſt von ganz Europa. Im Jahre 1660. aber übertragen die verſammelten Stände dem Könige Friedrich dem III. das Erbrecht und die unumſchränkte Souveränetät.

Dänemark wird alſo dadurch das einzige Königreich auf Erden, wo das Volk, durch eine

feierliche Akte, die willkührliche Gewalt einge-
führt hat. Norwegen, welches ſechshundert
Meilen lang iſt, machte dieſen Staat nicht mäch-
tig; eine Landſtrekke voll unfruchtbarer Felſen
kann nicht ſehr volkreich ſein. Die Inſeln, wel-
che Dänemark ausmachen, ſind fruchtbarer;
aber man hatte noch nicht ſo viel Vortheil daraus
gezogen, als heut zu Tage.

Dazumal hätte niemand vermutet, daß die
Dänen einſt eine Oſtindiſche Handelskompagnie
und eine Niederlaſſung in Tranquebar, haben
würden, und daß der König, ohne groſſe An-
ſtrengung, dreiſſig Kriegsſchiffe, und eine Ar-
mee von fünfundzwanzigtauſend Mann, unter-
halten könnte.

Die Regierungen ſind, wie die Menſchen;
ſie bilden ſich nur ſpät. Der Geiſt des Handels,
der Betriebſamkeit, und der Oekonomie hat ſich
immer weiter verbreitet. Ich rede hier nicht von
den Kriegen, welche Dänemark ſo oft gegen
Schweden geführt hat. Sie haben faſt gar keine
groſſe Spuren zurükgelaſſen; und wir wollen
hier lieber die Sitten und die Regierungsformen
betrachten, als uns in die umſtändliche Erzälung
der Blutbäder einlaſſen, welche keine der Nach-
welt würdige Begebenheiten hervorgebracht haben.

Im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte waren die Könige in Schweden nicht deſpotiſcher, als in Dänemark. Die vier Stände des Reichs, welche aus tauſend Edelleuten, hundert Geiſtlichen, hundertundfunfzig Bürgern, und ungefähr zweihundertundfunfzig Bauern beſtanden, machten die Geſeze des Landes. Man kannte daſelbſt alle die Titel von Grafen, Marquis, und Baronen, die in dem übrigen Europa ſo häufig waren, noch eben ſo wenig, als in Dänemark, und überhaupt im Norden. Sie wurden erſt von dem Könige Erich, Guſtav Waſa's Sohn, eingeführt, etwa um das Jahr 1561.

Dieſem Erich fehlte indeſſen noch viel zu einer unumſchränkten Macht, und er lies der Welt ein neues Beiſpiel von den Unglüksfällen, welche aus der Begierde, deſpotiſch zu ſein, und der Unfähigkeit dazu, entſpringen können. Der Sohn des Wiederherſtellers des Königreichs Schweden ward vor den verſammelten Reichs- 1569.
ſtänden, wegen verſchiedner Verbrechen, angeklagt, und durch einen einmütigen Urtheilsſpruch abgeſezt, wie es dem Könige Chriſtiern dem *II.* in Dänemark ergangen war. Man verurthellte

ihn zu lebenswierigem Gefängnis, und gab ſei- nem Bruder **Johann** die Krone.

Da es unſre Hauptabſicht iſt, bei dieſer Menge von Begebenheiten, diejenigen in's Auge zu faſſen, welche auf die Sitten und den Geiſt der Zeit Bezug haben, ſo mus man wiſſen, daß dieſer König Johann, welcher Katholiſch war, und fürchtete, daß die Anhänger ſeines Bruders denſelben aus dem Gefängniſſe holen, und wieder auf den Thron ſezen möchten, ihm öffentlich Gift zuſchikte, wie der Sultan ein Strik zu ſchikken pflegt, und ihn, mit aufgedektem Angeſicht, feierlich begraben lies, damit niemand an ſeinem Tode zweifeln, und man ſich ſeines Namens nicht bedienen könnte, um die neue Regierung zu beunruhigen.

Der Jeſuit **Poſſevin**, den der Pabſt **Gregor** der XIII. als Nuntius nach Schweden, und überhaupt nach dem Norden ſchikte,
1580. legte dem Könige Johann, dieſer Brudervergiftung wegen, die Pönitenz auf, alle Mitwochen nicht mehr, als Eine, Malzeit zu halten; eine lächerliche Pönitenz, welche aber doch wenigſtens beweiſt, daß Verbrechen abgebüſſt werden müſſen. Des Königs Erich Vergehungen waren ſtrenger geahndet worden.

Weder der König Johann, noch der Nuntius Poſſevin, konnten es dahin bringen, die Katholiſche Religion zur herrſchenden zu machen. Der König Johann, der ſich zur Lutheriſchen nicht bequemen konnte, machte einen Verſuch, die Griechiſche einzuführen; aber es glükte ihm eben ſo wenig.

Dieſer König hatte einige Kenntnis von den Wiſſenſchaften, und er war beinahe der Einzige in ſeinem Reiche, der ſich mit Kontroverſen abgab. Zu Upſala war eine Univerſität; ſie beſtand aber nur aus zwei oder drei Profeſſoren, ohne Studenten. Die Nation kannte nichts, als Waffen, ohne darum Fortſchritte in der Kriegskunſt gemacht zu haben.

Man hatte, nur erſt zu Guſtav Waſa's Zeiten, angefangen, ſich des groben Geſchüzes zu bedienen. Die andern Künſte waren ſo unbekannt, daß, als der König Johann, im Jahre 1592., krank ward, er ſterben muſſte, ohne daß man einen Arzt für ihn finden konnte; alſo grade das Gegentheil von andern Königen, die deren oft zu viele um ſich haben.

Damals gab es in Schweden weder Aerzte noch Wundärzte. Einige Gewürzkrämer verkauften blos Spezereien und Arzneimittel, welche

man auf ein Geratewohl einnam. So machte man es faſt im ganzen Norden. Anſtatt dem Misbrauch der Künſte ausgeſezt zu ſein, hatten die Menſchen ſich noch nicht die notwendigſten Künſte zu verſchaffen gewuſſt.

Indeſſen konnte Schweden damals ſehr mächtig werden. Des Königs Johann's Sohn
1600. Sigismund war, acht Jahre vor dem Tode ſeines Vaters, zum König von Polen gewält worden. Schweden nam damals Finnland und Eſthland weg. Sigismund, König von Schweden und Polen, konnte ganz Rusland erobern, welches damals weder gut befeſtigt, noch gut bewafnet, war. Weil aber Sigismund Katholiſch, und Schweden Lutheriſch, war, ſo eroberte er nichts, und verlor auch noch die Schwediſche Krone. Eben die Stände, welche ſeinen
1604. Oheim Erich abgeſezt hatten, ſezten auch ihn ab, und ernannten einen andern von ſeinen Oheimen, nemlich Karl'n den IX., des groſſen Guſtav Adolph's Vater, zum Könige.

Alles dieſes ging nicht ohne die Unruhen, Kriege und Verſchwörungen, vorüber, welche dergleichen Veränderungen zu begleiten pflegen. Von den Fürſten, welche mit Sigismunden im Bündnis ſtanden, ward Karl der IX. nur

als ein Uſurpator betrachtet, in Schweden aber war er ein rechtmäſſiger König.

Sein Sohn Guſtav Adolph ſuccedirte 1611.
ihm ohne einige Hinderniſſe, als er noch nicht völlig achtzehn Jahre alt war, welches das Alter iſt, da die Könige von Schweden und Dänemark, ſo wie die Reichsfürſten, grosjährig werden. Die Schweden beſaſſen damals Skandinavien, die ſchönſte ihrer Provinzen, noch nicht. Sie war, ſeit dem vierzehnten Jahrhunderte, an Dänemark abgetreten worden; ſo daß faſt immer Schwediſcher Grund und Boden der Schauplaz aller Kriege zwiſchen den Schweden und Dänen waren.

Das Erſte, was Guſtav Adolph that, war, daß er in die Provinz Skandinavien einrükte; aber er konnte ſie niemals wieder erobern. Seine erſten Kriege waren fruchtlos; er muſſte mit Dänemark Friede machen. 1613.

Sein Hang zum Kriege war ſo gros, daß er hinging, und die Ruſſen, jenſeits Narva, angrif, ſobald er ſich die Dänen vom Halſe geſchaft hatte. Hernach fiel er Liefland an, welches damals den Polen gehörte, und drang bis in Lithauen ein, indem er überall ſeinen Vetter Sigismund angrif.

Der Kaiſer Ferdinand der II. war Sigismund's Bundsgenoſſe, und fürchtete ſich vor Guſtav Adolphen. Er ſchikte ihm einige Truppen entgegen. Daraus läſſt ſich ſchlieſſen, daß das Franzöſiſche Miniſterium keine groſſe Mühe hatte, Guſtaven nach Teutſchland zu ziehn. Er ſchlos mit Sigismunden und den Polen einen Waffenſtillſtand, während welches er ſeine Eroberungen behielt. Man weis, wie er Ferdinand's des II. Thron erſchütterte, und in der Blüte ſeiner Jahre, mitten im Laufe ſeiner Siege, ſtarb.

1634. Seine Tochter Chriſtine, nicht minder berühmt, als er ſelber, regierte eben ſo glorreich als ihr Vater focht; führte bei den Weſtphäliſchen Traktaten, welche Teutſchland den Frieden wiedergaben, den Vorſiz, und ſezte Europa dadurch in Erſtaunen, daß ſie, in ihrem ſiebenundzwanzigſten Jahre, die Krone niederlegte.

Pufendorf ſagt, ſie wäre dazu gezwungen geweſen, geſteht aber zu gleicher Zeit, daß, als dieſe Königin, im Jahre 1651., dem Senat ihre Entſchlieſſung zum erſtenmal eröfnete, verſchiedne Senatoren ſie, mit thränenden Augen, erſuchten, das Land nicht zu verlaſſen; daß ſie aber nicht minder ſtandhaft bei der Verachtung

ihres Thrones beharrte, und daß ſie endlich, nach- Den dem ſie die Stände zuſammenberufen hatte, un- 21 ten Mai geachtet der Bitten aller ihrer Unterthanen, 1654. Schweden verlies.

Sie hatte nie unfähig geſchienen, die Laſt der Krone zu tragen; aber ſie liebte die ſchönen Künſte. Wäre ſie Königin in Italien geweſen, welches ſie zu ihrem Aufenthalt wählte, ſo hätte ſie nicht dem Thron entſagt. Dies iſt das gröſſ- te Beiſpiel der wirklichen Ueberlegenheit der Kün- ſte, der Geſchliſſenheit, und der vervollkommne- ten Geſellſchaft, über die Gröſſe, die nur Gröſſe iſt.

Ihr Vetter, der Herzog Karl der X. von Zweibrük, ward von den Ständen zu ihrem Nachfolger erwählt. Dieſer Fürſt kannte nichts, als Krieg. Er rükte in Polen ein, und eroberte es mit eben der Schnelligkeit, wie wir ſeinen Enkel Karl'n den XII. daſſelbe unterjochen geſehn haben, und er büſſte es auch eben ſo ein.

Die Dänen, welche damals Polen verthei- digten, weil ſie immer Feinde von Schweden waren, fielen in Schweden ein; aber Karl der 1658. X. marſchirte, ob er gleich aus Polen gejagt war, über das zugefrorne Meer, von Inſel zu Inſel, bis nach Kopenhagen. Dieſe erſtaunliche Unter-

nemung brachte endlich einen Frieden zu wege, wodurch Schweden Skandinavien wiederbekam, welches, ſeit drei Jahrhunderten, verloren war.

Sein Sohn Karl der XI. war der erſte unumſchränkte König, und ſein Enkel Karl der XII. war der lezte. Ich will hier nur einen einzigen Umſtand bemerken, woraus erhellet, wie ſehr der Geiſt der Regierung im Norden ſich verändert hat, und wie viel Zeit zu dieſer Veränderung erforderlich geweſen. Nur nach Karl's des *XII.* Tode hat ſich das bis dahin immer kriegeriſche Schweden endlich auf den Akkerbau, und den Handel, gelegt, in ſo fern ein undankbarer Boden, und der geringe Reichthum des Landes es erlauben kann. Die Schweden haben endlich auch eine Oſtindiſche Handelskompagnie bekommen, und ihr Eiſen, deſſen ſie ſich ehmals nur zum Kämpfen bedienten, ward auf ihren eignen Schiffen, aus dem Hafen von Gothenburg, mit Vortheil, in die Südlichen Provinzen von Indien und Schina gebracht.

Wir haben eine neue Abwechſelung und einen neuen Kontraſt in Norden. Dieſes deſpotiſch beherrſchte Schweden iſt, in unſern Tagen, das freieſte Königreich der Welt geworden, in welchem die Könige abhängiger ſind, als irgend-

wo. Dänemark hingegen, wo der König weiter nichts war, als ein Doge, wo der Adel ſouverän, und das Volk Sklave, war, ward ſchon im Jahr 1661. ein ganz monarchiſches Königreich. Die Geiſtlichkeit und die Bürger wollten lieber einen unbeſchränkten Souverän haben, als hundert Edelleute, welche alle befelen wollten. Sie zwangen alſo dieſe Edelleute, Unterthanen zu ſein, wie ſie, und dem König Friedrich dem *III.* eine uneingeſchränkte Gewalt zu übertragen.

Dieſer Monarch war der Einzige auf Erden, der, durch förmliche Einwilligung aller Stände des Staats, für den unumſchränkten Beherrſcher der Menſchen und der Geſeze anerkannt ward, ſo daß er dieſelben machen, abſchaffen, und, nach ſeiner Willkühr, übertreten konnte. Man übergab ihm gerichtlich und rechtskräftigerweiſe die fürchterliche Waffen, gegen die kein Schild zu ſchüzen vermag. Seine Nachfolger haben davon keinen Misbrauch gemacht. Sie haben gefühlt, daß ihre Gröſſe darin beſtand, ihre Unterthanen glüklich zu machen. Schweden und Dänemark ſind, auf grade entgegengeſezten Wegen, zu blühenderm Handel gelangt, Schweden dadurch, daß es ſich

frei machte, und Dänemark dadurch, daß es ſei-
ne Freiheit aufgab *).

---

*) Dies Kapitel iſt vor der Staatsveränderung geſchrieben, die Guſtav III. nach einer einjährigen beſchränkten Regierung 1772 ſo ſchnell und ohne einen Schwertſtreich zu thun, bewirkte; eine Veränderung, die man vielleicht nicht mit Unrecht fur einen der groſſen Entwürfe des Oheims vom Könige, Friederich's des Einzigen, hält, und welche die heilſamſten Folgen für dies Reich hatte. Durch Guſtav's ausgedehnte Machtgewalt iſt die Marine aus ihrem verfallnen Zuſtand geriſſen und in eine Ordnung und Verfaſſung gebracht, die ſie vor hundert Jahren nicht hatte, die Kriegsmacht iſt auf marſchfertigen Fus geſezt, die alten Feſtungen ſind ausgebeſſert und neue angelegt, und die Hauptnahrungszweige der Nation in Flor gebracht worden. Guſtav errichtete als Souverän neue Schifsdokken, eröfnete neue Durchfahrten, vergeſchwinderte den Rechtsgang, ſtiftete neue Landgerichte, zur Verbeſſerung der allgemeinen Ordnung, legte neue Städte an, erweiterte die alten, verſchönerte die übrigen und hauptſächlich die Hauptſtadt, ſtiftete eine neue Akademie zur Beförderung der Nationalſprache, und rottete durch weiſe Geſeze den Luxus aus.

A. des Ueberſ.

Zweites

## Zweites Kapitel.

### Von Polen im ſiebzehnten Jahrhunderte, und von den Socinianern, oder Unitariern.

Polen war das einzige Land, welches den Namen einer Republik mit dem Namen einer Monarchie verband, und gab ſich immer einen fremden König, wie die Venediger einen General der Landtruppen wählen. Dies iſt noch das einzige Königreich, in welches nie der Geiſt der Eroberung gefahren iſt, und welches ſich lediglich mit der Vertheidigung ſeiner Grenzen, gegen die Türken und Ruſſen, beſchäftigt hat.

Die Faktionen der Katholiken und Proteſtanten, welche ſo viel Staaten beunruhigt hatten, drangen endlich auch bis zu dieſer Nation hin. Die Proteſtanten hatten Anſehn genug, um ſich, im Jahre 1587, die Gewiſſensfreiheit zu verſchaffen, und ihre Partei war ſchon ſo ſtark, daß der Päpſtliche Nuntius Annibale di Capua ſich nur ihres Beiſtandes bediente, um, wo möglich, dem Erzherzoge Maximilian, Kaiſers Rudolph's des II. Bruder, die Krone zu verſchaffen.

In der That wählten die Polniſchen Proteſtanten dieſen Oeſtreichiſchen Prinzen, indes daß die Katholiſche Faktion Guſtav Waſa's Enkel, den Schwediſchen Sigismund wählten, von welchem wir ſchon geredet haben. Sigismund hätte König von Schweden werden müſſen, wenn man die Rechte des Bluts in Betracht gezogen hätte; aber wir haben geſehn, daß die Schwediſchen Stände den Thron vergaben. Er war ſo weit davon entfernt, in Schweden zu regieren, daß ſein Vetter Guſtav Adolph vielmehr im Begrif ſtand, ihn in Polen vom Thron zu ſtoſſen, und dieſes Unternemen nur darum aufgab, weil er verſuchen wollte, den Kaiſer zu entthronen.

Es iſt erſtaunlich, daß die Schweden ſo oft als Sieger, Polen durchſtreiſt haben, und die viel mächtigern Türken nie weit über die Grenzen deſſelben hineingedrungen ſind. Der Sultan Osmann grif, zu Sigismund's Zeiten, die Polen, von Seiten der Moldau, mit zweimalhunderttauſend Mann an. Die Koſaken, als die damals einzigen Völker, welche mit der Republik verbunden waren, und unter dem Schuze derſelben ſtanden, machten, durch eine hartnäkkige Gegenwehr, den Einfall der Türken unnüz. Was kann man, aus dem ſchlechten Forgange

einer ſolchen Ausrüſtung, anders ſchlieſſen, als daß Osman's Feldherren Leute waren, welche nichts vom Kriege verſtanden?

Sigismund ſtarb mit Guſtav Adolph 1632. in Einem Jahre. Sein Sohn Ladislaus, der ihm ſuccedirte, erlebte den Anfang des fatalen Abfalls der Koſaken, welche ſo lange Zeit die Schuzwehr der Republik geweſen waren, und ſich nun unter Ruſſiſchen und Türkiſchen Schuz begaben.

Dieſe Völker, welche man von den Koſaken am Don unterſcheiden mus, wohnen an beiden Ufern des Dneprs. Ihre Lebensart gleicht völlig der der alten Scythen und Tatarn am Ufer des ſchwarzen Meers. Im Norden und Oſten von Europa war dieſer ganze Welttheil noch roh; ein Bild der angeblichen Heldenzeiten, wo die Menſchen ſich auf das Notwendige beſchränkten, und um dieſes Notwendige ihre Nachbaren plünderten.

Die Polniſchen Groſſen in den Woiwodſchaften, die an die Ukraine ſtoſſen, wollten einige Koſaken als ihre Vaſallen, das heiſſt, als Leibeigne behandeln. Die ganze Nation, die kein ander Gut hatte, als ihre Freiheit, lehnte

ſich einmütig auf, und verheerte lange Zeit die Polniſchen Ländereien.

Dieſe Koſaken waren Griechiſcher Religion, und dies gab noch einen Grund mehr ab, ſie gegen die Polen unverſöhnlich zu machen. Einige begaben ſich unter Ruſſiſchen, andere unter Türkiſchen Schuz, beide unter dem Beding, in ihrer freien Anarchie zu leben. Das Wenige, was ſie von der Griechiſchen Religion hatten, haben ſie beibehalten; ihre Freiheit aber unter der Ruſſiſchen Herrſchaft, endlich ganz verloren, weil die Ruſſen, die zu unſern Tagen ein policirtes Volk geworden ſind, auch die Koſaken zu policirten Geſchöpfen machen wollen.

Der König Ladislaus ſtarb, ohne Kinder von ſeiner Gemalin Marie Louiſe de Gonzaga, eben der, welche den Oberſtallmeiſter Cinq-Mars geliebt hatte, zu hinterlaſſen. Ladislaus hatte aber zwei Brüder, welche beide Mönche waren, der eine ein Jeſuit und Kardinal, Namens Johann Kaſimir; der andre Biſchof von Breslau und Kiow. Der Kardinal und der Biſchof zankten ſich um den
1648. Thron; Kaſimir ward gewählt. Er ſchikte ſeinen Kardinalshut zurük, und nam die Polniſche Krone dafür. Nachdem er aber geſehn hatte,

wie

wie ſein Königreich, zwanzig Jahre lang, immer von Faktionen beunruhigt, und bald von dem Könige Karl'n dem X. von Schweden, bald aber von den Ruſſen und den Koſaken, verheert ward, folgte er dem Beiſpiele der Königin Chriſtine. Er entſagte dem Thron, wie ſie, aber mit minderm Ruhm, und ſtarb zu Paris, als Abt 1668.
von Saint-Germain-des-Prés.

Unter ſeinem Nachfolger Michael Koributh war Polen auch nicht glüklicher. Alles, was es zu verſchiednen Zeiten verloren hat, würde ein ungeheures Königreich ausmachen. Die Schweden hatten ihm Liefland entriſſen, welches noch heut zu Tage in Ruſſiſchen Händen iſt. Eben dieſe Ruſſen, nachdem ſie den Polen ehmals die Provinzen Plesko und Smolensk abgenommen hatten, bemächtigten ſich auch noch beinahe des ganzen Kioviens und der Ukraine.

Die Türken namen, unter Michael's Re- 1672.
gierung, Podolien und Volhynien weg. Polen konnte ſich nicht anders retten, als daß es ſich der Osmaniſchen Pforte zinsbar machte. Der Krongrosmarſchall Johann Sobieski wuſch zwar, in der Schlacht bei Choczim, dieſen Schimpf in Türkiſchem Blute ab; dieſe berühmte Schlacht befreite Polen vom Tribut, und erwarb 1674.

Sobieski'n die Krone: aber dieſer ſo berühmte Sieg war doch vermutlich nicht ſo blutig und entſcheidend, als man vorgiebt, weil die Türken damals Podolien, und einen Theil der Ukraine, nebſt der wichtigen Veſtung Kaminiek, welche ſie erobert hatten, behielten.

Der nun König gewordene Sobieski machte zwar, durch den Entſaz von Wien, ſeinen Namen unſterblich; aber Kaminiek konnte er nie wieder erobern, und die Türken haben es, erſt nach ſeinem Tode, im Jahre 1699., bei dem Karlowizer Frieden, zurükgegeben.

Polen veränderte, bei allen dieſen Erſchütterungen, weder ſeine Regierungsform, noch ſeine Geſeze, noch ſeine Sitten, und ward weder reicher, noch ärmer. Weil aber ſeine Kriegszucht nicht verbeſſert ward, und der Zaar Peter endlich, durch Hülfe der Ausländer, die ſo vortheilhafte Kriegszucht bei ſich eingeführt hatte, ſo iſt es endlich von den ehmals in Polen verachteten Ruſſen, im Jahre 1733., gezwungen worden, den König anzunemen, den ſie ihm geben wollten, und zehntauſend Ruſſen haben dem verſammelten Polniſchen Adel Geſeze vorgeſchrieben.

In dem Augenblik, da ich dies ſchreibe, haben die Kaiſerin-Königin, Maria Thereſia, die Kaiſerin von Rusland, Katharina *II*, und Friederich *II*, König von Preuſſen, dieſer Republik noch härtere Geſeze vorgeſchrieben.

Was die Religion betrift, ſo verurſachte dieſelbe in dieſem Winkel der Welt wenig Unruhe. Die Unitarier hatten, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, einige Zeit lang Kirchen in Polen und Lithauen. Dieſe Unitarier, die man bald Socinianer, bald Arianer, nannte, behaupteten, Gottes eigne Sache zu verfechten, indem ſie ihn als ein einziges unmittheilbares Weſen betrachteten, das nicht anders einen Sohn hatte, als durch Annemung an Kindesſtatt. Dies war nicht ganz die Lehre der alten Euſebianer. Sie gaben vor, die Reinigkeit der erſten Zeiten des Chriſtenthums auf Erden wieder einzuführen, und thaten Verzicht auf obrigkeitliche Stellen, und Kriegsbedienungen.

Bürger, welche ſich ein Gewiſſen daraus machten, zu kämpfen, ſchienen nicht für ein Land geſchaffen zu ſein, wo man beſtändig gegen die Türken in den Waffen lag. Indeſſen war dieſe Religion, bis zum Jahre 1658., in Polen ziemlich blühend. Um dieſe Zeit ward ſie verbannt,

weil dieſe Sektirer zwar dem Kriege, aber nicht den Intriken, entſagt hatten. Sie ſtanden mit dem Fürſten Ragoczy von Siebenbürgen in Verbindung, der damals ein Feind der Republik war. Inzwiſchen ſind ſie noch ſehr zahlreich in Polen, ob ſie gleich daſelbſt die Freiheit verloren haben, ihre Meinungen öffentlich zu bekennen.

Der Deklamator Maimbourg behauptet, daß ſie nach Holland flüchteten, wo, wie er ſagt, die Katholiſche Religion die Einzige iſt, die nicht geduldet wird. Aber hierin irrt der Deklamator Maimbourg, wie in vielen andern Dingen. Die Katholiken genieſſen in den vereinigten Niederlanden ſo viel Duldung, daß ſie daſelbſt den dritten Theil der Nation ausmachen, und nie haben die Unitarier, oder die Socinianer, daſelbſt öffentliche Verſammlungen gehalten. Dieſe Religion hat ſich ganz heimlich in Holland, in Siebenbürgen, in Schleſien, in Polen, und hauptſächlich in England, eingeſchlichen. *)

*) Man könnte noch die Preuſſiſchen Staaten, einen Theil der Oeſtreichiſchen und mehr als das halbe Proteſtantiſche Teutſchland hinzufügen, wo ſie ſelbſt bei den Lehrern der Kirche die ſchnellſten Fortſchritte gemacht hat.
Anmerk. des Ueberſ.

Man kann es zu den Revolutionen des menſchlichen Geiſtes rechnen, daß dieſe Religion, welche, zu verſchiednenmalen, innerhalb dreihundertundfunfzig Jahren ſeit Konſtantin, ſich in Europa, ſeit zwei Jahrhunderten, wieder hervorgethan, und ſich durch ſo viele Provinzen verbreitet hat, ohne heut zu Tage, an irgend einem Orte der Welt einen Tempel zu haben. Es ſcheint, als wenn man ſich gefürchtet hätte, unter die Kommunionen des Chriſtenthums eine Sekte aufzunemen, welche ehmals ſo lange über alle andre Kommunionen triumphirt hatte.

Abermals ein Widerſpruch des menſchlichen Geiſtes! Was liegt denn im Grunde daran, ob die Chriſten in Jeſu Chriſto einen Gott, einen von der Gottheit unzertrennbaren und doch abgeſonderten Theil erkennen, oder ob ſie in ihm das erſte Geſchöpf Gottes verehren! Dieſe beiden Syſteme ſind gleich unbegreiflich: aber die Geſeze der Moral, die Liebe Gottes und des Nächſtens ſind für jederman gleich faslich und gleich notwendig.

# Drittes Kapitel.

## Von Rusland im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte.

Wir gaben damals dem Moskowitiſchen Reiche noch nicht den Namen Rusland, und hatten nur einen ſchwankenden Begrif von dem Lande. Die Stadt Moskau, welche in Europa bekannter war, als der Ueberreſt dieſes weitläufigen Reichs, machte, daß man demſelben den Namen Moskau gab. Der Souverän legte ſich den Titel Kaiſer aller Reuſſen bei, weil es in der That mehrere Provinzen dieſes Namens giebt, die ihm gehören, oder auf welche er Anſprüche hat. *)

Moskau, oder Rusland, ward, im ſechszehnten Jahrhunderte, ungefähr wie Polen regiert. Die Bojaren, ſo wie die Polniſchen Edelleute, ſezten ihren ganzen Reichthum in die Einwohner ihrer Güter. Die Bauern waren ihre Sklaven. Der Zaar ward zuweilen von dieſen Bojaren gewählt; oft ernannte aber auch der Zaar ſelbſt ſeinen Nachfolger; welches in Polen niemals der Fall war.

*) S. die Geſchichte Peter's des Groſſen.

In dieſem ganzen Theile der Erde war die Artillerie, im ſechszehnten Jahrhunderte, ſehr wenig gebräuchlich, und die Kriegszucht völlig unbekannt. Jeder Bojar führte ſeine Bauern auf den Sammelplaz der Armee, und bewafnete ſie mit Pfeilen, mit Säbeln, mit beſchlagnen Stäben in Geſtalt der Piken, und mit einigen Flinten. Von regelmäſſigen Operationen im Felde, von Magazinen, und Lazareten, wuſſte man nichts. Alles geſchah durch Streifereien; und wenn es nichts mehr zu plündern gab, ſo führte der Bojar, ſo wie der Polniſche Staroſt, und der Tatariſche Mirza, ſeinen Haufen wieder heim.

Sein Feld bauen, ſeine Heerden hüten, und ſich ſchlagen, dies war die ganze Lebensart der Ruſſen, bis zu den Zeiten Peter's des Groſſen, und dies iſt auch die Lebensart von drei Viertheilen der Bewohner unſrer Erde.

Mitten im ſechszehnten Jahrhunderte eroberten die Ruſſen, ohne Mühe, die Königreiche Kaſan und Aſtrakan von den geſchwächten Tatarn, die noch ſchlechtere Kriegszucht hatten, als ſie ſelber. Aber bis zu Peter's des Groſſen Zeiten konnten ſie ſich, von der Finländiſchen

Seite, gegen Schweden nicht halten. Regulirte Truppen muſſten ihnen notwendig überlegen ſein. Seit Iwan Waſiljewitſch, oder Johann Baſilides, welcher Aſtrakan, Kaſan, einen Theil von Liefland, Plesko und Nowogorod, eroberte, bis zum Zaar Peter, hat ſich nichts beträchtliches ereignet.

Dieſer Waſiljewitſch hatte eine ſeltſame Aehnlichkeit mit Peter dem *I.* Beide nemlich lieſſen ihre Söhne hinrichten. Iwan Waſiljewitſch, welcher ſeinen Sohn, wegen eine Verſchwörung, während der Belagerung von Plesko, im Verdacht hatte, erſtach ihn mit einer Pike; und als Peter den ſeinigen hatte zum Tode verurtheilen laſſen, überlebte dieſer junge Prinz ſeine Verurtheilung, und ſeine Begnadigung, nicht.

Die Geſchichte hat wenig auſſerordentlichere Begebenheiten aufzuweiſen, als die Begebenheit mit den falſchen Demetriuſſen, welche, nach
1584. Iwan Waſiljewitſch Tode, Rusland ſo lange in Unruhe ſezte. Dieſer Zar hinterlies zwei Söhne, wovon einer Fedor, und der andre Demetri hies. Fedor regierte; Demetri ward, nebſt der Zaarin, ſeiner Mutter, in ein Dorf, Namens Uglis, verwieſen.

Bis dahin hatten die Sitten dieſes Hofes die Politik der Sultane, und der alten Griechiſchen Kaiſer, die Prinzen vom Geblüt der Sicherheit des Thrones aufzuopfern, noch nicht angenommen. Ein Premierminiſter, Namens Boris Gudenow, deſſen Schweſter Fedor geheuratet hatte, beredete den Zaar Fedor, daß man nicht anders gut regieren könnte, als wenn man den Türken nachahmte, und ſeinen Bruder ermordete.

Dieſer Premierminiſter ſchikte einen Offizier in das Dorf, wo der junge Demetri erzogen ward, mit dem Befel, denſelben umzubringen. Der Offizier ſagte, bei ſeiner Zurükkunft, er hätte ſeinen Auftrag ausgerichtet, und forderte die Belohnung, die man ihm verſprochen hatte. Statt aller Vergeltung lies Boris den Mörder umbringen, um die Beweiſe des Verbrechens zu unterdrükken. Man behauptet, Boris hätte, einige Zeit nachher, den Zaar Fedor vergiftet; ob man ihn aber gleich in Verdacht hatte, beſtieg er doch nichts deſto weniger den Thron.

In Litthauen trat jezt ein junger Mann auf, 1597. welcher ſich für den dem Meuchelmörder entronnenen Prinzen Demetri ausgab. Verſchiedne

Seite, gegen Schweden nicht halten. Regulirte Truppen muſſten ihnen notwendig überlegen ſein. Seit Iwan Waſiljewitſch, oder Johann Baſilides, welcher Aſtrakan, Kaſan, einen Theil von Liefland, Plesko und Nowogorod, eroberte, bis zum Zaar Peter, hat ſich nichts beträchtliches ereignet.

Dieſer Waſiljewitſch hatte eine ſeltſame Aehnlichkeit mit Peter dem *I.* Beide nemlich lieſſen ihre Söhne hinrichten. Iwan Waſiljewitſch, welcher ſeinen Sohn, wegen eine Verſchwörung, während der Belagerung von Plesko, im Verdacht hatte, erſtach ihn mit einer Pike; und als Peter den ſeinigen hatte zum Tode verurtheilen laſſen, überlebte dieſer junge Prinz ſeine Verurtheilung, und ſeine Begnadigung, nicht.

Die Geſchichte hat wenig auſſerordentlichere Begebenheiten aufzuweiſen, als die Begebenheit mit den falſchen Demetriuſſen, welche, nach
1584. Iwan Waſiljewitſch Tode, Rusland ſo lange in Unruhe ſezte. Dieſer Zar hinterlies zwei Söhne, wovon einer Fedor, und der andre Demetri hies. Fedor regierte; Demetri ward, nebſt der Zaarin, ſeiner Mutter, in ein Dorf, Namens Uglic, verwieſen.

Bis dahin hatten die Sitten dieſes Hofes die Politik der Sultane, und der alten Griechiſchen Kaiſer, die Prinzen vom Geblüt der Sicherheit des Thrones aufzuopfern, noch nicht angenommen. Ein Premierminiſter, Namens Boris Gudenow, deſſen Schweſter Fedor geheuratet hatte, beredete den Zaar Fedor, daß man nicht anders gut regieren könnte, als wenn man den Türken nachahmte, und ſeinen Bruder ermordete.

Dieſer Premierminiſter ſchikte einen Offizier in das Dorf, wo der junge Demetri erzogen ward, mit dem Befel, denſelben umzubringen. Der Offizier ſagte, bei ſeiner Zurükkunft, er hätte ſeinen Auftrag ausgerichtet, und forderte die Belohnung, die man ihm verſprochen hatte. Statt aller Vergeltung lies Boris den Mörder umbringen, um die Beweiſe des Verbrechens zu unterdrükken. Man behauptet, Boris hätte, einige Zeit nachher, den Zaar Fedor vergiftet; ob man ihn aber gleich in Verdacht hatte, beſtieg er doch nichts deſto weniger den Thron.

In Litthauen trat jezt ein junger Mann auf, 1597. welcher ſich für den dem Meuchelmörder entronnenen Prinzen Demetri ausgab. Verſchiedne

Perſonen, die ihn bei ſeiner Mutter geſehn hatten, erkannten ihn an untrüglichen Zeichen wieder. Er glich dem Prinzen vollkommen, und zeigte das mit Juweelen beſezte goldne Kreuz vor, welches man dem Demetri, bei ſeiner Taufe, um den Hals gehangen hatte.

Ein Woiwode von Sendomir erkannte ihn ſogleich für den Sohn des Iwan Waſiljewitſch, und für den wahren Zaar. Auf einem Reichstage in Polen wurden die Beweiſe ſeiner Geburt feierlich unterſucht, und da man dieſelben für unbeſtreitbar anerkannte, gab ihm der Reichstag eine Armee, um den Uſurpator Boris zu verjagen, und die Krone ſeiner Vorfahren wieder zu nemen.

Inzwiſchen hielt man in Rusland den Demetri für einen Betrüger, und ſogar für einen Zaubrer. Die Ruſſen konnten nicht glauben, daß ein von dem Katholiſchen Polen ihnen aufgedrungner Demetri, der zwei Jeſuiten zu Räten hatte, ihr wahrer König ſein könnte. Die Bojaren hielten ihn ſo ſehr für einen Betrüger, daß ſie, nach dem Tode des Zaars Boris, den funfzehnjährigen Sohn deſſelben ohne Schwürigkeiten auf den Thron ſezten.

Unterdeſſen rükte Demetri, mit der Polni- 1605.
ſchen Armee, in Rusland vor. Diejenigen, welche mit der Ruſſiſchen Regierung unzufrieden waren, erklärten ſich für ihn. Ein Ruſſiſcher General, ſobald er die Armee des Demetri zu Geſichte bekam, rief aus: Er iſt der einzige rechtmäſſige Erbe des Reichs, und ging mit ſeinen unterhabenden Truppen zu ihm über.

Die Revolution war bald vollſtändig und allgemein. Demetri war nun kein Zaubrer mehr. Der Pöbel von Moskau lief auf das Schlos, und ſchleppte den Sohn des Boris, nebſt ſeiner Mutter, in's Gefängnis. Demetri 1605.
ward, ohne den geringſten Widerſpruch, zum Zaar ausgerufen. Man ſprengte aus, der junge Boris, und ſeine Mutter, hätten ſich im Gefängniſſe, entleibt; es iſt aber wahrſcheinlicher, daß Demetri dieſelben umbringen lies.

Die Wittwe des Iwan Waſiljewitſch, als Mutter des wahren oder falſchen Demetri, war, ſeit langer Zeit, in dem Nördlichen Theile von Rusland verbannt; der neue Zaar ſchikte hin, und lies ſie, in einer Art von Karroſſe, ſo prächtig, als man ſie damals haben konnte, einholen. Er ging ihr etliche Meilen entgegen.

Beide erkannten ſich mit Rührung und Thränen, in Gegenwart einer unzälbaren Menge Volks.

Im ganzen Reiche zweifelte nun Niemand mehr daran, daß Demetri der wahre Kaiſer wäre. Er vermählte ſich mit der Tochter des
1606. Woiwoden von Sendomir, ſeines erſten Beſchüzers, und das war es, was ihn ſtürzte. Das Volk ſahe mit Abſcheu eine Katholiſche Kaiſerin, einen aus lauter Fremden beſtehenden Hofſtaat, und beſonders eine Kirche, die man für die Jeſuiten erbaute. Demetri galt von Stund' an nicht mehr für einen Ruſſen.

Mitten unter den Feſten, womit die Vermälung des Zaars gefeiert ward, ſezte ſich ein Bojar, Namens Zuski, an die Spize einiger Verſchwornen. Er dringt, mit dem Säbel in der einen, und dem Kreuz in der andern Hand, in den Pallaſt ein. Die Polniſche Wacht wird niedergehauen, und Demetri in Feſſeln gelegt.

Die Verſchwornen führen die Zarin, Wittwe des Iwan Waſiljewitſch, vor den, den ſie ſo feierlich für ihren Sohn anerkannt hatte. Die Kleriſei zwang ſie, auf das Kreuz zu ſchwören, und ſich endlich zu erklären, ob Demetri ihr Sohn wäre, oder nicht. Es ſei nun, daß die Furcht

vor dem Tode dieſe Prinzeſſin zu einem falſchen Eid verleitete, und über die Natur ſiegte; oder daß ſie wirklich der Wahrheit die gebührende Ehre gab: genug, ſie erklärte mit Thränen: der Zaar ſei nicht ihr Sohn; der wahre Demetri wäre in ſeiner Kindheit ermordet, und ſie hätte den neuen Zaar, nur nach dem ihr von dem ganzen Volke gegebnen Beiſpiele, anerkannt, und dadurch zugleich das Blut ihres Sohnes an der Familie ſeiner Mörder zu rächen geſucht.

Man behauptete nun, Demetri wäre aus dem gemeinſten Pöbel, hieſſe eigentlich Griska Utropoya, und ſei eine Zeitlang in einem Ruſſiſchen Kloſter Mönch geweſen. Vorher hatte man ihm den Vorwurf gemacht, nicht von der Griechiſchen Religion zu ſein, und nichts von den Sitten ſeines Landes an ſich zu haben, und nun warf man ihm vor, zu gleicher Zeit ein Ruſſiſcher Bauer und ein Griechiſcher Mönch zu ſein. Er mochte nun ſein, was er wollte, genug, Zuski, das Haupt der Verſchwornen, brachte ihn mit eigner Hand um, und ſezte 1606.
ſich an ſeine Stelle.

Dieſer neue Zaar, der in einem Augenblik auf den Thron geſtiegen war, ſchikte die wenigen

Polen, die dem Blutbade entgangen waren, in ihr Land zurük. Da er kein ander Recht zum Thron, und auch kein anders Verdienſt, hatte, als den Demetri umgebracht zu haben, ſo behaupteten bald die andern Bojaren, welche aus ſeines Gleichen ſeine Unterthanen geworden waren, daß der umgebrachte Zaar kein Betrüger, ſondern der wahre Demetri, wäre, und daß der Mörder deſſelben die Krone nicht verdiente.

Der Name Demetri ward nun den Ruſſen lieb. Der Kanzler deſſen, den man ermordet hatte, ermangelte nicht, zu ſagen, er wäre nicht todt, ſondern würde bald von ſeinen Wunden geheilt ſein, und, an der Spize ſeiner getreuen Unterthanen, wieder erſcheinen.

Dieſer Kanzler durchſtrich das Land, und führte, in einer Sänfte, einen jungen Mann mit ſich, dem er den Namen Demetri beilegte, und den er als einen Souverän behandelte. Bei dem bloſſen Namen empörten ſich die Völker; es wurden, im Namen dieſes Demetri, den man nicht zu ſehn bekam, Schlachten geliefert; nachdem aber des Kanzlers Partei war geſchlagen worden, verſchwand dieſer zweite Demetri bald.

Die Gemüter waren nun einmal von dieſem Namen ſo eingenommen, daß ein dritter Demetri in Polen auftrat. Dieſer war glüklicher, als die andern. Er ward von dem König Sigismund von Polen unterſtüzt, und belagerte den Tyrannen Juski in Moskau ſelbſt. Der in Moskau eingeſchloſſne Juski hatte noch die Wittwe des erſten Demetri, und den Woiwoden von Sendomir, Vater dieſer Wittwe, in ſeiner Gewalt.

Der dritte Demetri forderte die Prinzeſſin als ſeine Gemalin zurük. Juski lieferte die Tochter und den Vater aus, vielleicht in der Hofnung, den König von Polen zu beſänftigen; vielleicht auch, weil er ſich ſchmeichelte, daß die Prinzeſſin einen Betrüger nicht für ihren Gemal erkennen würde. Aber dieſer Betrüger war ſiegreich. Die Wittwe des erſten Demetri ermangelte nicht, dieſen dritten für ihren wahren Gemal zu erkennen; und wie der erſte eine Mutter gefunden hatte, ſo fand auch der dritte, ohne Schwierigkeit, eine Gemalin. Der Schwiegervater ſchwur, daß dies ſein Eidam wäre, und das Volk hatte keinen Zweifel mehr.

Die zwiſchen dem Uſurpator Juski, und einem Betrüger, getheilten Bojaren, wollten

weder den einen, noch den andern, anerkennen. Sie ſezten den Zuski ab, und ſtekten ihn in ein Kloſter. Dies war auch noch ein Aberglaube der Ruſſen, ſo wie der alten Griechiſchen Kirche, daß ein Prinz, den man zum Mönch gemacht hatte, nicht mehr regieren könnte. Eben dieſer Gebrauch hatte ſich ehmals unvermerkt in der Lateiniſchen Kirche eingeſchlichen. Zuski kam nicht wieder zum Vorſchein, und Demetri ward, bei einem Gaſtmal, von den Tatarn erſchlagen.

Nun boten die Bojaren ihre Krone dem Prinzen Ladislaus, dem Sohne des Königs
1610. Sigismund von Polen, an. Ladislaus wollte eben kommen, und dieſelbe in Empfang nemen, als noch ein vierter Demetri auftrat, und ſie ihm ſtreitig machte. Dieſer lies bekannt machen, Gott hätte ihn immer erhalten, ob er gleich zu Uglis von dem Tyrannen Boris, zu Moskau von dem Uſurpator Zuski, und hernach von den Tataren, wäre um's Leben gebracht worden.

Er fand Anhänger, welche an das dreifache Wunder glaubten. Die Stadt Plesko erkannte ihn für den Zaar. Er ſchlug daſelbſt, auf einige Jahre, ſein Hoflager auf, unterdeſſen daß die Ruſſen,

Ruſſen, denen es leid geworden war, die Polen hereingerufen zu haben, dieſe von allen Seiten wieder verjagten, und Sigismund die Hofnung aufgab, ſeinen Sohn Ladislaus auf dem Zarſchen Throne zu ſehn.

Mitten unter dieſen Unruhen ſezte man den Sohn des Patriarchen Fedor Rumanow auf den Thron. Dieſer Patriarch war ein Verwandter des Zars Jwan Waſiljewitſch von weiblicher Seite. Sein Sohn Michael Fedorowitſch, oder Fedor's Sohn, ward, in einem Alter von ſiebzehn Jahren, durch den Einflus ſeines Vaters, erwählt. Ganz Rusland erkannte dieſen Michael an, und die Stadt Plesko lieferte ihm den vierten Demetri aus, der ſein Leben am Galgen endigte.

Es war aber noch ein fünfter übrig. Dies war der Sohn des erſten, der wirklich regiert, und ſich mit der Tochter des Woiwoden von Sendomir vermält hatte. Seine Mutter nam ihn aus Moskau weg, als ſie ſich zu dem dritten Demetri begab, und ſich ſtellte, als wenn ſie denſelben für ihren wahren Gemal anerkennete. Sie begab ſich endlich zu den Koſaken mit dieſem 1613.
Kinde, welches man für den Enkel des Jwan

Waſiljewitſch anſah, das es auch wohl wirklich ſein konnte. Sobald aber Michael Fedorowitſch auf dem Thron ſas, zwang er die Koſaken ihm Mutter und Kind auszuliefern, und lies ſie Beide erſäufen.

Kein Menſch vermutete nun noch einen ſechsten Demetri. Indeſſen ſahe man, unter der Regierung des Michael Fedorowitſch in Rusland, und des Ladislaus in Polen, noch einen neuen Prätendenten dieſes Namens am Ruſſiſchen Hofe. Einige junge Leute, welche mit einem Koſaken ihres Alters badeten, wurden, auf dem Rükken deſſelben Ruſſiſche Buchſtaben gewahr, welche mit einer Nadel punktirt waren, und die Worte bildeten: Demetri, Sohn des Zaars Demetri. Dieſer ward für eben den Sohn der Woiwodin von Sendomir gehalten, welchen der Zaar Fedorowitſch in einem gefrornen Teich hatte erſäufen laſſen. Gott hatte ein Wunder gewirkt, um ihn am Leben zu erhalten.

Er ward, an dem Hofe des Ladislaus, als Sohn des Zaars behandelt, und man nam ſich vor, ſich ſeiner mit Nuzen zu bedienen, um neue Unruhen in Rusland zu ſtiften. Der Tod ſeines Beſchüzers Ladislaus machte alle ſeine Hof-

nungen zu Waſſer. Er flüchtete nach Schweden, und von da nach Holſtein; aber zum Unglük für ihn hatte der Herzog von Holſtein eine Geſandſchaft nach Rusland geſchikt, um einen Seidenhandel nach Perſien anzulegen. Der Geſandte hatte weiter nichts ausgerichtet, als daß er in Moskau Schulden gemacht hatte, worüber der Herzog von Holſtein nicht anders Quitung erhalten konnte, als daß er dieſen lezten Demetri auslieferte, welcher geviertheilt ward.

Alle dieſe Begebenheiten, welche ſehr fabelhaft klingen, und doch ſehr wahr ſind, fallen niemals bei den policirten Völkern vor, welche eine regelmäſſige Regierungsform haben. Der Zaar Alexis, ein Sohn des Michael Fedorowitſch, und Enkel des Patriarchen Fedor Rumanow, der im Jahre 1645. gekrönt ward, iſt faſt nur dadurch in Europa bekannt, daß er Peter's des Groſſen Vater war.

Rusland blieb, bis zum Zaar Peter, den ſüdlichen Völkern Europens faſt ganz unbekannt, und unter einem unglüklichen Deſpotismus des Fürſten über die Bojaren, und der Bojaren über die Bauern, begraben. Die Misbräuche, worüber ſich die policirten Nationen heut zu Tage beſchweren, wären, für die Ruſſen, göttliche Ge-

ſeze geweſen. Es giebt bei uns einige Verordnungen, welche das Murren der Kaufleute und Manufakturiſten erregen; aber in dieſen nördlichen Ländern war es ſchon eine groſſe Seltenheit, ein Bette zu haben. Man ſchlief auf Brettern, welche die minder armen mit einem auf entfernten Märkten erkauften groben Tuche, oder mit der Haut eines zahmen, oder wilden, Thieres bedekten.

Als der Graf von Carlisle, Geſandter des Königs Karl's des II. von England am Ruſſiſchen Hofe, im Jahre 1663., das ganze Ruſſiſche Reich, von Archangel bis nach Polen, durchreiſte, fand er überall dieſen Gebrauch, und durchgängig Armut, die dieſer Gebrauch vorausſezte, unterdeſſen daß am Hofe Gold und Edelgeſteine im geſchmakloſeſten Pompe ſtralten.

Ein Krimiſcher Tatar, oder ein Donſcher Koſake, wenn er ein eben ſo rohes Leben führen muſſte, als der Ruſſiſche Bürger, war doch weit glüklicher, als dieſer Bürger, weil er die Freiheit hatte, zu gehn, wohin er wollte, dem Ruſſen aber verboten war, aus dem Lande zu gehn. Man ſieht aus der Geſchichte Karl's des *XII*, und der darin enthaltnen Geſchichte Peter's

des Groſſen, welchen ungeheuern Unterſchied ein halbes Jahrhundert in dieſem Reiche hervorgebracht hat. Dreiſſig Jahrhunderte hätten das nicht zu wege bringen können, was Peter dadurch ausrichtete, daß er etliche Jahre auf Reiſen zubrachte.

## Viertes Kapitel.

Von dem Osmanniſchen Reich im ſiebzehnten Jahrhunderte. Belagerung von Kandia. Falſcher Meſſias.

Nach Selim's des II. Tode, behaupteten die Osmanen ihre Ueberlegenheit in Europa und 1585.
Aſien. Unter Amurat's des III. Regierung breiteten ſie noch ihre Grenzen aus. Seine Generale eroberten auf der einen Seite Raab in Ungarn, und auf der andern Tiflis in Perſien. So furchtbar die Jengitſcheri den Feinden ſind, ſo furchtbar waren ſie auch immer ihren Herren; aber Amurat der *III.* zeigte ihnen, daß er wehrt war, ihnen zu beſelen. Eines Tages kamen ſie zu ihm, und forderten den Kopf des Tefterdar's, oder Grosſchazmeiſters. Sie ſtanden, 1593.
in vollem Tumult, an der innern Pforte des Serails und drohten dem Sultan ſelbſt.

Von allen Officieren des Serrails begleitet, befielt Amurat, die Pforte zu öfnen, ſtürzt, mit dem Säbel in der Hand, auf ſie los, und haut verſchiedne nieder; die übrigen zerſtreuen ſich, und gehorchen. Dieſe ſo ſtolze Miliz giebt es zu, daß man, vor ihren Augen, die Haupträdelsführer des Aufruhrs hinrichtet.

Was ſind das für Soldaten, gegen die ihr Herr ſelbſt den Säbel ziehn mus! Man konnte dieſe Miliz zuweilen wohl in Schranken halten, aber ſie weder an das Joch gewöhnen, noch ihr Kriegszucht beibringen, noch ſie abſchaffen; und oft ward das Kaiſerthum von ihren Händen vergeben.

Amurat's Sohn, Muhammed der *III.*, verdiente mehr, als irgend ein andrer Sultan, daß ſeine Jengitſcheri das Recht, welches ſie ſich anmaaſſen, ihre Herren zu richten, gegen ihn ſelbſt ausübten. Er fing, wie man ſagt, ſeine Regierung damit an, daß er neunzehn von ſeinen Brüdern erdroſſeln, und zwölf Weiber ſeines Vaters, die man für ſchwanger hielt, erſäufen lies. Man murrte kaum darüber. Nur die Schwachen werden geſtraft!

Die Regierung dieſes Unmenſchen war glänzend. Er ſchüzte Siebenbürgen gegen den Kai-

ſer Rudolph den II., welcher die Beſorgung ſeiner Staaten und des Kaiſerthums vernachläſſigte; verheerte Ungarn; nam Agram, in eigner Perſon, im Angeſichte des Erzherzogs Ma- 1596. thias, weg, und ſeine abſcheuliche Regierung hielt, bei allem dem, die Osmaniſche Gröſſe aufrecht.

Unter der Regierung ſeines Sohnes Achmet's des I. von 1603. bis 1631., wird alles rükgängig. Der König Schah Abbas der Groſſe von Perſien ſiegt überall über die Türken. Er nimmt ihnen Tauris wieder weg, die- 1603. ſen alten Schauplaz des Krieges zwiſchen den Türken und Perſern. Er verjägt ſie aus allen ihren Eroberungen, und befreit dadurch Rudolphen, Matthias und Ferdinand den II., von ihrer Unruhe. Er ficht für die Chriſten, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Achmet ſchlos, im Jahre 1615., einen ſchimpflichen Frieden mit dem Kaiſer Mathias. Er giebt ihm Agram, Kaniſcha, Peſth, und Stuhlweiſſenburg, zurük, welche ſeine Voreltern erobert hatten. So gros iſt das Gegengewicht des Glüks. So haben wir einen Huſum Kaſſan, und einen Ismael Sophi die Fortſchritte der Türken gegen Teutſchland

und Venedig hemmen, und einen Timur-Lenk, in vorigen Zeiten, Konſtantinopel retten geſehen.

Was nach Achmet's Tode vorgeht, kann uns deutlich beweiſen, daß die Türkiſche Regierung eine ſo unumſchränkte Monarchie nicht war, als unſre Geſchichtſchreiber vorgeben, welche dieſelbe als ein ohne alle Widerrede feſtſtehendes Geſez des Deſpotismus ſchildern. Dieſe Gewalt war, in des Sultans Händen, einem zweiſchneidigen Schwerte gleich, welches ſeinen Herren verwundete, wenn es von einer ſchwachen Hand geführt ward. Die Regierung war oft, wie der Graf Marſigli ſagt, eine ſoldatiſche Demokratie, die noch ſchlimmer iſt, als willkührliche Gewalt.

1617. Die Succeſſionsfolge war nicht beſtimmt. Die Jengitſcheri und der Divan wählten nicht Achmet's Sohn Osman, ſondern Achmet's Bruder Muſtapha, zu ihrem Kaiſer. Nach zwei Monaten wurden ſie Muſtapha's überdrüſſig, weil man ihn für unfähig hielt, zu regieren. Sie warfen ihn in's Gefängnis, und riefen ſeinen Neffen, den jungen zwölfjährigen Osman zum Kaiſer aus, unter deſſen Namen ſie in der That ſelbſt regierten.

Muſtapha hatte noch im Kerker ſeine An- 1622.
hänger. Seine Partei überredete die Jengit-
ſcheri, der junge Osman wäre Willens, ihre
Anzal zu verringern, um ihre Gewalt zu ſchwä-
chen. Unter dieſem Vorwand ward Osman
abgeſezt; man ſperrte ihn in die ſieben Thürme,
und der Groswesſir Dacut ging ſelbſt hin, und
erwürgte ſeinen Kaiſer.

Muſtapha ward zum zweitenmal aus ſei-
nem Kerker gezogen, als Sultan anerkannt, und
nach einem Jahre von ebendenſelben Jengitſcheri
wieder abgeſezt, welche ihn zweimal erwählt hat-
ten. Nie ward ein Prinz, ſeit dem Vitellius,
ſchimpflicher behandelt. Man führte ihn, auf
einem Eſel, durch die Straſſen von Konſtanti-
nopel, wo er den Beſchimpfungen des Pöbels
ausgeſezt war, und ſperrte ihn dann in die ſieben
Thürme ein, wo er, in ſeinem Gefängnis, er-
droſſelt ward.

Unter Amurat dem IV., mit dem Bei-
namen Gaſi, der Unerſchrokne, gewinnt
alles eine andre Geſtalt. Er verſchaft ſich Ehr-
furcht von den Jengitſcheri dadurch, daß er ih-
nen gegen die Perſer zu thun giebt, und ſie ſel-
ber anführt. Er nimmt den Perſern Erze-

Den 12ten Dec. 1628. rum weg. Zehn Jahre nachher eroberte er Bagdad, das alte Seleucia, die Hauptſtadt Meſopotamiens, welches wir Diarbek nennen, und welches, ſo wie Erzerum, in Türkiſchen Hän-
1638. den geblieben iſt, mit Sturm. Die Perſer glaubten hernach, ihre Grenzen nicht anders ſicher ſtellen zu können, als dadurch, das ſie eine Strekke von dreiſſig Meilen ihres eignen Landes jenſeits Bagdad verwüſteten, und die fruchtbarſte Gegend von Perſien in eine unfruchtbare Wüſtenei verwandelten. Andre Völker vertheidigen ihre Grenzen durch Feſtungen; die Perſer haben die ihre durch Verwüſtungen geſichert.

Zu eben der Zeit, da er Bagdad eroberte, ſchikte er dem groſſen Mogol Schah-Gehan, gegen ſeinen Sohn Aureng-Zeb, vierzigtauſend Mann zu Hülfe. Hätte ſich dieſer Strom, der Aſien überſchwemmte, über Teutſchland ergoſſen, welches damals von den Schweden und Franzoſen eingenommen war, und ſich ſelbſt zerfleiſchte, ſo lief Teutſchland Gefahr, den Ruhm einzubüſſen, daß es niemals war ganz unterjocht worden.

Die Türken geſtehen, daß dieſer Erobrer kein andres Verdienſt hatte, als Tapferkeit; daß er grauſam war, und daß ſeine Schwelgerei noch

ſeine Grauſamkeit vermehrte. Eine Ueberladung mit Wein machte ſeinem Leben ein Ende, 1639.
und entehrte ſein Andenken.

Ibrahim, ſein Sohn, hatte die nemlichen Laſter, war weit ſchwächer, und beſas gar keinen Mut. Indeſſen eroberten die Türken, unter ſeiner Regierung, die Inſel Kandia, und es blieb ihnen auf derſelben nichts zu erobern übrig, als die Hauptſtadt und einige feſte Pläze, welche ſich, vierundzwanzig Jahre lang, wehrten.

Dieſe, durch ihre Geſeze, Künſte, und ſogar durch ihre Fabeln, im Alterthum ſo berühmte Inſel Kreta, war ſchon, im Anfange des neunten Jahrhunderts, von den Muhammedaniſchen Arabern erobert worden. Sie hatten daſelbſt die Stadt Kandia gebaut, welche ſeitdem der ganzen Inſel ihren Namen gab. Die Griechiſchen Kaiſer hatten ſie, nach achtzig Jahren, daraus vertrieben; als aber, zu den Zeiten der Kreuzzüge, die zum Beiſtand von Konſtantinopel verbundnen Lateiniſchen Fürſten das Griechiſche Kaiſerthum angriffen, anſtatt daſſelbe zu vertheidigen, war Venedig reich genug, die Inſel Kandia zu kaufen, und auch ſo glüklich, dieſelbe beizubehalten.

Eine ſonderbare Begebenheit, und die ſehr romanenhaft ausſieht, zog die Osmanniſchen Waffen nach Kandia. Sechs Maltheſer Galeeren bemächtigten ſich eines groſſen Türkiſchen Schiffes, und gingen, mit ihrer Priſe, in einem kleinen Hafen der Inſel, Namens Calismene, vor Anker. Man behauptete, daß das Türkiſche Schif einen Sohn des Sultans am Bord hätte. Dies ward dadurch glaublicher, daß der Kislar-Aga, als das Haupt der ſchwarzen Verſchnittnen, mit verſchiednen Offizieren des Serails, am Bord war, und dieſem Kinde mit vieler Ehrfurcht begegnete. Nachdem dieſer Verſchnittne im Treffen geblieben war, verſicherten die Officiere, das Kind gehöre dem Sultan Ibrahim, und würde von ſeiner Mutter nach Aegypten geſchikt.

Dieſer Jüngling ward zu Maltha lange Zeit als der Sohn des Sultans behandelt, weil man hofte, eine ſeiner Geburt angemeſſne Ranzion zu bekommen. Der Sultan wollte aber keine Ranzion anbieten, es ſei nun, daß er nicht Luſt hatte, ſich mit den Maltheſerrittern in Unterhandlungen einzulaſſen, oder daß auch vielleicht der Gefangne nicht ſein Sohn war.

Dieſer angebliche Prinz, um den ſich die Maltheſer am Ende auch nicht mehr bekümmerten, ward ein Dominikanermönch. Er war lange, unter dem Namen des Paters Osman bekannt, und die Dominikaner haben ſich immer damit gebrüſtet, den Sohn eines Sultans in ihrem Orden zu haben.

Da die Pforte ſich an Maltha nicht rächen konnte, welches der Türkiſchen Macht, auf ſeinem unzugänglichen Felſen, ſpottet, ſo lies ſie ihren Zorn an den Venedigern aus. Sie warf ihnen vor, daß ſie, den Friedenstraktaten zuwider, die von den Maltheſer Galeeren gemachte Priſe, in ihrem Hafen aufgenommen hätten. Die Türkiſche Flotte landete auf Kandia. Man 1645.
nam Kanea weg, und in kurzer Zeit beinahe die ganze Inſel.

Ibrahim hatte nicht den geringſten Antheil an dieſer Begebenheit. Man hat oft, unter den ſchwächſten Fürſten, die gröſſten Dinge gethan. Die Jengitſcheri waren, zu Ibrahim's Zeiten, unumſchränkte Herren. Sie machten Eroberungen, aber nicht für ihn, ſondern für ſich, und für das Reich. Endlich ward er, auf eine Entſcheidung des Mufti, und auf eine Verordnung des Divans, abgeſezt.

1648. Das Türkiſche Reich war damals eine wahre Demokratie; denn nachdem man den Sultan in dem Gemach ſeiner Weiber verſperrt hatte, rief man keinen Kaiſer wieder aus; ſondern die Regierungsverwaltung dauerte, unter dem Namen des Sultans, fort, welcher nicht mehr regierte.

1649. Unſre Geſchichtſchreiber behaupten, daß Ibrahim endlich von vier Stummen erdroſſelt ward, in der falſchen Vorausſezung, daß die Stummen zur Ausführung der Todesurtheile gebraucht werden, die man im Serrail zu fällen für gut befindet. Die Stummen ſind aber nie anders, als auf dem Fus der Hofnarren und der Zwerge, betrachtet worden, und werden nie zu ernſthaften Dingen gebraucht. Die Nachricht von dem Tode dieſes, von vier Stummen erdroſſelten, Prinzen iſt nur für einen Roman zu halten. Die Türkiſchen Jahrbücher ſagen nicht, wie er geſtorben iſt; dies blieb ein Geheimnis des Serrails.

Alle die Unrichtigkeiten, welche man uns über die Regierung der Türken aufgeheftet hat, mit welchen wir ſo nahe Nachbarn ſind, müſſen unſer Mistrauen gegen die alte Geſchichte verdoppeln. Wie kann man hoffen, uns die Scythen, die Gomeriten, und die Celten, kennen zu leh-

ren, wenn man uns von demjenigen ſo übel benachrichtigt, was in der Nähe um uns vorgeht? Alles beweiſt uns, daß wir uns blos an die allgemeine öffentliche Begebenheiten in der Geſchichte der Nationen halten müſſen, und daß man ſeine Zeit verliert, wenn man einzelne Umſtände erforſchen will, in ſo fern ſie nicht durch glaubwürdige Augenzeugen bis auf uns gebracht worden ſind.

Durch ein ganz ſonderbares Schikſal war dieſer Zeitpunkt allen Königen eben ſo fatal, als dem Sultan Ibrahim. Der Teutſche Kaiſerthron war, durch den berüchtigten dreiſſigjährigen Krieg, erſchüttert. Frankreich ward durch Bürgerkriege verwüſtet, und Ludwig's des *XIV.* Mutter gezwungen, mit ihren Kindern aus ihrer Hauptſtadt zu fliehen. Karl der *I.* zu London war von ſeinen Unterthanen zum Tode verurtheilt. Der König Philipp der *IV.* von Spanien verlor auch noch Portugal, nachdem er faſt alle ſeine Beſizungen in Aſien eingebüſſt hatte.

Der Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts war der Zeitpunkt der Uſurpatoren, faſt von einem Ende der Welt bis zum andern. Cromwell unterjochte England, Schottland und Ireland.

Ein Rebell, Namens Liſt-ching, zwang den lezten Kaiſer des Schineſiſchen Stammes, ſich, mit ſeiner Gemalin und ſeinen Kindern, zu erdroſſeln, und öfnete das Schineſiſche Kaiſerthum den Tatariſchen Eroberern. Aureng-Zeb empörte ſich gegen den Mogol, ſeinen Vater, lies denſelben im Gefängniſſe ſchmachten, und genos ruhig die Früchte ſeiner Verbrechen.

Der gröſſte Tyrann Mulei-Jsmael verübte, in dem Kaiſerthum Marocco, die abſcheulichſten Grauſamkeiten. Dieſe beide Uſurpatoren, Aureng-Zeb und Mulei-Jsmael, waren diejenigen unter allen Königen auf Erden, die am glüklichſten, und am längſten, lebten. Beide wurden über hundert Jahr alt. Cromwell, der eben ſo ſchlimm war, als jene, lebte nicht ſo lange, regierte und ſtarb aber ruhig. Wenn man die Geſchichte der Welt durchläuft, ſo ſieht man Schwachheiten beſtraft, groſſe Verbrechen aber glüklich, und die Welt iſt ein weiter Schauplaz der Räuberei, der blos dem Spiel des Glüks überlaſſen iſt.

Jnzwiſchen glich der Kandiſche Krieg dem Trojaniſchen. Zuweilen bedrohten die Türken die Stadt; zuweilen wurden ſie ſelbſt in Kanea belagert, welches ſie zu ihrem Waffenplaz gemacht

macht hatten. Nie zeigten die Venediger mehr Mut und Entſchloſſenheit. Oft ſchlugen ſie die Türkiſchen Flotten. Der Schaz von San Marco ward erſchöpft, um Soldaten anzuwerben. Die Unruhen im Serrail, und die Einfälle der Türken in Ungarn, brachten die Unternemung auf Kandia, einige Jahre lang, in's Stokken; unterbrochen aber ward ſie niemals.

Endlich belagerte Achmet Cuprogli, oder Kiuperli, Muhammed's des *IV.* Grosweſſir, und Sohn eines Groswesſirs, im Jahre *1667.*, Kandia in aller Form, welches von dem Generalkapitän Francesco Moroſini, und einem Franzöſiſchen Officier Sanct André Montbrün, vertheidigt ward, dem der Senat das Kommando über die Landtruppen anvertraute.

Dieſe Stadt hätte niemals müſſen erobert werden, wenn nur die Chriſtlichen Fürſten Ludwig dem *XIV.* nachgeahmt hätten, welcher, im Jahre *1669.*, der Stadt ſechs bis ſiebentauſend Mann, unter den Befelen des Herzogs de Beaufort, und des Herzogs de Navailles, zu Hülfe ſchikte. Der Hafen von Kandia war immer frei; man durfte nur Soldaten genug hinſchikken, um den Jengitſcheri zu widerſtehn.

Die Republik war nicht mächtig genug, hinlängliche Truppen anzuwerben.

Der Herzog de Beaufort, eben derſelbe, welcher zu den Zeiten der Fronde, eine mehr ſeltſame, als berühmte, Rolle geſpielt hatte, grif, unter der Begleitung des Franzöſiſchen Adels, die Türken in ihren Laufgräben an, und warf ſie über den Haufen. Da aber ein Pulvermagazin voller Granaten in dieſen Laufgräben in die Luft flog, ſo war die ganze Frucht dieſer tapfern That verloren. Die Franzoſen glaubten, lauter Minen unter ihren Füſſen zu haben, zogen ſich in groſſer Unordnung zurük, wurden von den Türken verfolgt, und der Herzog de Beaufort, nebſt vielen Franzöſiſchen Officieren, verlor in dieſem Treffen, das Leben.

Ludwig der *XIV.*, dieſer Bundsgenoſſe des Osmaniſchen Reichs, ſtand alſo offenbar Venedig, und hernach auch Teutſchland, gegen eben dieſes Reich, bei, ohne daß die Türken darüber ſehr empfindlich zu ſein ſchienen. Man weis nicht, warum dieſer Monarch bald nachher ſeine Truppen aus Kandia zurükrief. Der Herzog de Navailles, welcher dieſelben, nach dem Tode des Herzogs de Beaufort, kommandirte,

war überzeugt, daß ſich der Plaz gegen die Türken nicht mehr halten könnte.

Der Generalkapitän Francesco Moroſini, der dieſe berühmte Belagerung ſo lange aushielt, konnte, ohne Kapitulation, die Ruinen verlaſſen, und ſich über das Meer zurükziehn, worüber er immer Herr geblieben war. Wenn er aber kapitulirte, erhielt er der Republik noch immer einige Pläze auf der Inſel, und die Kapitulation war ein Friedenstraktat. Der Weſſir Achmet Kiuperli ſezte ſeinen ganzen Ruhm, und die Ehre des Osmaniſchen Reichs, darin, Kandia einzunemen.

Dieſer Weſſir und Moroſini machten alſo Frieden, deſſen Preis die Stadt Kandia war, die in der Aſche lag, und in welcher nichts war, als etwa zwanzig kranke Chriſten. Nie ſchloſſen die Chriſten mit den Türken eine ehrenvollre Kapitulation, und die von den Siegern gewiſſenhafter beobachtet ward. Moroſini erhielt die Erlaubnis, alle, während des Krieges, nach Kandia gebrachte Kanonen einzuſchiffen. Der Weſſir gab Schaluppen her, die Bürger fortzubringen, welche auf den Venediſchen Schiffen keinen Plaz finden konnten. Dem Bürger, der ihm die Schlüſſel überreichte, gab er fünfhun-

Im September. 1669.

dert, und jedem von ſeiner Begleitung zweihundert Zechinen. Bis zum Tage der Einſchiffung beſuchten die Türken und Venediger einander, wie die beſten Freunde.

Kiuperli, der Ueberwinder von Kandia, war einer der beſten Generale in Europa, auch einer der gröſſten Miniſter, und dabei zugleich gerecht und menſchenfreundlich. Er erwarb ſich einen unſterblichen Ruhm in dieſem langen Kriege, worin, nach der Türken eignem Geſtändniſſe, zweimalhunderttauſend von ihren Truppen das Leben verloren.

Die Moroſini, (denn es befanden ſich viere dieſes Namens in der belagerten Stadt), die Cornaro, die Giuſtiniani, die Benzoni, der Marquis de Saint André Montbrün, und der Marquis de Frontenac machten ihren Namen in Europa berühmt. Man hat dieſen Krieg nicht ohne Grund mit dem Trojaniſchen verglichen. Der Grosweſſir hatte einen Griechen bei ſich, der ſich den Zunamen Ulyſſes verdiente; er hies Payanotos. Der Prinz Kantemir behauptet, daß dieſer Grieche durch eine Liſt, welche des Ulyſſes würdig war, das Konſeil von Kandia zur Kapitulation vermochte. Einige mit Proviſionen beladne Fran-

zöſiſche Schiffe waren nach Kandia unterwegs. Payanotos lies verſchiedne Türkiſche Schiffe bei Nacht in See ſtechen, und des folgenden Tages mit Franzöſiſcher Flagge auf der Rhede einlaufen, wo die Osmaniſche Flotte lag, die ſie mit groſſem Freudengeſchrei empfing. Payanotos, welcher eben mit dem Kriegskonſeil in Kandia unterhandelte, überredete ſie, daß der König von Frankreich die Republik, zu Gunſten der Türken, verlaſſen hätte, deren Bundsgenoſſe er wäre, und dieſe Liſt beſchleunigte die Kapitulation.

Der Generalkapitän Moroſini ward vor dem verſammelten Rate angeklagt, Venedig verraten zu haben. Er wurde mit eben der Heftigkeit vertheidigt, mit welcher er verklagt war. Auch hierin findet ſich eine Aehnlichkeit mit den alten Griechiſchen Republiken, und beſonders mit der Römiſchen. Moroſini rechtfertigte ſich hernach dadurch, daß er den Türken den Peloponnes, oder das heutige Morea, wegnam, welche Eroberung aber die Venediger nur gar zu kurze Zeit genoſſen. Dieſer groſſe Mann ſtarb als Doge, und lies einen Ruhm hinter ſich, der ſo lange dauern wird, als Venedig ſteht.

Während des Krieges von Kandia fiel, bei den Türken, eine Begebenheit vor, welche der

Gegenſtand der Aufmerkſamkeit von Europa und Aſien ward. Es hatte ſich ein allgemeines, auf eitle Neugier gegründetes, Gerücht verbreitet, daß das Jahr 1666. der Zeitpunkt einer groſſen Hauptveränderung auf Erden ſein würde. Die myſtiſche Zal 666., die man in der Apokalypſe findet, war die Quelle dieſer Meinung. Nie war die Eroberung des Antichriſts ſo allgemein. Die Juden ihrer Seits behaupteten, daß ihr Meſſias in dieſen Jahre geboren werden würde.

Ein Jude aus Smyrna, Namens Sabatei Sevi, ein ziemlich gelehrter Mann, der Sohn eines reichen Mäklers aus der Engliſchen Faktorei, benuzte dieſe allgemeine Meinung, und kündigte ſich als den Meſſias an. Er war beredt, von vortheilhafter Bildung, nam ein ſehr beſcheidnes Weſen an, empfal die Gerechtigkeit, ſprach wie ein Orakel, und verkündigte überall, daß die Zeiten vollendet wären. Er durchreiſte anfänglich Griechenland und Italien. Zu Livorno entführte er ein Mädchen, das er mit ſich nach Jeruſalem nam, und daſelbſt anfing, ſeinen Brüdern zu predigen.

Es iſt eine alte Ueberlieferungsſage bei den Juden, daß ihr Schiloh, ihr Meſſias, ihr Rächer und ihr König, nicht anders kommen

wird, als mit Elias. Sie bilden ſich ein, daß ſie einen Elias gehabt haben, welcher, bei der Umwandlung der Erde, wieder zum Vorſchein kommen wird.

Dieſer Eliah, den wir Elias nennen, iſt von einigen Gelehrten für die Sonne genommen worden, theils wegen der Aehnlichkeit des Namens mit dem Worte des Helios, welches bei den Griechen die Sonne bedeutet, theils weil Elias von der Erde in einem feurigen, mit vier geflügelten Pferden beſpannten, Wagen aufgefahren, welcher viel Aehnlichkeit mit dem Sonnenwagen, und ſeinen von den Dichtern erfundnen vier Roſſen, hat. Ohne uns aber bei dieſen Unterſuchungen aufzuhalten, und ohne zu prüfen, ob die Hebräiſchen Bücher, nach Alexander's Zeiten, geſchrieben worden, und nachdem die Jüdiſchen Verfaſſer etwas von der Griechiſchen Mythologie in Alexandria gehört hatten, iſt es genug, zu bemerken, daß die Juden, ſeit undenklichen Zeiten, den Elias erwarten. Noch heut zu Tage ſogar, wenn dieſe Unglüklichen ein Kind mit Ceremonie beſchneiden, ſezen ſie einen Lehnſtuhl für den Elias in den Saal, im Fall er ſie mit ſeiner Gegenwart beehren wollte.

Elias ſoll den groſſen Zebaot, den groſſen Meſſias, und die allgemeine Umwandlung aller Dinge, herbeiführen. Die Meinung iſt ſogar zu den Chriſten übergegangen. Elias ſoll kommen, und das Ende dieſer Welt, und eine neue Ordnung der Dinge, verkündigen. Faſt alle Schwärmer erwarteten einen Elias. Die Propheten in den Cevenniſchen Gebürgen, welche im Jahr 1707. nach London kamen, um Todte zu erwekken, hatten den Elias geſehn, und mit ihm geſprochen; er ſollte dem Volke erſcheinen.

Selbſt in unſern Tagen kündigte der Hauſe von Konvulſionärs, welcher, einige Jahre lang, in Paris ſein Unweſen trieb, dem Pöbel der Vorſtädte den Elias an. Die Polizei lies, im Jahre 1724., zu Bicetre zwei Elias einſperren, welche ſich darum ſchlugen, welcher von ihnen für den wahren anerkannt werden ſollten.

Sabatei Sevi muſſte ſich alſo ſchlechterdings ſeinen Brüdern, durch einen Elias, ankündigen laſſen; ſonſt hätte man ſeine Sendung für ſchimärtiſch erklärt.

Er machte einen Rabbiner, Namens Nathan, ausfündig, welcher hinlänglichen Gewinſt davon zu haben glaubte, wenn er dieſe

zweite Rolle übernäme. Sabatei erklärte den Juden in Kleinaſien und Syrien, Nathan wäre der Elias, und Nathan verſicherte, Sabatei wäre der Meſſias, der Schiloh, die Erwartung des heiligen Volks.

Beide machten groſſe Dinge zu Jeruſalem, und reformirten die Synagoge. Nathan erklärte die Propheten, und bewies deutlich, daß nach Jahresfriſt, der Sultan vom Thron geſtoſſen, und Jeruſalem die Beherrſcherin der Welt werden ſollte. Alle Juden in Syrien wurden überzeugt. Die Synagogen erſchollen von alten Weiſſagungen. Man gründete ſich auf die Worte des Jeſaia: Mache Dich auf, Zion! mache Dich auf! zeuch Deine Stärke an, ſchmükke Dich herrlich, Du heilige Stadt Jeruſalem. Denn es wird kein Unbeſchnittner und Unreiner in Dir regieren.

Alle Rabbiner führten die Stellen im Munde: Und werden alle Eure Brüder aus allen Heyden zu Euch bringen auf Roſſen und Wagen, auf Sänften, auf Mäulern, auf Läufern gen Jeruſalem zu meinem heiligen Berge. Kurz, hundert Stellen, welche Weiber und Kinder wieder-

holten, nährten ihre Hoſnung. Es war kein Jude, der nicht Anſtalt machte, ein oder mehrere Mitglieder von den zehn alten zerſtreuten Stämmen in ſein Haus aufzunemen. Die Ueberzeugung war ſo gros, daß die Juden überall ihren Handel liegen lieſſen, und ſich zur Reiſe nach Jeruſalem in Bereitſchaft hielten.

Nathan wählte zu Damasko zwölf Männer, welche den zwölf Stämmen vorſtehn ſollten. Sabatei Sevi beſuchte ſeine Brüder in Smyrna, und Nathan ſchrieb ihm: König der Könige, Herr der Herren, wenn werden wir würdig erfunden werden, im Schatten Deines Eſels zu leben? Ich werfe mich in Staub, um unter Deine Fusſohlen getreten zu werden. Sabatei ſezte in Smyrna einige Schriftgelehrten ab, die ihn nicht verkannten, und ſezte andre ein, die gelehriger waren.

Einer ſeiner heftigſten Feinde, Namens Samuel Pennia, bekehrte ſich öffentlich zu ihm, und verkündigte ihn, als den Sohn Gottes. Als ſich Sabatei eines Tages, mit einem Haufen ſeiner Anhänger, vor dem Kadi in Smyrna geſtellt hatte, ſo verſicherten alle, ſie ſähen eine Feuerſäule zwiſchen ihm und dem Ka-

di. Einige andre Wunder von gleicher Art drükten der Gewsheit seiner Sendung das Siegel auf. Verſchiedne Juden hatten ſogar nichts dringenders, als ihr Gold und ihre Edelgeſteine zu ſeinen Füſſen niederzulegen.

Der Baſſa von Smyrna wollte ihn in Verhaft nemen laſſen. Sabatei ging, mit ſeinen eifrigſten Anhängern, nach Konſtantinopel. Der Groswezir Achmet Kiuperli, der damals zur Belagerung von Kandia abging, lies ihn von dem Schiffe nemen, das ihn nach Konſtantinopel führte, und in das Gefängnis bringen. Alle Juden erhielten für Geld leichtlich Zutritt zu dem Gefängnis, wie es in der Türkei gebräuchlich iſt. Sie kamen, und warfen ſich zu ſeinen Füſſen, und küſſten ſeine Ketten. Er predigte ihnen, ermahnte ſie, ſegnete ſie, und beklagte ſich niemals.

Die Juden in Konſtantinopel, welche ſich einbildeten, daß die Ankunft eines Meſſias alle Schulden tilgte, bezalten ihre Gläubiger nicht mehr. Die Engliſchen Kaufleute von Galata kamen alſo zu Sabatei in ſeinem Gefängnis, und ſagten, er, als König der Juden, müſſte ſeinen Unterthanen befelen, ihre Schulden zu bezalen. Sabatei ſchrieb an die Beklagten: Euch, die

Ihr auf das Heil Iſrael wartet, u. ſ. w...... Bezalt Eure rechtmäſſige Schulden; wenn Ihr Euch deſſen weigert, ſo werdet Ihr nicht mit uns in unſre Herrlichkeit, und in unſer Reich eingehn.

Sabatei's Gefängnis war immer voll von ſeine Anbetern. Die Juden fingen an, hin und wieder in Konſtantinopel Aufſtand zu erregen. Das Volk war damals mit Muhammed dem *IV.* ſehr unzufrieden. Man befürchtete, daß aus der Weiſſagung der Juden Unruhen entſtehen würden. Eine ſo ſtrenge Regierung, als die Türkiſche, ſchien, denjenigen hinrichten laſſen zu müſſen, der ſich für einen König Iſrael's ausgab; indeſſen begnügte man ſich damit, ihn auf das Schlos der Dardanellen bringen zu laſſen. Nun ſchrieen die Juden, es ſtände nicht in menſchlicher Gewalt, ihm das Leben zu nemen.

Nachdem ſich ſein Ruhm in allen Ländern von Europa ausgebreitet hatte, empfing er in den Dardanellen die Deputationen der Juden von Polen, Teutſchland, Livorno, Venedig und Amſterdam. Dieſe bezalten die Erlaubnis, ihm die Füſſe zu küſſen ſehr theuer, und dies friſtete ihm wahrſcheinlicherweiſe ſein Leben. Die Ver-

theilungen des gelobten Landes wurden in den Dardanellen ruhig verabredet. Endlich ward das Gerücht von ſeinen Wundern ſo laut, daß der Sultan Muhammed neugierig ward, dieſen Menſchen zu ſehen, und ihn ſelbſt zu befragen.

Der Judenkönig ward alſo in das Serail gebracht. Der Sultan fragte ihn auf Türkiſch, ob er der Meſſias wäre? Sabatei antwortete ſehr beſcheiden, er wäre es. Weil er ſich aber in der Türkiſchen Sprache fehlerhaft ausdrükte, ſagte Muhammed zu ihm: Du ſprichſt ſehr ſchlecht für einen Meſſias, welcher doch wohl die Gabe der Sprachen beſitzen ſollte. Thuſt Du Wunder? Zuweilen, antwortete der Andre. Zieht ihn doch ganz nakt aus, ſagte der Sultan, er ſoll den Pfeilen meiner Jtſchoglans zum Ziel dienen, und wenn er unverwundbar iſt, ſo wollen wir ihn für den Meſſias anerkennen.

Sabatei fiel ihm zu Füſſen, und geſtand, daß dieſes ein Wunder wäre, welches ſeine Kräfte überſtiege. Man lies ihm darauf die Wahl, ob er geſpieſt ſein, oder ein Muſulman werden, und öffentlich in die Moſchee gehn wollte. Er bedachte ſich nicht lange, ſondern nam augenblik-

lich die Türkiſche Religion an. Nun predigte er, er wäre blos geſandt worden, um, den alten Weiſſagungen zufolge, die Türkiſche Religion, in die Stelle der Jüdiſchen, einzuführen. Inzwiſchen glaubten die Juden in entfernten Ländern noch lange an ihn, und dieſer Auftritt, der übrigens nicht blutig war, vermehrte überall ihre Beſchämung und ihre Schande.

Einige Zeit nachdem die Juden dieſen Schimpf im Osmaniſchen Reich erlebt hatten, muſſten die Chriſten der Lateiniſchen Kirche einen andern Verdrus ausſtehn. Bis dahin hatten ſie noch immer, mit Hülfe des Geldes, welches verſchiedne Fürſten von ihrer Kommunion, und hauptſächlich der König von Spanien, hergegeben hatte, die Verwahrung des heiligen Grabes zu Jeruſalem beibehalten. Der nemliche Payanotos aber, welcher den Uebergabetraktat von Kandia ſchlos, erhielt von dem Groswesſir Achmet Kiuperli, daß die Griechi-
1674. ſche Kirche künftig alle heilige Oerter in Jeruſalem in Verwahrung haben ſollte. Die Mönche der Lateiniſchen Kirche brachten eine gerichtliche Klage dagegen ein.

Die Sache ward anfänglich vor dem Kadi von Jeruſalem, und hernach vor dem groſſen

Divan zu Konſtantinopel abgehandelt. Man entſchied, daß die Forderung der Griechiſchen Kirche gerecht wäre, weil dieſelbe, ſchon vor der Kreuzzügen, Jeruſalem zu ihrem Diſtrikt gezält hätte.

Dieſe Mühe, welche ſich die Türken gaben, die Rechte ihrer Chriſtlichen Unterthanen zu unterſuchen, dieſe Erlaubnis, welche ſie ihnen ertheilten, ihre Religion, an dem Orte ſelbſt, auszuüben, der die Wiege derſelben war, iſt ein ſehr auffallendes Beiſpiel von einer zugleich blutdürſtigen und toleranten Regierung. Blos die Griechen, der Entſcheidung des Divans gemäs, Beſiz nemen wollten, widerſezten ſich eben dieſe Lateiner, und es ward Blut dabei vergoſſen. Die Regierung ſtrafte Niemanden am Leben; ein neuer Beweis von der Menſchlichkeit des Weſſirs Achmet Kiuperli, deſſen Beiſpiel ſelten nachgeahmt worden iſt. Einer ſeiner Vorgänger hatte, im Jahr 1638, den berühmten Griechiſchen Patriarchen Cyrillus von Konſtantinopel, auf die wiederholten Anklagen ſeiner Kirche, erdroſſeln laſſen. Der Karakter und die Geſinnungen derer, welche am Regierungsruder ſizen, beſtimmen überall die Zeiten der Sanftmut, oder der Grauſamkeit.

# Fünftes Kapitel.

Fernere Eroberungen der Türken. Belagerung der Stadt Wien.

Der Strom der Osmaniſchen Macht verbreitete ſich nicht allein über Kandia und die Inſeln der Republik Venedig, ſondern drang auch oft in Polen und Ungarn ein. Der nemliche Muhammed der *IV*, deſſen Grosweſſir Kandia erobert hatte, marſchirte in Perſon gegen die Polen, unter dem Vorwande, die von ihnen gemishandelten Koſaken zu beſchüzen. Er nam den Polen die Ukraine, Podollen, Vollhinien, nebſt
1672. Kammiek weg, und gab ihnen den Frieden gegegen Auflegung des jährigen Tributs von zwanzigtauſend Thalern, wovon Johann Sobiesky ſie bald wieder befreite.

Während des dreiſſigjährigen Kriegs, welcher Teutſchland zerrüttete, hatten die Türken Ungarn zu Athem kommen laſſen. Sie beſaſſen, ſeit dem Jahre 1541, beide Ufer der Donau, etwas weniges ausgenommen, bis nach Oſen hin, Oſen mit eingeſchloſſen. Amurat's des *IV* Eroberungen in Perſien hatten ihn verhindert, ſeine Waffen gegen Teutſchland zu richten.

Ganz

Ganz Siebenbürgen gehörte Fürſten, welche die Kaiſer Ferdinand der *II.* und Ferdinand der *III.* mit Schonung behandeln muſſten, und welche den Türken zinsbar waren. Der Ueberreſt von Ungarn genos der Freiheit. Zu des Kaiſers Leopold's Zeiten war es anders. Oberungarn und Siebenbürgen waren der Schauplaz der Staatsveränderungen, der Kriege, und der Verheerungen.

Unter allen Völkern, welche in dieſer Geſchichte vor unſerm Blik vorübergewandert ſind, iſt nie eins unglüklicher geweſen, als die Ungarn. Ihr entvölkertes, und zwiſchen der Proteſtantiſchen und Katholiſchen Faktion, und vielen andern Parteien getheiltes Land fiel, zu gleicher Zeit, den Türkiſchen und Teutſchen Armeen in die Hände. Man ſagt, der Fürſt Ragoczy von Siebenbürgen wäre die erſte Urſach aller dieſer Unglüksfälle geweſen. Er war der Pforte zinsbar, und die Weigerung, ſeinen Tribut zu bezalen, zog ihm die Osmaniſchen Waffen auf den Hals.

Der Kaiſer Leopold ſchikte eben den Montecuculi, der hernach Türenne's Nacheiferer ward, gegen die Türken. Ludwig der *XIV*, lies, zur Hülſe des Teutſchen Kaiſers, der 1663.

ſein natürlicher Feind war, ſechstauſend Mann marſchiren. Dieſe hatten Antheil an der berühmten Schlacht bei Sankt Gotthard, wo
1664. Montecuculi die Türken ſchlug. Aber das Osmaniſche Kaiſerthum machte, ungeachtet dieſes Sieges, einen vortheilhaften Frieden, kraft deſſen es Ofen, Neuhäuſel ſogar, und Siebenbürgen behielt.

Die von den Türken befreiten Ungarn wollten nun ihre Freiheit gegen Leopold vertheidigen, und dieſer Kaiſer kannte nichts, als die Rechte ſeiner Krone. Es brachen neue Unruhen aus. Der junge Emmerich Tekely, ein Ungariſcher Edelmann, welcher das von dem Wiener Hofe vergoſſne Blut ſeiner Freunde und Verwandten zu rächen hatte, brachte den Theil von Ungarn, welcher unter des Kaiſers Leopold's Botmäſſigkeit ſtand, zum Aufruhr. Er gab ſich unter den Schuz des Kaiſers Muhammed des *IV*, welcher ihn zum Könige von Oberungarn machte. Die Osmaniſche Pforte vergab damals vier Kronen, nemlich die von Oberungarn, Siebenbürgen, der Wallachei, und der Moldau, an Chriſtliche Fürſten.

Es fehlte nicht viel, ſo hätte Leopold, und ſein Haus, das zu Wien von Henkers Händen

vergoſſne Blut der Ungariſchen Edelleute, die es mit Tekely hielten, mit dem Verluſt von Wien und Oeſtreich bezalen müſſen. Achmet Kiuperli's Nachfolger, der Groswesſir Kara Muſtapha, erhielt von Muhammed dem *IV*, den Auftrag, unter dem Vorwande, Tekely'n zu rächen, den Teutſchen Kaiſer anzugreifen. Der Sultan Muhammed kam ſelbſt, und verſammelte ſeine Armee auf den Ebenen bei Adrianopel.

Nie brachten die Türken ein zalreichers Heer zuſammen. Es beſtand aus mehr als hundertundvierzigtauſend Mann regulirter Truppen. Die Krimiſchen Tatarn waren dreiſſigtauſend Mann ſtark. Die Freiwilligen, die Artilleriſten, die Aufſeher über das Gepäk und die Lebensmittel, die Handwerker aller Arten, und die Bedienten, machten mit der Armee, einen Haufen von etwa dreimalhunderttauſend Mann aus. Man muſſte ganz Ungarn erſchöpfen, um dieſe Menge mit Lebensmitteln zu verſehn. Kara Muſtapha's Marſch ward durch nichts gehindert. Er rükte, ohne Widerſtand, bis an die Thore von Wien, und machte gleich Anſtalten zur Belagerung dieſer Hauptſtadt. Den 16ten Juli 1683.

Der Gouverneur der Stadt, Graf von Stahremberg, hatte eine Beſazung, die eigentlich aus ſechszehntauſend Mann beſtehn ſollte, im Grunde aber nicht ſtärker war, als achttauſend. Man bewafnete die in Wien zurükgebliebnen Bürger, und ſogar auch die Univerſität. Die Profeſſoren, und die Studenten, zogen auf die Wacht, und hatten einen Arzt zum Major.

Des Kaiſers Leopold's Abreiſe machte den Schrek noch gröſſer. Er hatte ſchon am 7ten Juli mit der Kaiſerin, ſeiner Schwiegermutter, mit der Kaiſerin, ſeiner Gemalin, und mit ſeiner ganzen Familie Wien verlaſſen. Das ſchlecht befeſtigte Wien hätte ſich nicht lange halten können.

Die Türkiſchen Jahrbücher behaupten, Kara Muſtapha habe den Anſchlag gehabt, in Wien und Ungarn ein vom Sultan unabhängiges Kaiſerthum zu errichten. Er hatte ſich eingebildet, daß die Reſidenz der Teutſchen Kaiſer unermesliche Schäze in ſich faſſen müſſte.

Es iſt wirklich, von Konſtantinopel bis an das äuſſerſte Ende von Aſien, der Gebrauch, daß die Souveräne immer einen Schaz vorrätig haben, der in Kriegszeiten ihre Hülfsquellen ausmacht. Man kennt bei ihnen weder auf=

ſerordentliche Werbungen, wozu die Liferanten das Geld vorſchieſſen, noch die neue Errichtung und den Verkauf von Bedienungen, noch die auf den Staat eingeſchriebene Land- und Leibrenten. Vom Umlauf des Geldes und öffentlichem Kredit weis man nichts. Die Potentaten verſtehn weiter nichts, als Gold, Silber und Edelgeſteine aufzuhäufen; und ſo verfährt man ſeit den Zeiten des Cyrus.

Der Weſſir glaubte, es wäre bei dem Teutſchen Kaiſer eben ſo, und in dieſer Meinung trieb er auch die Belagerung nicht lebhaft genug, aus Furcht, daß, wenn die Stadt mit Sturm überginge, die Plünderung ihn um dieſe eingebildete Schäze bringen möchte. Er lies daher nie einen Generalſturm unternemen, obgleich in Wällen und Mauern groſſe Breſchen vorhanden waren, und der Stadt kein Rettungsmittel übrig blieb.

Dieſe Verblendung des Weſſirs, nebſt ſeinem Luxus, und ſeine Weichlichkeit, rettete Wien, welches ſonſt hätte verloren gehen müſſen. Er lies dem Könige Johann Sobiesky von Polen die Zeit, zum Entſaz herbeizukommen, dem Herzoge Karl'n dem V. von Lothringen aber, und

den Reichsfürſten die Zeit, eine Armee zuſammenzubringen. Die Jengitſcheri murrten; Mutloſigkeit folgte auf ihren Unwillen; Kommt, ihr Ungläubigen, riefen ſie, wir laufen, ſobald wir Eure Hüte ſehn.

In der That flohen die Türken, faſt ohne Schwertſchlag, ſobald der König von Polen, und der Herzog von Lothringen von Kahlenberg herabkamen. Kara Muſtapha, welcher darauf gerechnet hatte, ſo viele Schäze in Wien
Den 12ten Sept 1683. zu finden, muſſte alle die ſeinigen dem Sobiesky überlaſſen, und ward bald nachher erdroſſelt. Tekely, welchen dieſer Weſſir zum König gemacht hatte, fiel bald nachher bei der Osmaniſchen Pforte in den Verdacht, mit dem Teutſchen Kaiſer in Unterhandlung zu ſtehn, ward daher von dem neuen Weſſir in Verhaft genommen, und mit Ketten an Händen und Füſſen
1685. nach Konſtantinopel geſchikt. Die Türken verloren faſt ganz Ungarn.

Muhammed's des *IV.* Regierung ward
1687. nur noch durch Unglüksfälle berühmt. Moroſini eroberte den ganzen Peloponnes, welcher mehr wert war, als Kandia. Die Bomben der Venediger zerſtörten, bei dieſer Eroberung,

mehr als ein altes Denkmal, welches die Türken verſchont hatten, und unter andern, den berühmten Tempel von Athen, der den unbekannten Göttern gewidmet war. Die Jenitſcheri, welche ſo viel Unglüksfälle der Unthätigkeit des Sultans zuſchrieben, beſchloſſen, ihn abzuſezen.

Der Kaimakan, oder Gouverneur von Konſtantinopel, Muſtapha Kiuperli, der Sherif von der Moſchee Sankt Sophie, und der Nakif, oder Wächter der Standarte Muhammed's, kündigten dem Sultan an: er müſſte den Thron verlaſſen, weil die Nation es ſo haben wollte.

Der Sultan redete lange zu ſeiner Vertheidigung. Der Nakif antwortete ihm, er wäre gekommen, ihm, im Namen des Volks, anzubefelen, daß er die Regierung niederlegen, und ſie ſeinem Bruder Soliman überlaſſen ſollte. Muhammed der *IV.* erwiderte: Gottes Wille geſchehe! Da ſein Zorn auf meinen Kopf fallen ſoll, ſo geht und ſagt meinem Bruder, daß Gott ſeinen Willen, durch den Mund des Volkes, kund thut.

Die meiſten unſrer Geſchichtſchreiber behaupten, daß Muhammed der *IV.* von den Jengitſcheri ſei ermordet worden; aber die Türkiſchen Jahrbücher verſichern, daß er noch fünf Jahre im Serrail eingeſperrt lebte.

Der nemliche Muſtapha Kiuperli, welcher Muhammed den *IV.* abgeſezt hatte, ward Groswesſir unter Soliman dem *III.* Er eroberte einen Theil von Ungarn wieder, und ſtellte den Ruhm des Türkiſchen Reichs wieder her.

Seit dieſer Zeit erſtrekten ſich die Grenzen niemals mehr über Belgrad, oder Temeswar, hinaus. Die Sultane behielten Kandia; aber den Peloponnes bekamen ſie erſt im Jahre 1715. wieder. Die berühmten Schlachten, welche der Prinz Eugen gegen die Türken lieferte, haben bewieſen, daß man ſie überwinden konnte, aber daß man eben keine groſſe Eroberungen gegen ſie machen würde.

Dieſe Regierung, die man uns ſo deſpotiſch und ſo willkührlich ſchildert, ſcheint dieſer Schilderung, nur unter Muhammed dem *II.*, Soliman, und Selim dem II., zu gleichen, unter deren Willen ſich alles beugen muſſte. Aber faſt unter allen andern Padiſchahs oder Kaiſern,

und beſonders in unſern lezten Zeiten, findet man in Konſtantinopel die Regierung von Algier und Tunis wieder. Im Jahr 1703. ſahe man den Padiſchah Muſtapha den II., durch einen förmlichen Prozes, von der Miliz und den Bürgern von Konſtantinopel abſezen. Man wählte keins von ſeinen Kindern zu ſeinem Nachfolger, ſondern ſeinen Bruder Achmet den III.

Eben dieſer Kaiſer Achmet wird, im Jahr 1730., von den Jengitſcheri und dem Pöbel verurtheilt, die Krone niederzulegen, und ſie ſeinem Neffen Machmut zu übergeben; und er gehorcht ohne Widerſtand, nachdem er fruchtloſerweiſe ſeinen Grosweſſir, und ſeine vornemſten Officiere, dem Groll der Nation aufgeopfert hatte. Das ſind nun die ſo unumſchränkten Souveräne! Man bildet ſich ein, daß ein Menſch, durch die Geſeze, willkührlicher Herr eines groſſen Theils der Erde iſt, weil er ungeſtraft einige Verbrechen in ſeinem Hauſe begehn, und die Ermordung etlicher Sklaven anbefelen kann; aber er darf die Nation nicht verfolgen, und iſt öfter der Unterdrükte, als der Unterdrükker.

Die Sitten der Türken enthalten viel Kontraſtirendes. Sie ſind zugleich wild und men-

ſchenfreundlich; ſind habſüchtig, und begehn doch faſt nie einen Diebſtal; ihr Müſſiggang verleitet ſie weder zum Spiel, noch zur Unmäſſigkeit; ſehr Wenige bedienen ſich des Vorrechts, mehrere Weiber zu nemen, oder mehrere Sklavinnen zu haben, und es giebt keine groſſe Stadt in Europa, wo ſo wenige öffentliche Weibsbilder zu finden ſind, als in Konſtantinopel.

Bei ihrer unverbrüchlichen Anhänglichkeit an ihre Religion haſſen und verachten ſie die Chriſten, die ſie als Gözendiener betrachten; und doch dulden ſie dieſelbe, und ſchüzen ſie, in ihrem ganzen Reich, und in der Hauptſtadt. Es iſt den Chriſten erlaubt, in dem weitläuftigen Viertel, welches ſie in Konſtantinopel bewohnen, ihre Prozeſſionen zu halten, und man ſieht, bei dieſen Prozeſſionen, in den Straſſen vier Jenitſcheri vorausgehn.

Die Türken ſind ſtolz, und wiſſen nichts vom Adel; ſie ſind herzhaft, und halten nichts von Zweikämpfen. Dieſe Tugend haben ſie mit allen Völkern Aſien's gemein, und ſie rührt von ihrer Gewohnheit her, nie Waffen zu tragen, als wenn ſie in den Krieg gehn. Dies war auch der Gebrauch bei den Griechen und den Römern;

und die entgegengeſezte Gewohnheit ſchlich ſich bei den Chriſten nur zu den Zeiten der Barbarei, und der Ritterſchaft ein, da man es ſich zur Pflicht und zur Ehre rechnete, mit Spornen an den Abſäzen zu Fuſſe zu gehn, und mit einem langen Degen an der Seite ſich zu Tiſche zu ſezen, oder zum Gebet zu gehn. Der Chriſtliche Adel zeichnete ſich, durch dieſe Gewohnheit, aus, welche bald, wie ſchon geſagt, vom niedrigſten Pöbel befolgt, und endlich den Lächerlichkeiten beigezählt ward, die man nicht mehr bemerkt, weil man ſie alle Tage ſieht.

## Sechstes Kapitel.

### Von Perſien, ſeinen Sitten, und ſeiner lezten Staatsveränderung, und von Thomas Kulikan, oder Schah Nadir.

Perſien war damals mehr verfeinert, als die Türkei; die Künſte waren daſelbſt mehr in Ehren, die Sitten ſanfter, und die allgemeine Polizei ward viel genauer beobachtet. Dies iſt nicht blos Wirkung des Himmelsſtrichs; die Araber hatten daſelbſt, fünf ganze Jahrhunderte hindurch, Künſt' und Wiſſenſchaften getrieben. Eben dieſe

Araber waren es, welche Iſpahan, Schiras, Kasbin, Kaskum, und mehrere andre groſſe Städte bauten; die Türken hingegen haben keine einzige gebaut, und verſchiedne zu Trümmern verfallen laſſen.

Die Tatarn unterjochten Perſien zweimal nach der Regierung der Arabiſchen Kalifen; aber ſie vertilgten die dortigen Künſte nicht, und als die Familie der Sophis zur Regierung kam, brachte ſie die ſanften Sitten aus Armenien mit, wo dieſe Familie lange Zeit gewohnt hatte. Die Perſiſchen Manuſakturarbeiten wurden für fleiſſiger gearbeitet, und beſſer vollendet, gehalten, als die Türkiſchen. Die Wiſſenſchaften hatten daſelbſt weit gröſſre Aufmunterungen. Es war keine Stadt, worin ſich nicht mehrere Schulen und Stiftungen befanden, in welchen man in den ſchönen Wiſſenſchaften unterrichtete.

Die Perſiſche Sprache, welche ſanfter und wohlklingender iſt, als die Türkiſche, hat die anmutigſten Gedichte aufzuweiſen. Die alten Griechen, welche Europens erſte Lehrmeiſter waren, ſind noch jezt die Lehrmeiſter der Perſer. Alſo war ihre Philoſophie, im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte, ungefähr in dem nemlichen Zuſtand, wie die unſrige.

Die Sterndeuterkunſt hatten ſie ihrem eignen Lande zu danken, und ſie waren derſelben, wie wir es ſchon angeführt haben, mehr ergeben, als irgend ein Volk auf Erden. Die Gewohnheit, die glüklichen Tage weis, und die unglüklichen ſchwarz, zu bezeichnen, hat ſich bei ihnen auf das gewiſſenhafteſte erhalten. Sie war ſehr eingeriſſen bei den Römern, welche ſie von den Aſiatiſchen Nationen angenommen hatten. Unſre Landleute glauben nicht ſo feſt an die Tage, die zum Säen und Pflanzen gut ſind, und in ihren Kalendern dafür angekündigt werden, als die Hofleute zu Iſpahan an die für die Geſchäfte günſtigen oder ſchädlichen Stunden.

Die Perſer hatten, wie viele unſrer Nationen, einen Ueberflus an Wiz und Irrthümern. Einige Reiſende haben verſichert, daß dieſes Land nicht ſo bevölkert wäre, als es ſein könnte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es, zu den Zeiten der Magier, volkreicher und fruchtbarer war. Der Akkerbau war damals ein Religionspunkt. Er iſt von allen Gewerben dasjenige, welches einer zalreichen Familie am meiſten bedarf, und, durch Erhaltung der Geſundheit und Leibesſtärke, den Menſchen am leichteſten in den Stand ſezt, mehrere Kinder zu zeugen und zu ernähren.

Inzwiſchen war Iſpahan, vor den lezten Staatsveränderungen, eben ſo gros und eben ſo volkreich, als London. In Tauris zählte man über fünfmalhunderttauſend Einwohner. Kaskum verglich man mit Lyon. Unmöglich kann eine Stadt volkreich ſein, wenn es das platte Land nicht iſt, es wäre denn, daß dieſe Stadt ſich einzig und allein vom auswärtigen Handel nährte. Man hat nur ſehr ſchwankende Kenntniſſe von der Bevölkerung der Türkei, und von Perſien, und von allen Aſiatiſchen Staaten, Schina ausgenommen; aber es iſt ausgemacht, daß jedes polizirte Land, welches groſſe Armeen aufſtellt, und viel Manufakturen hat, die erforderliche Anzahl von Menſchen beſizt.

Der Perſiſche Hof zeigte mehr Pracht, als die Osmanniſche Pforte. Man glaubt, eine Beſchreibung aus den Zeiten des Xerxes zu leſen, wenn man bei unſern Reiſenden die Pferde ſieht mit reichen Dekken behangen, ihr Geſchirr von Gold und Edelgeſteinen ſtralend, und die viertauſend goldne Gefäſſe, wovon Chardin ſpricht, und welche zur Tafel des Königs von Perſien gebraucht wurden.

Gemeine Dinge, und beſonders Eswaaren, waren dreimal wohlfeiler zu Iſpahan und Kon-

ſtantinopel, als bei uns. Dieſer niedrige Preis iſt ein Beweis des Ueberfluſſes. Die Reiſenden, wie Chardin, welche Perſien gut gekannt haben, ſagen uns wenigſtens nicht, daß alle Ländereien dem Könige gehören. Sie geſtehn, daß es daſelbſt, wie an allen Orten, Königliche Domänen, der Geiſtlichkeit geſchenkte Landgüter, und liegende Gründe giebt, welche Privatperſonen rechtmäſſig beſizen, und welche von Vater auf Sohn forterben.

Alles, was man uns von Perſien ſagt, überzeugt uns, daß es kein monarchiſches Land gab, wo man ſich der Rechte der Menſchheit mehr erfreuen konnte. Man hatte ſich daſelbſt, mehr als in irgend einem Orientaliſchen Lande, Mittel wider die Langeweile verſchaft, welche überall das Leben vergiftet. Man verſammelte ſich in ungeheuern Sälen, welche man Kaffeehäuſer nannte, wo einige dieſes Getränk ſchlürften, welches unter uns, nur erſt ſeit dem Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, gebräuchlich iſt; andre ſpielten, oder laſen, oder hörten Leuten zu, welche Erzälungen machten, unterdeſſen daß, an dem einen Ende des Saals, ein Geiſtlicher, für etwas Geld, predigte, und an dem andern Ende Leute, welche ſich eine Kunſt daraus

gemacht haben, andern die Zeit zu vertreiben, alle ihre Talente auskramten.

Alles dieſes verkündigt ein geſelliges Volk, und alles ſagt uns, daß daſſelbe verdiente, glük-lich zu ſein. Es war es, wie man verſichert, unter der Regierung des Schah Abbas, den man den Groſſen nennt. Dieſer angeblich groſſe Mann war ſehr grauſam; aber man hat Beiſpiele, daß grauſame Menſchen die Ordnung und das allgemeine Beſte geliebt haben. Die Grauſamkeit wird nur gegen Privatperſonen ausgeübt, welche ohn' Unterlas den Blikken des Tyrannen ausgeſezt ſind, und dieſer Tyrann wird doch, durch ſeine Geſeze, zuweilen der Wohl-thäter des Vaterlandes.

Schah Abbas, ein Nachkömmling des Ismael Sophi, machte ſich dadurch zum Deſpoten, daß er eine Miliz ausrottete, welche ungefähr von der Art war, wie die Jengitſcherl, und die Prätorianiſchen Wachten. So vernich-tete der Zaar Peter die Miliz der Strelzi, um ſeine Macht zu befeſtigen. Wir ſehn überall auf dem Erdboden Truppen, in mehrere kleine Korps vertheilt, den Thron befeſtigen, und Truppen, die in einen groſſen Körper zuſammengeſchmol-

zen

zen ſind, über den Thron ſchalten, und umſtürzen.

Schah Abbas verpflanzte Völker von nem Lande in das andre; das thaten die Türken niemals. Mit dieſen Kolonien gelingt es ſelten. Von dreiſſigtauſend Chriſtlichen Familien, welche Schah Abbas von Armenien und Georgien nach Mezanderan, an das Kaſpiſche Meer hin verſezte, ſind nicht mehr, als vier bis fünfhundert, übrig geblieben; aber er führte öffentliche Gebäude auf, baute Städte wieder, und machte nüzliche Stiftungen. Er nam den Türken alles wieder ab, was Soliman und Selim von Perſien erobert hatten. Er jagte die Portugieſen aus Ormuz, und alle dieſe groſſe Thaten erwarben ihm den Namen der Groſſe. Er ſtarb im Jahre 1629.

Sein Sohn Schah Sophi, welcher grauſamer, als Schah Abbas, aber nicht ſo kriegriſch, auch nicht ſo ſtaatsklug, in Schwelgereien verſunken, und dadurch ganz geiſtlos war, führte eine unglükliche Regierung. Der Grosmogol Schah Gehan nam den Perſern Kandahar weg, und der Sultan Amurat der IV. eroberte, im Jahre 1638., Bagdad mit Sturm.

Von dieſer Zeit an ſieht man die Perſiſche Monarchie merklich verfallen, bis endlich die Weichlichkeit des Stammes der Sophis ihren gänzlichen Untergang verurſachte. Die Verſchnittnen beherrſchten das Serrail und das ganze Reich unter Muza Sophi, und unter Huſſein, dem Lezten dieſes Stammes.

Es iſt die niedrigſte Stufe der Herabwürdigung der menſchlichen Natur, und die Schande des Orients, die Menſchen ihrer Mannheit zu berauben, und die äuſſerſte Gewaltthätigkeit des Deſpotismus, ſolchen Elenden die Regierung anzuvertrauen. Ueberall, wo die Gewalt derſelben auf's höchſte geſtiegen iſt, waren Umſturz und Verfall die Folgen davon. Schah Huſſein's Schwachheit zog dem Reich eine ſolche Auszehrung zu, und die Faktionen der ſchwarzen und weiſſen Verſchnittnen ſezten es in ſo heftige Unruhen und Verwirrung, daß, wenn Myriweis und ſeine Aguanen dieſe Dynaſtie nicht vertilgt hätten, ſie durch ſich ſelbſt wäre zerſtört worden. Es iſt einmal Perſien's Schikſal, daß alle ſeine Dynaſtieen mit Kraft anfangen, und in Schwachheit endigen. Faſt alle dieſe Familien hatten das Schikſal des Sardan-Pull, den wir Sardanapal zu nennen pflegen.

Dieſe Aguanen, welche Perſien, im Anfange unſers gegenwärtigen Jahrhunderts, umgekehrt haben, waren eine alte Kolonie von Tataren, welche die Gebürge von Kandahar, zwiſchen Indien und Perſien bewohnten. Faſt alle Staatsveränderungen, welche dem Schikſale dieſer Länder eine andre Geſtalt gegeben haben, ſtammen von Tatarn her. Die Perſer hätten, um das Jahr 1650, unter Schah-Abbas dem *II*, dem Mogol Kandahar wieder weggenommen; und das war ihr Unglük. Die Miniſter des Schah-Huſſein, eines Enkels des Schah-Abbas des *II*, gingen mit den Aguanen übel um. Myriweis, der nur ein bloſſer Privatmann war, aber viel Mut zu Unternemungen hatte, ſezte ſich an ihre Spize.

Auch dieſes iſt eine von den Staatsveränderungen, woran der Karakter des Volks, das ſie bewirkte, mehr Antheil hatte, als der Karakter ihrer Häupter. Denn als Myriweis meuchelmördriſch umgebracht, und ein andrer Barbar, Namens Machmud, ſein eigner Neffe, ein Jüngling von achtzehn Jahren, an ſeine Stelle gekommen war, ſo verlor ſich ſchon die Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer junge Menſch durch ſich ſelbſt viel ausrichten, und dieſe ungezogne Han-

ſen wilder Bergbewohner ſo anführen könnte, wie unſre Generale ihre regulirten Armeen.

Huſſein's Regierung war verachtet, und da die Provinz Kandahar die Unruhen angefangen hatte, ſo empörten ſich auch die Provinzen am Kaukaſus, nach Georgien hin. Endlich belagerte Machmud Jspahan im Jahre 1722. Schah-Huſſein übergab ihm dieſe Hauptſtadt, legte die Krone zu ſeinen Füſſen nieder, erkannte ihn für ſeinen Herrn, und ſchäzte ſich glüklich, daß Machmud ſich herablies, ſeine Tochter zu heuraten.

Alle Schilderungen der Grauſamkeiten und Unglüksfälle der Menſchen, welche wir, ſeit Karl's des Groſſen Zeiten, unterſuchen, haben nichts ſchreklichers, als die Folgen der Staatsveränderung in Jspahan. Machmud glaubte, ſich nicht anders feſtſezen zu können, als wenn er die Familien der vornemſten Bürgen erwürgen lies. Ganz Perſien war, dreiſſig Jahre lang, was Teutſchland vor dem Weſtphäliſchen Frieden, Frankreich zu Karl's des *VI.* Zeiten, und England in den Kriegen der roten und der weiſſen Roſe, war. Aber Perſien fiel aus einem weit blühendern Zuſtand in einen weit gröſſern Abgrund von Elend.

Auch an dieſen Verwüſtungen hatte die Religion Antheil. Die Aguanen hielten es mit Omar, wie die Perſer mit Aly, und dieſer Machmud, als Haupt der Aguanen, miſchte den niederträchtigſten Aberglauben unter die verabſcheuungswürdigſten Grauſamkeiten. Er ſtarb wahnſinnig, im Jahre 1725; nachdem er Perſien verheert hatte. Ein neuer Uſurpator, von der Nation der Aguanen, Namens Asraf, war ſein Nachfolger. Perſien's Verwüſtung ward von allen Seiten gröſſer.

Die Türken überſchwemmten daſſelbe von Georgien, dem alten Kolchis, her. Die Ruſſen fielen die Provinzen deſſelben an, vom Norden nach Weſten des Kaſpiſchen Meers, bis an die Thore von Derbent in Schirvan, welches vormals Iberien und Albanien hies. Wir finden keine Nachricht, was, unter ſo vielen Unruhen, aus dem abgeſezten Könige Schah-Huſſein geworden iſt. Dieſer Prinz iſt nur dadurch bekannt, daß mit ihm der Zeitpunkt des Elends ſeines Vaterlands angefangen hat.

Einer von den Söhnen dieſes Kaiſers, Namens Thamas, welcher der Niedermezlung der Kaiſerlichen Familien entgangen war, hatte noch getreue Unterthanen, welche ſich, bei Tauris,

um ihn herum verſammelten. Die bürgerlichen Kriege, und die Zeiten des Unglüks, bringen immer auſſerordentliche Menſchen hervor, welche, bei ruhigen Zeiten, unbekannt geblieben wären. Der Sohn eines Schäfers ward der Beſchüzer des Prinzen Thamas, und die Stüze des Throns, den er in der Folge ſelbſt uſurpirte. Dieſer Menſch, der ſich in die Reihe der gröſſten Eroberer geſtellt hat, hies Nadir. Er hütete ſeines Vaters Schafe in den Ebnen von Koraſſan, einem Theil des alten Hirkanien's und Baktrien's.

Man mus ſich dieſe Schäfer nicht wie die unſrigen vorſtellen. Das Hirtenleben, welches ſich in mehr, als Einer, Gegend von Aſien erhalten hat, iſt nicht ohne Wohlhabenheit. Die Zelter dieſer reichen Schäfer ſind viel beſſer, als die Häuſer unſrer Landleute. Nadir verkaufte verſchiedne groſſe Heerden ſeines Vaters, und ſezte ſich an die Spize eines Haufen von Banditen, welches noch jezt in dieſen Ländern ſehr gewöhnlich iſt, wo die Völker die Sitten der alten Zeiten beibehalten haben.

Er ſties, mit ſeinem Haufen, zum Prinzen Thamas, und durch Ehrgeiz, Mut, und Thätigkeit, ſchwang er ſich ſo weit empor, daß er

ſich an der Spize einer Armee befand. Er lies ſich damals Thamas Kuli-Kan, das heiſſt, den Kan, den Sklaven des Thamas, nennen. Aber der Sklave war Herr und Meiſter unter einem Prinzen, der eben ſo ſchwach und ſo weibiſch war, als ſein Vater Huſſein. Er eroberte Jspahan, und ganz Perſien, wieder, 1729. verfolgte den neuen König Asraf, bis nach Kandahar, überwand ihn, nam ihn gefangen, und lies ihm den Kopf abſchlagen, nachdem er ihm die Augen hatte ausreiſſen laſſen.

Nachdem Kuli-Kan ſolchergeſtalt den Prinzen Thamas auf den Thron ſeiner Voräl-tern wieder hergeſtellt, und ihn in den Stand geſezt hatte, undankbar zu ſein, wollt' er ihn auch daran verhindern, es zu werden. Er ſperr-te denſelben in der Hauptſtadt von Khoraſan ein, und indem er immer im Namen dieſes gefangnen Prinzen handelte, ging er hin, und führte Krieg mit den Türken, weil er wohl wuſſte, daß er ſeine Macht auf keinem andern Wege befeſtigen konnte, als auf eben dem, auf welchem er ſie erworben hatte. Er ſchlug die Türken in Schirvan, eroberte dieſes ganze Land wieder, und ſicherte ſeine Eroberungen durch einen Frieden mit den Ruſſen.

1736. Nun lies er ſich, unter dem Namen Schah-Nadir, zum Könige von Perſien erklären. Er vergas die alte Gewohnheit nicht, denenjenigen die Augen ausſtechen zu laſſen, welche ein Recht zum Thron haben können. Dieſe Grauſamkeit ward an ſeinem Souverän Thamas ausgeübt. Die nemlichen Armeen, welche dazu gedient hatten, Perſien zu verheeren, dienten auch dazu, es ſeinen Nachbaren furchtbar zu machen. Kuli-Kan ſchlug die Türken mehrmalen in die Flucht. Er ſchlos endlich einen ehrenvollen Frieden, kraft deſſen die Türken alles zurükgaben, was ſie jemals den Perſern abgenommen hatten, Bagdad und ſein Gebiet ausgenommen.

Kuli-Kan, mit Verbrechen und Ruhm belaſtet, marſchirte nachher nach Indien, um es zu erobern, wie wir im Kapitel vom Mogol ſehn werden. Als er in ſein Vaterland zurükkam, fand er, daß ſich eine Partei, zu Gunſten der vom Königlichen Hauſe noch übrigen Prinzen zuſammengethan hatte, und mitten unter dieſen neuen Unruhen ward er von ſeinem eignen Neffen ermordet, und ſtarb alſo wie Myrweis, der erſte Urheber des Aufſtandes.

Perſien ward nun von neuem der Schauplaz bürgerlicher Kriege. So viele Verheerun-

gen vernichteten daſelbſt den Handel und die Künſte, indem ſie einen Theil des Volks aufrieben; aber wo der Boden fruchtbar, und die Nation betriebſam iſt, da wird, mit der Zeit, alles wieder gut gemacht.

## Siebentes Kapitel.

### Vom Mogol.

Dieſe bewundernswürdige Verſchiedenheit an Sitten, Gewohnheiten, Geſezen und Staatsveränderungen, welche alle aus einem und eben demſelben Grundquell, dem Intereſſe, entſpringen, macht das Gemälde unſrer Welt aus. Wir haben weder in Perſien, noch in der Türkei, gefunden, daß ein Sohn ſich wider ſeinen Vater empört hätte. In Indien ſehn wir, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, die beiden Söhne des Gros Mogols Gehan-Gir ihn, einen nach dem andern, bekriegen.

Einer dieſer Prinzen, Namens Schah-Gehan, bemächtigt ſich des Reichs, im Jahre 1627, nach dem Tode ſeines Vaters Gehan-Gir, zum Nachtheil eines Enkels, welchem Gehan-Gir den Thron hinterlaſſen hatte. Die

Erbfolge war in Aſien kein anerkanntes Geſez, wie unter den Nationen von Europa. Dieſe Völker hatten eine Unglüksquelle mehr, als wir.

Schah=Gehan, welcher ſich gegen ſeinen Vater empört hatte, ſah in der Folge auch ſeine Kinder ſich gegen ihn auflehnen. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie Souveräne, welche ihren eigenen Kindern nicht verwehren konnten, Armeen gegen ſie zu werben, ſo unumſchränkt ſein konnten, als man es uns überreden will. Indien ſcheint ungefähr ſo beherrſcht worden zu ſein, wie die Europäiſchen Königreiche zur Zeit der groſſen Lehne. Die Gouverneurs der Hinduſtaniſchen Provinzen waren Herren in ihren Gouvernements, und die Kinder der Kaiſer machte man zu Vicekönigen. Dies war offenbar eine ewige Quelle von Bürgerkriegen. Sobald auch nur die Geſundheit des Kaiſers Schah=Gehan anfing, zu wanken, ſo griffen ſeine vier Söhne, deren jeder Befelshaber in einer Provinz war, zu den Waffen, um ſeine Nachfolger zu ſein. Darin waren ſie einig, ihren Vater vom Thron zu ſtoſſen, und unter einander bekriegten ſie ſich. Dies war genau die Geſchichte Ludwig's des Gutmütigen, oder des Schwachen. Aureng=Zebe, der Laſterhafteſte der vier Brüder, war der glüklichſte.

Eben die Heucheley, welche wir am Cromwell geſehn haben, finden wir an dieſem Indiſchen Fürſten wieder; eben die Verſtellung, und eben die Grauſamkeit, nur mit noch unnatürlichern Geſinnungen. Er verband ſich anfänglich mit einem ſeiner Brüder, und bemächtigte ſich der Perſon ſeines Vaters Schah Gehan, den er beſtändig im Gefängniſſe hielt; nachher meuchelmordete er den nemlichen Bruder, deſſen er ſich bedient hatte, als ein gefährliches Werkzeug, das man vertilgen muſſte. Seine andre beide Brüder verfolgt er, beſiegt ſie, und läſſt ſie endlich, einen nach dem andern, erdroſſeln.

Aureng-Zebe's Vater lebte unterdeſſen noch. Sein Sohn hielt ihn im härteſten Gefängnis, und der Name des alten Kaiſers war oft der Vorwand zu Verſchwörungen gegen den Tyrannen. Er ſchikte endlich ſeinem Vater, der von einer leichten Unbäslichkeit befallen wurde, einen Arzt, und der Greis gab ſeinen Geiſt auf. Ganz Aſien hielt dafür, daß Aureng-Zebe ihn hätte vergiften laſſen. 1666.

Kein Menſch hat beſſer bewieſen, daß Glük nicht der Lohn der Tugend iſt. Dieſem Mann, der mit dem Blute ſeiner Brüder beflekt war, und den Tod ſeines Vaters auf ſeinem Gewiſſen

hatte, glükten alle ſeine Unternemungen. Er ſtarb erſt im Jahre 1707 in einem Alter von hundertunddrei Jahren. Nie ward einem Für-ſten eine ſo lange und ſo glükliche Laufbahn zu Theil.

Er vermehrte das Reich der Mogoln mit den Königreichen Viſapur und Golkonda, mit dem ganzen Lande Karnatik, und beinahe der ganzen groſſen Halbinſel zwiſchen den Küſten von Koromandel und Malabar. Dieſer Menſch, der unter Henkers Händen geſtorben wäre, wenn er nach den gewöhnlichen Geſezen der Nationen hätte gerichtet werden können, iſt ohne Widerrede der mächtigſte Fürſt des ganzen Erdbodens geweſen. Die Pracht der Perſiſchen Könige, ſo blendend ſie uns auch vorgekommen, war bloſſe Anſtrengung eines mittelmäſſigen Hofes, der etwas Stolz zur Schau legt, in Vergleichung mit Aureng Zebe's Reichthümern.

Die Aſiatiſchen Fürſten haben zu allen Zeiten Schäze aufgehäuft. Sie ſind an dem, was ſie zuſammenſcharrten, reich geweſen, anſtatt daß in Europa die Fürſten durch das Geld reich ſind, welches in ihren Staaten umläuft. Timur Lenk's Schaz war noch vorhanden, und alle ſeine Nachfolger hatten ihn vermehrt. Au-

reng Zebe that noch erſtaunliche Reichthümer hinzu. Ein einziger ſeiner Thronen iſt von Tavernier auf hundertundſechszig Millionen ſeiner Zeit geſchäzt worden, welche dreihundert Millionen jezigen Geldes betragen. Zwölf goldne Säulen, welche den Himmel dieſes Thrones ſtüzten, waren mit groſſen Perlen beſezt. Der Thronhimmel von Perlen und Diamanten trug einen groſſen Pfau mit einem ausgebreiteten Schweif von Edelſteinen; alles Uebrige ſtand mit dieſer ſeltnen Pracht im Verhältnis. Der feierlichſte Tag des Jahres war derjenige, an welchem man den Kaiſer, in Gegenwart des Volks, in goldnen Waageſchalen weg, und an dieſem Tage bekam er über funfzig Millionen an Geſchenken.

Wenn jemals der Himmelsſtrich einen Einflus auf die Menſchen gehabt hat, ſo iſt es gewis in Indien. Die Kaiſer legten daſelbſt den nemlichen Luxus zur Schau, und lebten in eben der Weichlichkeit, wie die Indiſchen Könige, deren Quintus Curtius erwähnt, und die Tatariſchen Sieger namen unvermerkt die nemlichen Sitten an, und wurden Indier.

Aller dieſer übertriebne Reichthum und Luxus hat zu weiter nichts gedient, als Hinduſtan

unglüklich zu machen. Im Jahre 1739 widerfuhr Aureng Zebe's Enkel Mahamad-Scha eben das, was Krösus erleben muſste. Man hatte dieſem Könige Lydien's geſagt: Du haſt viel Gold; wer ſich aber des Eiſens beſſer zu bedienen weis, als Du, wird Dich alles dieſes Goldes berauben.

Thamas Kuli Kan, der ſich auf den Perſiſchen Thron geſchwungen, nachdem er ſeinen Herrn von demſelben heruntergeſtoſſen, die Aguanen beſiegt, und Kandahar wieder erobert hatte, kam bis zur Hauptſtadt von Indien, ohne irgend eine andre Urſach, als die Begierde, dem Mogol alle die Schäze zu rauben, welche die Megeln von den Indiern genommen hatten.

Man findet nicht leicht ein Beiſpiel, weder von einer gröſſern Armee, als die, welche der Gros Megol Mahamad gegen Thamas Kuli Kan zuſammengebracht hatte, noch von einer gröſſern Schwäche. Zwölfmalhunderttauſend Mann, zehntauſend Kanonen, und zweitauſend zum Streit gerüſtete Elephanten, ſezte er dem Sieger von Perſien entgegen, der nicht ſechszigtauſend Mann bei ſich hatte. Solche Macht hatte Darius nicht gegen Alexander'n angeführt.

Man ſezt noch hinzu, daß dieſe Menge von Indiern, von der Seite, welche Thamas Kuli Kan angreiſen konnte, durch Verſchanzungen gedekt war, welche eine Strekke von ſechs Franzöſiſchen Meilen einnam. Das hies wohl recht ſeine eigne Schwäche fühlen.

Dieſe unzälbare Armee ſollte die Feinde umringen, ihnen die Kommunikation abſchneiden, und ſie, in einem Lande, das ihnen gänzlich fremd war, verhungern laſſen. Es war aber im Gegentheil die kleine Perſiſche Armee, welche die groſſe belagerte, ihr die Lebensmittel abſchnitt, und ſie einzeln aufrieb.

Der Gros-Mogol Mahamad ſchien blos gekommen zu ſein, ſeine eitle Gröſſe zur Schau zu legen und dieſelbe krieggeübten Räubern zu unterwerfen. Er demütigte ſich vor Thamas Kuli Kan, der im Ton eines Herrn mit ihm ſprach, und ihn als einen Unterthan behandelte.

Der Sieger zog in Delhi ein, welche Stadt uns gröſſer und volkreicher beſchrieben wird, als Paris und London. Er ſchleppte den reichen und elenden Kaiſer in ſeinem Gefolge mit ſich, ſperrte ihn gleich in einen Thurn ein, und lies ſich ſelbſt zum Kaiſer von Indien ausrufen.

Einige Mogoliſche Offiziere verſuchten, ſich einer Nacht zu Nuze zu machen, da die Perſer ſich der Schwelgerei ergeben hatten, um gegen ihre Ueberwinder die Waffen zu ergreifen. Thamas Kuli Kan lies darauf die Stadt plündern; faſt alles ward mit Feuer und Schwert verheert. Er führte weit mehr Schäze von Delhi weg, als die Spanier, bei der Eroberung von Mexiko, genommen hatten.

Dieſe durch vierhundertjährige Räubereien aufgehäufte Schäze kamen, durch eine andre Räuberei, nach Perſien, und haben die Perſer nicht abgehalten, lange Zeit das unglüklichſte Volk auf Erden zu ſein. Sie ſind daſelbſt, während der bürgerlichen Kriege, verſplittert oder vergraben worden, bis irgend' ein Tyrann ſie wieder zuſammenbringt.

Kuli Kan hatte, bei ſeiner Rükreiſe aus Indien nach Perſien, die Eitelkeit, dem von ihm entthronten Mahamad Schah den Kaiſertitel zu laſſen; die Regierung aber übergab er einem Vicekönige, der den Grosmogol auf den Thron geſezt, und ſich von demſelben unabhängig gemacht hatte. Er ris von dieſem weitläufigen Kaiſerthum drei Königreiche ab, nemlich Kaſchemir, Kabu und Multan, um ſie Perſien einzu-

verleib

verleiben, und legte Hinduſtan einen Tribut von etlichen Millionen auf.

Hinduſtan ward nun von dem Vicekönige, und einem von Thamas Kuli-Kan angeordneten Rate, regiert. Aurung Zebe's Enkel behielt den Titel eines Königs der Könige, und eines unumſchränkten Beherrſchers der Welt, und war weiter nichts, als — ein Schattenbild. Alles kam hernach wieder in das gewöhnliche Gleis, als Kuli-Kan in Perſien, mitten unter ſeinen Triumphen, meuchlings ermordet ward. Der Mogol bezahlte keinen Tribut mehr, und die von dem Perſiſchen Ueberwinder abgeriſſnen Provinzen kamen wieder an das Kaiſerthum zurük.

Man mus nicht glauben, daß dieſer Mahamad-Schah, dieſer König der Könige, vor ſeinem Unglük, deſpotiſch regiert hat. Aurung Zebe war, durch unabläſſige Sorgfalt, durch Siege, und durch Grauſamkeit zum Deſpotismus gelangt. Der Deſpotismus iſt ein heftiger gewaltſamer Zuſtand, dem man keine Dauer zutrauen kann. Es iſt unmöglich, daß in einem Reiche, wo Vicekönige Armeen von zwanzigtauſend Mann in Sold haben, dieſe Vicekönige lange und blindlings gehorchen ſollten.



Bayeriſche Staatsbibliothek München

Die Ländereien, welche der Kaiſer dieſen Vicekönigen giebt, werden, ſchon dadurch ſelbſt, von Stund an unabhängig von ihm. Wir müſſen uns alſo wohl hüten, zu glauben, daß in Indien die Frucht aller menſchlichen Arbeiten einem einzigen Menſchen zugehöre. Viele Indiſche Kaſten haben ihre alte Beſitzungen beibehalten. Die andern Ländereien ſind den Groſſen des Reichs, den Rajahs, den Nabobs, den Omrahs, gegeben worden. Dieſe Ländereien werden, ſo wie an andern Orten, durch Pächter bewirtſchaftet, welche ſich dabei bereichern, und durch Häusler, welche für ihre Herren arbeiten.

Der Pöbel iſt in dem reichen Indien arm, wie faſt in jedem Lande der Welt; aber er iſt nicht Sklave und Leibeigner, wie er es in unſerm Europa geweſen, und in Polen, in Böhmen, und in manchen Teutſchen Ländern, noch iſt. Durch ganz Aſien kann der Bauer aus ſeinem Lande ziehn, wenn es ihm nicht gefällt, und ſich ein beſſres ſuchen, wenn er eins finden kann.

Von Indien im Ganzen kann man alſo folgendes zuſammengedrängte Gemälde aufſtellen, daß es regiert wird, wie ein von dreiſſig

Tyrannen erobertes Land, welche einen Kaiſer anerkennen, der eben ſo, wie ſie, in Lüſten weichlich geworden iſt, und welche das Mark des Volks verzehren. Es giebt da keine groſſe und beſtändige Gerichtshöfe, die über die Geſeze wachen, und den Schwächern gegen den Stärkern beſchüzen.

Es ſcheint anfänglich ein ſchwer aufzulöſendes Problem zu ſein, daß das aus Amerika nach Europa gekommne Gold und Silber ohne Unterlas nach Hinduſtan geht, und dort verſchlungen wird, ohne jemals wieder herauszukommen; und daß demungeachtet das dortige Volk ſo arm iſt, daß es faſt für gar nichts arbeitet. Aber die Urſach davon iſt, daß dieſes Gold und Silber nicht unter dem Volke umläuft; es kömmt an die Kaufleute, welche ungeheure Abgaben an die Gouverneurs entrichten. Dieſe Gouverneurs geben wieder viel davon an den Grosmogol, und verſcharren das Uebrige.

Die Arbeit der Menſchen wird nirgends ſo ſchlecht bezahlt, als in dieſem reichſten Lande des Erdbodens, weil der Lohn der Arbeiter in jedem Lande nicht leicht gröſſer iſt, als das Bedürfnis derſelben an Zehrung und Kleidung. Die auſſeror-

dentliche Fruchtbarkeit des Indiſchen Bodens, und die Hize des Himmelſtrichs, machen, daß dieſe Zehrung und Kleidung faſt nichts koſten. Der Arbeiter, welcher die Diamanten in den Gruben ſucht, erwirbt nur ſo viel, daß er ein wenig Reis und ein baumwollnes Hemde kaufen kann. Ueberall dient Armut dem Reichthum für geringe Koſten.

Was ich von den Gözendienern geſagt habe, die noch, in groſſer Anzahl, in Indien vorhanden ſind, will ich nicht wiederholen. Ihr Aberglaube iſt noch eben ſo beſchaffen, wie er es zu Alexander's Zeiten war. Die Braminen lehren daſelbſt noch die nemliche Religion. Die Weiber ſtürzen ſich noch in die brennenden Scheiterhaufen zu den Leichnamen ihrer Männer. Unſre Reiſende, unſre Kaufleute, haben verſchiedne Beiſpeile davon geſehn.

Auch Schüler haben zuweilen eine Ehre darin geſucht, ihre Lehrer nicht zu überleben. Tavernier erzält, daß er ſelbſt in Agra, einer der Hauptſtädte Indien's, ein Augenzeuge war, daß, nach dem Tode des vornemſten Braminen, ein Kaufman, der unter demſelben ſtudirt hatte, zu dem Quartiere der Holländer kam, ſeine Rechnungen abſchlos, und ſagte: er wäre

entſchloſſen, ſeinem Lehrer in die andre Welt zu folgen. Er verhungerte darauf, man mochte thun, was man wollte, ihn zum Leben zu bereden.

Anmerkenswehrt iſt es, daß die Künſte faſt nie aus der Familie herauskommen, in welcher ſie einmal betrieben werden. Die Töchter der Künſtler heuraten keinen andern, als der das Gewerbe ihres Vaters treibt. Dies iſt eine uralte Gewohnheit in Aſien, die in Aegypten ehmals zum Geſez geworden war.

Das Geſez in Aſien und Afrika, welches zu allen Zeiten die Vielweiberei erlaubt hat, iſt kein Geſez, welches ſich der Pöbel, der immer arm iſt, zu Nuze machen kann. Die Reichen haben immer ſo viele Weiber gehabt, als ſie ernähren konnten, und Verſchnittne gehalten, die ſie bewachen mußten. Dieſe Gewohnheit iſt in Indien, wie in ganz Aſien, ſeit undenklichen Zeiten, eingeführt.

Als die Juden, vor mehr als dreitauſend Jahren, einen König haben wollten, that ihnen ihr Vorgeſezter und Prieſter Samuel, der ſich der Einführung der Königswürde widerſezte, die Gegenvorſtellung, daß dieſer König ſie mit Abgaben belegen würde, um ſeine Verſchnittne zu

ernähren. Die Menſchen muſſten ſchon ſeit geraumer Zeit zur Sklaverei ſehr gewöhnt ſein, um daß ein ſolcher Gebrauch ihnen nicht aufſiele.

Eben da ich dieſes Kapitel ende, hat Hindustan eine neue Staatsveränderung erlebt, welche das Unterſte zu Oberſt gekehrt hat. Die tributbaren Fürſten, und die Vicekönige, haben alle das Joch abgeſchüttelt. Die innern Völker haben den Souverän vom Thron geſtoſſen. Indien iſt, wie Perſien, der Schauplaz bürgerlicher Kriege geworden. Dieſe Unglüksfälle beweiſen, daß die Regierung ſehr ſchlecht war, und zugleich, daß der angebliche Deſpotismus nur in der Einbildungskraft beſtand. Der Kaiſer war nicht mächtig genug, ſich von einem Rajah Gehorſam zu verſchaffen.

Unſre Reiſende haben geglaubt, die willkührliche Gewalt hafte weſentlich an der Perſon der Grosmogols, weil Aurung Zebe alles zu ſeinen Dienſten gezwungen hatte. Sie haben nicht bedacht, daß dieſe, blos auf das Recht der Waffen gegründete, Gewalt nur ſo lange dauert, als man ſich an der Spize einer Armee befindet, und daß dieſer Deſpotismus, der alles zerſtört, ſich am Ende ſelbſt aufreibt. Er iſt keine Regie-

rungsform; ſondern ein wahrer Umſturz aller Regierungsformen. Er erkennt keine Regel, als ſeinen Eigenſinn. Er ſtüzt ſich nicht auf Geſeze, welche ſeine Dauer ſichern; und dieſer Kolos ſtürzt zu Boden, ſobald er nicht mehr den Arm erhoben hält. Aus ſeinen Trümmern bilden ſich verſchiedne kleine Tyranneien, und der Staat gewinnt nicht eher ein dauerhaftes Anſehn, als bis die Geſeze regieren.

## Achtes Kapitel.

### Von Schina im ſiebzehnten Jahrhunderte, und im Anfange des achtzehnten.

Es iſt uns natürlicherweiſe ſehr unnötig, zu wiſſen, daß in der Schineſiſchen Dynaſtie, welche nach der Tatariſchen Dynaſtie des Dſchingis-Kan regierte, der Kaiſer Quan-kum dem Kaiſer Kin-kum, und Ki-kum dem Quankum, ſuccedirte. Es iſt gut, daß dieſe Namen in den chronologiſchen Tabellen verzeichnet ſtehn; aber wenn wir uns immer an den Begebenheiten und Sitten halten, ſo überſpringen wir alle dieſe leere Räume, um zu den durch groſſe Ereigniſſe bezeichneten Zeitpunkten zu kommen.

Eben die Weichlichkeit, welche Perſien und Indien zu Grunde gerichtet hat, bewirkte in Schina, im vorigen Jahrhundert, eine vollſtändigere Staatsveränderung, als durch den Dſchingis Kan und ſeine Enkel. Das Schineſiſche Kaiſerthum war, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts, weit glüklicher, als Indien, Perſien und die Türkei. Der menſchliche Verſtand kann wirklich keine beſſre Regierungsform erdenken, als die, wo alles durch groſſe Gerichtshöfe entſchieden wird, welche einer dem andern untergeordnet ſind, und deren Mitglieder nicht anders, als nach einer ſtrengen Prüfung, gewählt werden.

In Schina wird alles durch dieſe Gerichtshöfe abgehandelt. Sechs Obergerichtshöfe befinden ſich an der Spize aller Gerichtshöfe des Reichs. Der erſte führt die Aufſicht über alle Mandarinen der Provinzen; der zweite bearbeitet die Finanzen; der dritte wacht über die Gebräuche, Künſte, und Wiſſenſchaften; der vierte beſorgt das Kriegsweſen; der fünfte ſteht den Gerichtshöfen vor, welche die Kriminalſachen unter Händen haben; der ſechste endlich hat alle öffentliche Arbeiten unter ſich. Das Reſultat aller vor dieſen Gerichtshöfen abgehandelten Ge-

ſchäfte wird einem höchſten Reichsgerichtshof vorgelegt.

Unter dieſen Gerichtshöfen ſtehn vierundvierzig Untergerichtsbediente, welche zu Peking ihren Siz haben. Jeder Mandarin in ſeiner Provinz, oder in ſeiner Stadt, hat einen Gerichtshof zur Seite. Bei einer ſolchen Regierungsverwaltung kann der Kaiſer unmöglich eine willkührliche Gewalt ausüben. Die allgemeinen Geſeze kommen von ihm; aber nach der Einrichtung der Regierungsverfaſſung kann er nichts thun, ohne Leute zu Rate zu ziehn, welche bei den Geſezen erzogen, und durch die meiſten Stimmen gewählt ſind. Mag man ſich doch immer vor dem Kaiſer, wie vor einer Gottheit niederwerfen; mag doch die geringſte Unehrerbietigkeit gegen ſeine Perſon, nach dem Geſez, wie ein Kirchenraub beſtraft werden; dies beweiſt ſicher keine deſpotiſche und willkührliche Regierung.

Eine deſpotiſche Regierung würde diejenige ſeyn, wo der Fürſt, ohne das Geſez zu übertreten, einem Bürger Vermögen und Leben nemen könnte, ohne Form eines Prozeſſes, und ohne andre Urſach, als ſeinen Willen. Hat es aber jemals einen Staat gegeben, in welchem das Le-

den, die Ehre, und das Vermögen der Menſchen von den Geſezen beſchüzt worden, ſo iſt es der Schineſiſche.

Je mehr groſſe Gerichtshöfe und Kollegien vorhanden ſind, welche dieſe Geſeze handhaben, deſto weniger willkührlich iſt die Regierung; und wenn der Souverän zuweilen ſeine Gewalt gegen die kleine Anzal von Menſchen misbraucht, welche ſich der Gefahr ausſezt, ihm bekannt zu werden, ſo kann er ſie doch nicht gegen die Menge misbrauchen, welche ihm unbekannt iſt, und unter dem Schuze der Geſeze lebt.

Der zu einem Grad der Vollkommenheit getriebne Akkerbau, dem man ſich in Europa noch nicht genähert hat, beweiſt deutlich, daß das Volk nicht unter den niederdrükkenden Aufſagen ſeufzte, welche dem Akkersmann die Hände binden. Die groſſe Anzal von Menſchen aber, welche ſich damit beſchäftigen, den andern Vergnügen zu machen, beweiſt, daß die Städte eben ſo blühend, als die Felder fruchtbar, waren. Es befand ſich keine Stadt im Reiche, wo die Gaſtgebote nicht von Schauſpielen begleitet wurden, Man ging nicht in's Theater, ſondern man lies das Theater in ſein Haus kommen. Die Kunſt des Trauerſpiels und des Luſtſpiels war gemein,

ohne zur Vollkommenheit gediehen zu ſein; denn die Schineſen haben, auſſer der Moral, keine einzige von den Künſten des Verſtandes zur Vollkommenheit gebracht; aber was ſie kannten, genoſſen ſie reichlich, und kurz ſie waren ſo glüklich, als es die menſchliche Natur zuläſſt.

Dieſem Glük folgte, um das Jahr 1630., der ſchreklichſte Unfall, und eine allgemeine Verheerung. Die Familie der vom Dſchingis Kan abſtammenden Tatariſchen Eroberer hatten gethan, was alle Eroberer zu thun geſtrebt haben; ſie hatten die Nation geſchwächt, um auf dem Throne der Ueberwundnen nicht denſelben Umſturz fürchten zu dürfen, den ſie ſelbſt damit vorgenommen hatten.

Nachdem dieſe Dynaſtie der Iven endlich von der Dynaſtie der Ming verdrängt worden war, wurden die im Norden der groſſen Mauer wohnenden Tatarn nur noch wie eine Art von Wilden betrachtet, von welchen man nichts zu hoffen, oder zu fürchten, hatte.

Jenſeits der groſſen Mauer liegt das Königreich Leao-tong, welches von der Familie des Dſchingis Kan dem Schineſiſchen Reiche einverleibt, und völlig Schineſiſch geworden war. Im Nordoſt von Leao-tong hielten ſich einige

Herden Mantſchhu-Tatarn auf, welche der Vicekönig von Leao-tong mit Härte behandelte. Sie thaten dreiſte Gegenvorſtellungen, ſo wie ſie die Scythen, ſeit dem Einfalle des Cyrus, zu allen Zeiten gethan haben ſollen; denn der Geiſt der Völker iſt immer der nemliche, bis eine langwierige Unterdrükkung ihn zum Ausarten gebracht hat.

Statt aller Antwort lies der Gouverneur ihre Hütten wegbrennen, nam ihnen ihre Heerden weg, und wollte die Einwohner in eine an-
1622. dre Gegend verpflanzen. Darauf wählten ſich dieſe freie Tatarn ein Oberhaupt zur Führung des Krieges. Dieſes Oberhaupt, Namens Tait-ſu, machte ſich bald zum Könige, ſchlug die Schineſen, zog ſiegreich in Leao-tong ein, und eroberte die Hauptſtadt mit Sturm.

Dieſer Krieg ward ſo geführt, wie alle Kriege aus den älteſten Zeiten. Das Feuergewehr war, in dieſem Theile der Welt, nicht bekannt. Die alten Waffen, als der Pfeil, die Lanze, die Keule, und das Schwert, waren im Gebrauch. Schilder und Helme führte man ſelten, und noch weniger metallene Arm- und Beinharniſche. Die Befeſtigungswerke beſtanden in einem Graben, in einer Mauer, und Thürmen.

Man untergrub die Mauer, oder erſtieg ſie auf Leitern. Leibesſtärke allein entſchied den Sieg, und die Tatarn, welche gewohnt waren, auf freiem Felde zu ſchlafen, muſſten notwendig über ein Volk Vortheile haben, welches in einer weichlichern Lebensart erzogen war.

Als Tait-ſu, dieſes erſte Oberhaupt der Tatariſchen Horden, im Jahre 1626., im Anfange dieſer Eroberungen, geſtorben war, nam ſein Sohn Tait-ſong auf einmal den Titel eines Kaiſers der Tatarn an, und ſtellte ſich dem Kaiſer von Schina gleich. Man ſagt, er konnte leſen und ſchreiben, und er erkannte, wie es ſcheint, einen einigen Gott, wie die gelehrten Schineſen. Er nannte denſelben Tien, wie ſie. In einem ſeiner Zirkularſchreiben an die Obrigkeiten der Schineſiſchen Provinzen drükt er ſich ſo aus: Der Tien erhebt, wer ihm gefällt; vielleicht hat er mich dazu auserwählt, Euer Herr zu werden.

In der That lies der Tien ihn, vom Jahre 1628. an, Sieg auf Sieg gewinnen. Er war ein ſehr geſchikter Mann, der ſein wildes Volk polizirte, um es gehorſam zu machen, und führte, mitten im Kriege, Geſeze ein. Immer war er an der Spize ſeiner Truppen, und der Kai-

ſer von Schina, deſſen Name dunkel gewor⸗den iſt, und welcher Hoait⸗ſang hies, blieb mit ſeinen Weibern und Verſchnittnen in ſeinem Pallaſt. Auch war er der lezte Kaiſer von Schi⸗neſiſchem Geblüt. Er hatte nicht verhindern können, daß Tait⸗ſong, und ſeine Tatarn, ihm die nördlichen Provinzen wegnamen. Eben ſo wenig verhinderte er, daß ein rebelliſcher Mandarin, Namens Liſt⸗ching, ihm die ſüd⸗lichen entris.

Unterdeſſen daß die Tatarn den Oſten und den Norden von Schina verheerten, bemächtigte ſich dieſer Liſt⸗ching faſt des ganzen Ueberre⸗ſtes. Man behauptet, daß er ſechsmalhundert⸗tauſend Mann Kavallérie und viermalhundert⸗tauſend Mann Infanterie hatte. Er marſchirte mit dem Kern ſeiner Truppen bis vor die Thore von Peking, und der Kaiſer kam nie aus ſei⸗nem Pallaſte; er wuſſte zum Theil nicht, was vorging.

Liſt⸗ching, der Rebell, (ſo nennt man ihn, weil ihm ſein Anſchlag nicht gelang,) ſchikte dem Kaiſer zwei von ſeinen vornemſten Ver⸗ſchnittnen zurük, die er zu Gefangnen gemacht hatte, mit einem ſehr kurzen Schreiben, worin er ihn ermahnte, die Regierung niederzulegen.

Hier ſieht man, was der Aſiatiſche Stolz vermag, und wie gut er ſich mit der Weichlichkeit verträgt. Der Kaiſer befal, man ſollte den beiden Verſchnittnen den Kopf abſchlagen, weil ſie ihm einen Brief überbracht hätten, worin man die ihm gebührende Ehrfurcht aus den Augen ſezte. Man hatte viel Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß die Köpfe der Prinzen vom Geblüt, und einer Menge von Mandarinen, welche Liſt-ching in ſeiner Gewalt hatte, für die Köpfe der beiden Verſchnittnen würden haften müſſen.

Unterdeſſen daß der Kaiſer über die Antwort zu Rate ging, war Liſt-ching ſchon in Peking eingerükt. Die Kaiſerin hatte noch ſo viel Zeit, einige von ihren Söhnen in Sicherheit bringen zu laſſen; alsdann verſchlos ſie ſich in ihrem Zimmer, und erhing ſich. Der Kaiſer lief herzu, billigte ſehr dieſes Beiſpiel der Treue, und ermahnte ſeine übrigen vierzig Weiber, demſelben nachzufolgen.

Der Jeſuit, Pater de Mailla, der dieſe Geſchichte, im vorigen Jahrhunderte, in Peking ſelbſt geſchrieben hat, behauptet, daß alle dieſe Weiber, ohne Widerrede, gehorchten; aber es

kann doch ſein, daß einige darunter waren, denen man helfen muſſte.

Der Kaiſer, den er uns, wie einen ſehr guten Fürſten ſchildert, ward, nach dieſer Exekution, ſeine einzige funfzehnjährige Tochter gewahr, welche die Kaiſerin nicht hatte der Gefahr ausſezen wollen, den Pallaſt zu verlaſſen. Dieſe ermahnte er, ſich aufzuhängen, wie ihre Mutter, und ihre Stiefmütter. Weil aber die Prinzeſſin darauf gar nicht achten wollte, ſo verſezte ihr dieſer gute Fürſt, wie Mailla ſagt, einen groſſen Streich mit dem Säbel, und lies ſie für todt liegen.

Man erwartet, daß ein ſolcher Vater, und ein ſolcher Gemal, ſich auf den Leichnamen ſeiner Weiber und ſeiner Tochter, ermorden wird; aber er begab ſich in ein Luſthaus auſſerhalb der Stadt, um Nachrichten zu erwarten, und als er nun endlich erfahren hatte, daß alles verloren ſei, und Liſt ching in ſeinem Pallaſt wäre, ſo erdroſſelte er ſich, und machte einer Regierung, und einem Leben, ein Ende, zu deren Vertheidigung er nicht Herz genug gehabt hatte. Dieſe ſonderbare Begebenheit trug ſich in dem Jahre 1641. zu.

Unter

Unter dieſem lezten Kaiſer aus dem Schineſiſchen Stamme hatten die Jeſuiten ſich endlich am Pekingſchen Hofe eingeſchlichen. Der Pater Adam Schall, aus Köln gebürtig, hatte ſich bei dieſem Kaiſer, durch ſeine Kenntniſſe in der Phyſik und Mathematik, dergeſtalt eingeſchmeichelt, daß er Mandarin geworden war. Er gos zuerſt in Schina Kanonen von Erz. Aber die geringe Anzal, die man davon in Peking hatte, und die man nicht zu brauchen verſtand, konnte das Reich nicht retten. Der Mandarin Schall verlies Peking vor dieſer Staatsveränderung.

Nach dem Tode des Kaiſers zankten ſich die Tatarn und die Rebellen um Schina. Die Tatarn waren einig, und im Kriege geübt; die Schineſen uneins, und ohne Kriegszucht. Man muſſte den Tatarn nach und nach alles abtreten.

Ihre Nation hatte einen Karakter von Ueberlegenheit angenommen, der nicht von dem Betragen ihres Oberhaupts abhing. Es ging mit ihnen, wie den Arabern des Muhammed, welche über dreihundert Jahre, blos durch ſich ſelbſt, ſo furchtbar waren.

Der Tod des Kaiſers Tait-ſong, welchen die Tatarn damals verloren, verhinderte ſie nicht, ihre Eroberungen fortzuſezen. Sie erwählten

einen ſeiner Neffen, der noch ein Kind war, nemlich Chang-ti, den Vater des berühmten Camhi, unter welchem die Chriſtliche Religion in Schina Fortſchritte machte.

Dieſe Völker, welche anfänglich blos zu den Waffen gegriffen hatten, um ihre Freiheit zu vertheidigen, wuſſten nichts vom Erbfolgerecht. Wir ſehn, daß alle Völker damit anfangen, Oberhäupter für den Krieg zu erwählen, und dieſe Oberhäupter hernach unumſchränkt werden; einige Europäiſche Nationen ausgenommen. So entſteht alsdann das Recht der Erbfolge, und wird mit der Zeit unverlezlich.

Minderjährigkeiten ſind für Eroberer faſt allemal verderblich; unter dieſer Minderjährigkeit des Chang-ti aber vollendeten die Tatarn die Unterjochung von Schina. Der Uſurpator Liſt-ching ward von einem andern Schineſiſchen Uſurpator ermordet, welcher den lezten Kaiſer rächen wollte. Man erkannte, in verſchiednen Provinzen, die wahren oder falſchen Kinder des lezten vom Thron geſtoſſnen und erdroſſelten Fürſten an, wie man mit den Demetrien in Rusland gethan hatte. Schineſiſche Mandarinen ſuchten Provinzen zu uſurpiren; aber die

groſſen Tatariſchen Uſurpatoren würden zulezt mit allen kleinern fertig.

Ein Schineſiſcher General hielt ihre Fortſchritte eine Zeitlang auf, weil er einige Kanonen hatte; er mochte nun dieſelben von den Portugieſen in Makao bekommen, oder der Jeſuit Schall mochte ſie haben gieſſen laſſen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die Tatarn, welche kein Geſchüz hatten, endlich die Oberhand über diejenigen behielten, die damit verſehen waren. Dies war das Gegentheil von dem, was in der neuen Welt Statt gefunden hatte, und ein Beweis von der Ueberlegenheit der nördlichen Völker über die ſüdlichen.

Das erſtaunlichſte dabei iſt, daß die Tatarn, unter zwei Minderjährigkeiten, das ganze weitläufige Kaiſerthum Schina Fus für Fus eroberten; denn als ihr junger Kaiſer Chang-ti, im Jahre 1661. in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre, ſtarb, ehe ihre Herrſchaft völlig befeſtigt war, wählten ſie ſeinen Sohn Cam-hi gleichfalls in ſeinem achten Jahre, wie ſie ſeinen Vater gewählt hatten; und dieſer Cam-hi ſtellte das Kaiſerthum Schina wieder her, weil er klug genug war, ſich von den Schineſen und Tatarn gleichen Gehorſam zu verſchaffen.

Die Miſſionäre, die er zu Mandarinen machte, haben ihn als einen vollkommnen Fürſten geprieſen. Einige Reiſende, und beſonders le Gentil, die nicht Mandarine waren, ſagen, daß er niederträchtig, geizig, und überaus eigenſinnig war. Aber dieſe perſönliche Einzelheiten gehören nicht in dieſe allgemeine Schilderung der Welt. Genug, das Reich war, unter dieſem Fürſten, glüklich, und das iſt der Geſichtspunkt, aus welchem man die Könige betrachten und beurtheilen mus.

Während des Laufs dieſer Staatsveränderung, welche über dreiſſig Jahre dauerte, war eine der gröſſten Kränkungen, welche den Schineſen angethan ward, dieſe, daß ihre Überwinder ſie zwangen, ſich die Haare, nach Tatariſcher Weiſe, abzuſchneiden. Es gab Leute, welche lieber ſterben, als ihre Haare fahren laſſen wollten. Wir haben geſehn, daß die Ruſſen ſich einigemal auflehnten, als der Zaar Peter der *I.* ſie nötigte, ihre Bärte abzuſchneiden. So gros iſt die Gewalt der Gewohnheit über den Pöbel!

Die Zeit hat die erobernde Nation noch nicht mit dem überwundnen Volke in Eins verſchmolzen; wie es in unſerm Gallien, in England, und andrer Orten, geſchehn iſt. Nach-

dem aber die Tatarn die Geſeze, die Gewohnheiten und die Religion, der Schineſen angenommen haben, werden beide Nationen bald nur eine einzige ausmachen.

Unter der Regierung dieſes Kam-hi ſtanden die Europäiſchen Miſſionare in groſſer Achtung. Viele bekamen ihre Wohnungen im Kaiſerlichen Pallaſte. Sie bauten Kirchen, und führten groſſe Haushaltungen. In Amerika hatten ſie ihr Glük gemacht, weil ſie die Wilden in nüzlichen Künſten unterrichteten; in Schina machten ſie es, weil ſie eine geiſtreiche Nation in den höchſten Wiſſenſchaften unterwieſen. Bald aber verdarb Eiſerſucht die Früchte ihrer Weisheit, und der unruhige und ſtreitſüchtige Geiſt, welcher in Europa mit den Kenntniſſen und Talenten vergeſellſchaftet zu ſein pflegt, warf die gröſſten Entwürfe über den Haufen.

Man erſtaunte in Schina, Weiſen zu ſehn, welche über das, was ſie lehrten, nicht einig waren, ſich wechſelſeitig verfolgten und verfluchten, Kriminalproceſſe gegen einander in Rom anhängig machten *), und von einer Verſamm-



*) S. das Kapitel von den Schineſiſchen Ceremonien am Ende von Ludwig's des XIV. Jahrhundert.

lung von Kardinälen gerichtlich darüber entſcheiden lieſſen, ob der Kaiſer von Schina ſeine Sprache eben ſo gut verſtünde, als Miſſionare, die aus Italien und Frankreich gekommen waren.

Dieſe Streitigkeiten gingen ſo weit, daß man in Schina die nemlichen Unruhen befürchtete, oder zu befürchten vorgab, die man in Japan *) erlebt hatte. Der Nachfolger des Kaiſers Cam-hi verbot die Uebung der Chriſtlichen Religion, unterdeſſen daß man die Muſulmaniſche, und alle die verſchiednen Arten von Bonzen, duldete. Aber der nemliche Hof, weil er die Notwendigkeit der Mathematik eben ſo ſehr fühlte, als die vermeintliche Gefahr einer neuen Religion, behielt die Mathematiker bei, denen er über alles Uebrige Stillſchweigen gebot, und verjagte die Miſſionare. Der Kaiser Yontching ſagte ihnen folgende Worte, welche ſie in ihren Briefen, die ſie *lettres curieuſes & édifiantes* nennen, treuherzig erzälen:

Was würdet Ihr ſagen, wenn ich einen Haufen Bonzen und Lamas in Euer Land ſchikte? Wie würdet Ihr ſie aufnemen? Glaubt nicht, mich eben ſo zu betrügen, wie Ihr meinen Va

*) S. das folgende Kapitel von Japan.

ter betrogen habt. Ihr wollt, daß die Schineſen Euer Geſez annemen ſollen. Euer Gottesdienſt duldet keinen andern, das weis ich. Was würde in dieſem Falle aus uns werden? Unterthanen Eurer Fürſten. Die Schüler, die Ihr zieht, kennen nichts, als Euch. In Zeiten der Unruhen würden ſie keine andre Stimme hören, als die Eurige. Ich weis wohl, daß für jezt nichts dabei zu fürchten iſt; aber wenn Schiffe bei tauſenden ankommen, könnten Unordnungen entſtehn.

Die nemlichen Jeſuiten, welche dieſe Worte erzälen, geſtehn, mit allen andern, daß dieſer Kaiſer einer der weiſeſten und grosmütigſten Fürſten war, die jemals regiert haben; der ſich immer mit der Sorge beſchäftigte, den Armen Beiſtand und Arbeit zu verſchaffen, der die Geſeze pünktlich beobachtete, den Ehrgeiz und die Ränke der Bonzen in Zaum hielt, Fried' und Ueberflus unterhielt, und alle nüzliche Künſte, beſonders aber den Akerbau, aufmunterte. Zu ſeiner Zeit wurden die öffentlichen Gebäude, die Heerſtraſſen, und die Kanäle, welche alle Flüſſe dieſes groſſen Reichs mit einander verbinden, mit

einer Pracht, und zugleich mit einer Sparſamkeit, unterhalten, wovon man, auſſer bei den alten Römern, kein Beiſpiel findet.

Was unſre Aufmerkſamkeit auch noch verdient, iſt das Erdbeben, welches Schina, im Jahre 1699, unter dem Kaiſer Cam-hi, erlitt. Dieſe Naturerſcheinung war verderblicher, als die, welche in unſern Tagen Lima und Liſſabon zerſtört hat. Es ſollen dabei ungefähr viermalhunderttauſend Menſchen das Leben verloren haben. Dieſe Erſchütterungen müſſen auf unſrer Erdkugel häufig geweſen ſein. Die Menge von Feuerſchlünden, welche Rauch und Flammen ſpeien, machen es glaublich, daß die oberſte Rinde der Erde über Abgründe hingeht, und daß die Erde mit entzündbarer Materie angefüllt iſt. Es iſt wahrſcheinlich, daß unſer Wohnplaz eben ſo viel Veränderungen im Phyſiſchen erlitten, als Raubgier und Ehrgeize unter den Völkern verurſacht hat.

# Neuntes Kapitel.

## Von Japan im ſiebzehnten Jahrhunderte, und von der Ausrottung der Chriſtlichen Religion in dieſem Lande.

Bei der Menge von Staatsveränderungen, welche wir, von einem Ende der Welt bis zum andern, geſehn haben, drängt ſich uns der Gedanke von einer verhängnisvollen Verkettung von Urſachen auf, welche die Menſchen treiben, wie der Wind den Sand und die Wolken treibt. Was in Japan vorgefallen, iſt ein neuer Beweis davon. Ein Portugieſiſcher Prinz, ohne Macht, ohne Reichthum, verfiel, im funfzehnten Jahrhunderte, darauf, einige Schiffe an die Afrikaniſchen Küſten zu ſchikken. Bald nachher wird Japan von den Portugieſen entdekt.

Spanien, welches auf eine Zeitlang die Beherrſcherin von Portugal geworden war, treibt einen unermeslichen Handel nach Japan. Unter der Begünſtigung dieſes Handels wird die Chriſtliche Religion dahin gebracht; und unter der Begünſtigung der Toleranz aller Sekten, die ſo allgemein in ganz Aſien aufgenommen werden, wird ſie daſelbſt eingeführt und feſt geſezt.

Drei Japanische Christliche Fürſten kommen nach Rom, um dem Papſt Gregor dem XIII. die Füſſe zu küſſen. Das Chriſtenthum ſtand im Begrif, in Japan die herrſchende, und bald auch die einzige, Religion zu werden, als ſeine Macht ſelbſt dazu diente, ſie zu vertilgen.

Wir haben ſchon angemerkt, daß die Miſſionare dort viel Feinde hatten; aber ſie hatten ſich auch daſelbſt eine ſehr mächtige Partei verſchaft. Die Bonzen fürchteten für ihre alte Beſizungen, und der Kaiſer fing endlich auch an, für den Staat beſorgt zu werden. Die Spanier hatten ſich der mit Japan benachbarten Philippiniſchen Inſeln bemächtigt. Man wuſſte, was ſie in Amerika gethan hatten. Es war daher kein Wunder, daß den Japanern bange wurde.

Der Kaiſer von Japan verbannte, im Jahre 1586, die Chriſtliche Religion. Die Uebung derſelben ward den Japanern bei Lebensſtrafe verboten. Weil man aber den Portugieſen und Spaniern immer den Handel verſtattete, ſo machten die Miſſionare derſelben unter dem Volke eben ſo viele Proſelyten, als deren waren, die man zum Tode verurtheilte. Die Regierung verbot den fremden Kaufleuten, Chriſtliche Prieſter in's Land zu bringen. Ungeachtet dieſes

Verbots ſchikte der Gouverneur der Philippiniſchen Inſeln eine Geſandſchaft an den Kaiſer von Japan, die aus Franciskanern beſtand. Das Erſte, was dieſe Geſandten thaten, war, daß ſie eine öffentliche Kapelle in der Hauptſtadt Meako bauen lieſſen. Sie wurden verjagt, und die Verfolgung nam zu. Lange Zeit wechſelten Grauſamkeit und Nachſicht dabei ab.

Es fällt in die Augen, daß Staatsurſachen der einzige Grund der Verfolgungen waren, und daß man ſich nicht würde gegen die Chriſtliche Religion erklärt haben, wenn man nicht befürchtet hätte, ſie würde den Unternemungen der Spanier zum Werkzeug dienen. Denn nie verfolgte man in Japan die Religion des Kon-fu-tſee, ob dieſe gleich durch ein Volk eingeführt ward, auf welches die Japaner eiferſüchtich ſind, und mit welchem ſie oft Krieg geführt haben.

Der gelehrte und mit ſo vieler geſunder Urtheilskraft begabte Beobachter Kämpfer, der ſo lange an Ort und Stelle geweſen iſt, ſagt uns, daß man, im Jahre 1674, die Einwohner von Meako zälte. Es waren zwölf Religionen in dieſer Hauptſtadt, welche alle untereinander in Frieden lebten, und dieſe zwölf Sekten machten mehr als viermalhunderttauſend Einwohner aus,

ohne den zalreichen Hof des Daïri, oder Hohenprieſters, mitzurechnen.

Es ſcheint, daß die Portugieſen und Spanier eben ſo ruhig in Japan hätten leben können, als dieſe zwölf Religionen, wenn ſie ſich mit der Gewiſſensfreiheit begnügt hätten. Noch im Jahre 1636. trieben ſie daſelbſt den vortheilhafteſten Handel. Kämpfer ſagt, daß ſie zweitauſenddreihundertundfunfzig Kiſten Silber von da nach Makao brachten.

Die Holländer, welche ſeit 1600. nach Japan handelten, ſahen den Handel der Spanier mit eiferſüchtigen Augen an. Um das Jahr 1637 namen ſie bei dem Vorgebirge der guten Hofnung, ein Spaniſches Schif, welches von Japan nach Liſſabon ſegelte. Sie fanden am Bord deſſelben Briefe von einem Portugieſiſchen Offizier, Namens Moro, der eine Art von Konſul war. Dieſe Briefe enthielten den Plan zu einer Verſchwörung der Chriſten in Japan gegen den Kaiſer. Man benannte die Anzal der Schiffe und der Soldaten, die man aus Europa, und den Aſiatiſchen Niederlaſſungen, erwartete, um den Anſchlag glüklich auszuführen. Die Briefe wurden an den Japaniſchen Hof geſchikt.

Moro erkannte ſeine Handſchrift für die ſeinige an, und ward öffentlich verbrannt.

Nun entſchlos ſich die Regierung, lieber allem Handel mit Fremden zu entſagen, als ſich ſolchen Unternemungen ausgeſezt zu ſehn. Der Kaiſer Je-miz gab, in einer Verſammlung aller Groſſen des Reichs, das berüchtigte Edikt, daß hinfort kein Japaner bei Lebensſtrafe aus dem Lande gehn, kein Fremder im Reiche aufgenommen, alle Spanier und Portugieſen weggewieſen, alle Chriſten des Landes in's Gefängnis geſezt, und dem, der einen Chriſtlichen Prieſter entdekken würde, ungefähr tauſend Thaler ausgezalt werden ſollten.

Die Ergreifung dieſes äuſſerſten Entſchluſſes, ſich plözlich von der übrigen Welt ganz abzuſondern, und allen Vortheilen des Handels zu entſagen, läſſt keinen Zweifel an der Wahrheit der Verſchwörung übrig. Was aber den Beweis vollſtändig macht, iſt dieſes, daß wirklich die Chriſten des Landes, mit einigen Portugieſen an ihrer Spize, ſich zuſammen rotteten, und, über dreiſſigtauſend an der Zal, zu den Waffen griffen. Sie wurden, im Jahre 1638, geſchlagen, und zogen ſich in eine Feſtung an der Küſte, bei dem Hafen Nangaſaki, zurük.

Unterdeſſen wurden alle fremde Nationen damals aus Japan verjagt. Selbſt die Schineſen waren in dieſem allgemeinen Geſez mit begriffen, weil ſich einige Europäiſche Miſſionare in Japan berühmt hatten, ſie wären in Begrif Schina zum Chriſtenthum zu bekehren.

Selbſt die Holländer, welche die Verſchwörung entdekt hatten, wurden verjagt, wie die andern; man hatte ſchon ihr Komtor zu Firando niedergeriſſen. Ihre Schiffe waren ſchon abgeſegelt; nur eins davon war noch zurükgeblieben, welches die Regierung auffordern lies, mit ſeinen Kanonen die Feſtung zu beſchieſſen, in welche die Chriſten ſich geworfen haten.

Der Holländiſche Kapitän, Namens Kokbeker, leiſtete dieſen traurigen Dienſt. Die Chriſten wurden bald zur Uebergabe gezwungen, und unter greulichen Martern hingerichtet. Ich wiederhole es, wenn man ſich einen Portugieſiſchen Kapitän, Namens Moro, und einen Holländiſchen Kapitän, Namens Kokbeker, vorſtellt, wie ſie ſolche ſeltſame Begebenheiten in Japan erregen, ſo wird man von dem unruhigen Geiſte der Europäer, und von dem Daſein eines unbezwinglichen Fatums, überzeugt, welches über die Nationen waltet.

Der gehäſſige Dienſt, welchen die Holländer den Japanern geleiſtet hatten, zog ihnen die Begünſtigung nicht zu, welche ſie gehoft hatten, nemlich, daſelbſt frei zu handeln, und ſich niederzulaſſen. Aber ſie erhielten doch wenigſtens die Erlaubnis, auf einer kleinen Inſel, Namens Deſina, bei dem Hafen Nangaſaki, zu laden, und eine feſtgeſezte Menge von Waaren dahin zu bringen.

Sie muſſten daſelbſt, gleich bei ihrer Ankunft, ein Kreuz mit Füſſen treten, allen Zeichen des Chriſtenthums entſagen, und ſchwören, daß ſie nicht von der Religion der Portugieſen wären, wenn ſie in dieſer kleinen Inſel aufgenommen ſein wollten, welche ihnen zum Gefängnis dient, ſobald ſie angekommen ſind. Man bemächtigt ſich ihrer Schiffe, und ihrer Waaren, denen man einen willkührlichen Preis feſtſezt. Sie kommen alle Jahre, und unterwerfen ſich dieſer Gefangenſchaft, um Geld zu gewinnen.

Die Menſchen, die in Batavia, und in den Molukkiſchen Inſeln Könige ſind, laſſen ſich ſolchergeſtalt als Sklaven behandeln. Man führt ſie zwar von der kleinen Inſel, wo ſie gefangen gehalten werden, bis an den Hof des Kaiſers,

und ſie werden überall mit Höflichkeit und Ehrenbezeigungen empfangen; aber man beobachtet ſie, und läſſt ſie nicht aus den Augen. Ihre Führer und ihre Wächter leiſten einen ſchriftlichen, mit ihrem Blut unterſchriebnen, Eid, daß ſie alle Schritte der Holländer beobachten, und getreuen Bericht davon abſtatten wollen.

Es ſteht in verſchiednen Büchern gedrukt, daß ſie in Japan das Chriſtenthum abſchwören. Dieſer Wahn gründet ſich auf die Geſchichte eines Holländers, der heimlich entwich, und unter den Japanern lebte, aber bald entdekt und erkannt ward. Um ſein Leben zu retten, ſagte er, er wäre kein Chriſt, ſondern ein Holländer.

Seit dieſer Zeit hat die Japaniſche Regierung verboten, Schiffe zu bauen, welche in die ofne See gehn können. Sie wollen nichts haben, als lange Barken, mit Segeln und Rudern, um auf ihren Inſeln zu handeln. Der Umgang mit Fremden iſt bei ihnen das gröſſte Verbrechen geworden; es ſcheint, daß ſie dieſelben, nach der Gefahr, in welcher ſie geweſen ſind, noch immer fürchten.

Dieſe Aengſtlichkeit reimt ſich weder mit dem Mut der Nation, noch mit der Gröſſe des Reichs; aber der Abſcheu vor dem Vergangnen hat mehr

in

in ihnen gewirkt, als die Furcht vor dem Zu-künftigen. Das ganze Benemen der Japaner hierbei iſt das Benemen eines grosmütigen, nach-ſichtigen, ſtolzen, und in ſeinen Entſchlieſſungen heftigen, Volks. Anfänglich namen ſie die Fremden mit Treuherzigkeit auf, als ſie ſich aber von denſelben für beleidigt und verraten hielten, brachen ſie mit ihnen, ohne Hofnung zur Ver-ſöhnung übrig zu laſſen.

Als der Miniſter Colbert, unſterblichen Andenkens, zuerſt eine Öſtindiſche Handelskom-pagnie in Frankreich errichtete, wollte er einen Verſuch machen, dem Franzöſiſchen Handel in Japan Eingang zu verſchaffen. Er gedachte, ſich dabei blos der Proteſtanten zu bedienen, welche ſchwören konnten, daß ſie nicht von der Religion der Portugieſen waren. Aber die Hol-länder widerſezten ſich dieſem Vorhaben, und die Japaner, zufrieden alle Jahre eine Nation bei ſich aufzunemen, die ſie in der Gefangenſchaft hielten, wollten ſich nicht mit zwei Nationen befaſſen.

Ich werde hier nichts von dem Königreiche Siam ſagen, welches man uns viel weitläufiger und wohlhabender beſchrieb, als es wirklich iſt. Man wird in Ludwig's des XIV. Jahr-

hunderte ſehen, wie wenig man davon zu wiſſen nötig hat. Korea, Kochinchina, Tunkin, Laos, Ava, und Pegu, ſind Länder, wovon man wenig Kenntnis hat; und unter der ungeheuern Menge von Inſeln, welche an den äuſſerſten Enden Aſien's zerſtreut liegen, iſt nicht leicht eine andre, als Java, wo die Holländer den Mittelpunkt ihrer Herrſchaft und ihrer Handlung aufgeſchlagen, die zu dem Plan dieſer allgemeinen Geſchichte gehörte.

Eben dieſe Bewandnis hat es mit allen Nationen, welche die Mitte von Afrika bewohnen, und mit unzäligen Völkerſchaften in der neuen Welt. Ich will blos anmerken, daß vor dem ſechszehnten Jahrhunderte mehr als die Hälfte des Erdbodens keine Kenntnis von dem Gebrauch des Brods und des Weins hatte. Ein groſſer Theil von Amerika, und dem öſtlichen Afrika, weis noch jezt nichts davon, und man mus dieſe Nahrungsmittel dahin bringen, wenn man daſelbſt die Myſterien unſrer Religion feiern will.

Die Menſchenfreſſer ſind weit ſeltner, als man es behauptet, und ſeit funfzig Jahren hat keiner unſrer Reiſenden dergleichen angetroffen. *)

*) Seit der Zeit, da unſer Verfaſſer dieſe Geſchichte geſchrieben hat, haben die Reiſenden in verſchiede-

ne n

Es giebt viele, offenbar von einander verſchiedne Menſchengattungen. Viele Nationen leben noch in dem Stande der reinen Natur; und unterdeſſen daß wir die Welt umſegeln, um zu entdekken, ob ihre Länder nichts haben, was unſre Habgier ſättigen kann, erkundigen ſich dieſe Völker nicht einmal darnach, ob es andre Menſchen giebt, als ſie ſind, und bringen ihre Tage in einer glüklichen Unthätigkeit hin; die für uns ein Unglük wäre.

Für unſre eitle Neugier iſt noch vieles zu entdekken übrig; wenn man aber blos auf das Nüzliche ſieht, ſo hat man ſchon zuviel entdekt.

nen Inſeln des Südmeers Menſchenfreſſer angetroffen. Aus ihren Beobachtungen ſcheint hervorzugehn, daß dieſer Gebrauch allmälig bei dieſen Völkern abgeſchaft wird, je nachdem die Zeit ſie einige Fortſchritte in ihrer ſittlichen Bildung thun läſſt. Der Völker, die einige von ihren Feinden bei einer Art von barbariſchen Mahle verzehren, giebt es noch eine ziemlich groſſe Anzal; aber ſehr ſelten findet man welche, die ihre Feinde tödten, um ſie zu eſſen. Dies ſind zwei merkliche verſchiedne Stufen von Barbarei, auf dieſer waren die Menſchen früher und jene ſcheint nur ein Ueberreſt von der alten Gewohnheit zu ſein. Uebrigens hat man bei keinem von dieſen Völkern den Gebrauch funden, Menſchen, die nicht ihrer Meinung zugethan ſind, lebendig verbrennen, noch Gefangne unter Marterh ſterben zu laſſen; dieſe Gebräuche ſcheinen ausſchlieſſungsweiſe bei den Europäiſchen Theologen und den Wilden im mitternächtigen Amerika ſtatt zu finden. A. d. Kehlſ. Hgb.

## Zehntes Kapitel.

Kurze Ueberſicht dieſer ganzen Geſchichte, bis zu der Zeit, da das ſchöne Jahrhundert Ludwig's des *XIV.* anfängt.

Ich habe dieſen weitläuftigen Schauplaz der Staatsveränderungen ſeit Karl'n dem Groſſen, und oft noch ſeit viel ältern Zeitpunkten, bis zu den Zeiten Ludwig's des *XIV*, durchlaufen. Was wird die Frucht dieſer Arbeit ſein? Was für Nuzen wird man aus der Geſchichte ziehn? Man hat Thatſachen und Sitten geſehn; nun wollen wir ſehn, welchen Vortheil uns die Kenntnis dieſer Dinge bringen wird.

Der verſtändige Leſer wird leicht gewahr werden, daß er nur die groſſen Begebenheiten, welche einige Wahrſcheinlichkeiten haben, glauben, alle die Fabeln aber mit Mitleid betrachten mus, womit Fanatismus, Romanengeiſt und Leichtgläubigkeit den Schauplaz der Welt zu allen Zeiten angefüllt haben.

Konſtantin beſiegt den Kaiſer Maxenz; aber zuverläſſig erſchien ihm kein Labarum mit Griechiſcher Inſchrift in den Wolken der Pikardie.

Chlodowich, mit Meuchelmörderblut beſudelt, wird ein Chriſt, und begeht neue Menchelmorde; aber es bringt ihm weder eine Taube

eine Flaſche zu ſeiner Taufe, noch ſteigt ein Engel vom Himmel, ihm eine Fahne zu reichen.

Ein Mönch von Clervaux kann einen Kreuzzug predigen, aber es gehört viel Stumpfſinn dazu, zu ſchreiben, daß Gott, durch die Hand dieſes Mönchs, Wunder wirkte, um den glüklichen Ausgang dieſes Kreuzzuges vorher zu verſichern, der eben ſo unglüklich ablief, als er thöricht unternommen und ſchlecht geführt war.

Der König Ludwig der *VIII.* kann an der Auszehrung ſterben; aber nur ein dummer Fanatiker kann ſagen, daß die Umarmungen eines Mädchens ihn geheilt haben würden, und daß er als ein Märtirer ſeiner Keuſchheit ſtarb.

Bei allen Nationen iſt die Geſchichte durch Fabeln verunſtaltet, bis endlich die Philoſophie kommt, und die Menſchen aufklärt. Und wenn endlich die Philoſophie mitten unter dieſen Finſterniſſen erſcheint, ſo findet ſie die Gemüter durch Jahrhunderte von Irrthümern ſo geblendet, daß ſie es kaum dahin bringen kann, ihnen ihre Irrthümer zu benemen. Sie findet Ceremonien, Thatſachen und Denkmäler, eingeführt, aufgeſtellt und errichtet, um Lügen zu beſtätigen.

Wie hätte, zum Beiſpiel, ein Philoſoph, im Tempel des Jupiter Stator, den Pöbel

überreden können, daß Jupiter nicht vom Himmel geſtiegen ſei, die Flucht der Römer aufzuhalten? Welcher Philoſoph hätte, in dem Tempel des Kaſtor und Pollux, leugnen können, daß dieſe Zwillinge an der Spize der Truppen geſtritten haben? Würde man ihm nicht den Eindruk von den Füſſen dieſer Götter gezeigt haben, der im Marmor aufbehalten war. Würden nicht die Prieſter des Jupiter und des Pollux dieſem Philoſophen geſagt haben: Ungläubiger Verbrecher! Du muſſt doch geſtehn, wenn Du die Säule dort *) ſiehſt, daß wir eine Seeſchlacht gewonnen haben, wovon dieſe Säule das Denkmal iſt. Geſtehe doch alſo auch, daß die Götter auf die Erde herabgekommen ſind, uns zu vertheidigen, und läſtre nicht unſre Wunder, in Gegenwart der Denkmäler, die davon zeugen. So räſonniren zu allen Zeiten Betrügerei und Stumpfſinn.

Eine unwiſſende Fürſtin baut den elftauſend Jungfrauen eine Kapelle; der dienſtthuende

*) Es war eine *columna roſtrata*, eine zum Andenken eines Seeſieges mit Schifsſchnäbeln und Ankern rund herum gezierte Säule.

A. d. Ueberſ.

Geiſtliche dieſer Kapelle zweifelt gar nicht daran, daß die elftauſend Jungfrauen exiſtirt haben, und läſſt den Weiſen, der es bezweifelt, durch den Pöbel ſteinigen.

Denkmäler beweiſen die Weisheit der Thatſachen nur alsdann, wenn wahrſcheinliche Thatſachen uns durch aufgeklärte gleichzeitige Zeugen überliefert werden.

Die Jahrbücher der Zeiten Philipp Auguſt's, und die Abtei de la Victoire, ſind Beweiſe von der Schlacht bei Bovines. Aber wenn man zu Rom die Gruppe des Laokoon ſieht, ſoll man deshalb die Fabel vom Trojaniſchen Pferde glauben? Und wenn man, auf dem Wege von Paris, die häslichen Bildſäulen eines heiligen Dyonis erblikt, ſollen dieſe Denkmäler der Barbarei uns beweiſen, daß der heilige Dyonis, nachdem ihm der Kopf war abgeſchlagen worden, eine ganze Franzöſiſche Meile ging, ſeinen Kopf in den Händen trug, und ihn von Zeit zu Zeit käſſte?

Die mehreſten Denkmäler, wenn ſie lange nach der That errichtet ſind, zeugen blos von geheiligten Irrthümern. Man kann zuweilen nicht einmal den Denkmünzen trauen, die zur Zeit der Begebenheit ſelbſt geſchlagen ſind. Wir haben

geſehn, wie die, durch eine falſche Nachricht hintergangne, Engländer auf den Abſchnitt einer Medaille die Worte ſchlagen lieſſen: Dem Admiral Vernon, als Ueberwinder von Karthagena; und kaum war die Medaille fertig, als die Nachricht ankam, daß der Admiral Vernon die Belagerung aufgehoben hatte. Wenn eine Nation, in welcher ſo viel Philoſophen ſind, es hat können darauf ankommen laſſen, die Nachwelt ſolchergeſtalt zu täuſchen; was ſollen wir von Völkern und Zeiten erwarten, wo die gröbſte Unwiſſenheit herrſchte?

Begebenheiten, welche durch öffentliche Urkunden, und die Uebereinſtimmung gleichzeitiger Schriftſteller, beſtätigt ſind, die in einer Hauptſtadt leben, ſich einer den andern aufklären, und unter den Augen der Vornemſten von der Nation ſchreiben, kann man wohl glauben; alle die kleinen dunkeln und romanhaften Dinge aber, die von unbekannten Leuten, in dem Winkel irgend einer dummen und barbariſchen Provinz, niedergeſchrieben ſind, alle mit abgeſchmakten Nebenumſtänden überladne Erzälungen; alle die Wunderwerke, welche die Geſchichte entehren, anſtatt ihr zur Zierde zu gereichen, wollen wir einem Voragine,*) einem Jeſuiten Cauſſin,

*) Verfaſſer der goldnen Legende.

einem Maimbourg, und andern ihres Gelichters, überlaſſen.

Es iſt nicht ſchwer, die Bemerkung zu machen, wie ſehr ſich, ſeit der Ueberſchwemmung der Barbaren, bis zu unſern Zeiten, die Sitten, faſt auf dem ganzen Erdboden verändert haben. Die Künſte, welche die Menſchen durch Aufklärung ſanft machen, fingen ſeit dem zwölften Jahrhunderte wieder an, ein wenig aufzuleben; aber der niederträchtigſte und abgeſchmakteſte Aberglaube erſtikte dieſen Keim, machte faſt alle Menſchen dumm, verbreitete ſich über alle unwiſſende und wilde Völkerſchaften von Europa, und vermiſchte überall das Lächerliche mit der Barbarei.

Die Araber verfeinerten Aſien, Afrika, und einen Theil von Spanien, bis zu der Zeit, da ſie von den Türken unterjocht, und endlich von den Spaniern vertrieben wurden. Unwiſſenheit bedekte nun alle dieſe ſchönen Theile der Welt; ſtrenge und finſtre Sitten machten das menſchliche Geſchlecht, von Bagdad bis nach Rom hin, zu Wilden.

Die Päbſte wurden, mehrere Jahrhunderte hindurch, nicht anders, als mit gewafneter Hand, gewählt, und die Völker, ja ſelbſt die Fürſten,

waren ſo ſtumpfſinnig, daß ein von ihnen anerkannter Gegenpabſt von Stund an der Statthalter Gottes, und ein unfehlbarer Menſch wurde. War dieſer unfehlbare Mann abgeſezt, ſo verehrte man den Karakter der Gottheit in ſeinem Nachfolger; und dieſe Götter auf Erden, die bald andre meuchelmordeten, bald ſelbſt gemeuchelmordet wurden, bald andre vergifteten, bald ſelbſt am Gifte ſtarben, ihre Baſtarde bereicherten, und Edikte wider die Hurerei ergehn lieſſen, die Turniere verdammten und Krieg führten, die Könige exkommunicirten und abſezten, und den Unterthanen die Erlaſſung ihrer Sünden verkauften, waren zu gleicher Zeit das Aergernis, der Abſcheu, und die Gottheit des Katholiſchen Europa.

Wir haben geſehn, wie, im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte, die Mönche, ſo wie die Biſchöfe, Fürſten geworden, und wie dieſe Biſchöfe und dieſe Mönche überall an der Spize der Lehnsverfaſſung ſtanden. Sie führten lächerliche Gewohnheiten ein, die eben ſo ungeſchliffen waren, als ihre Sitten. Ich meine damit das ausſchlieſſende Recht, mit einem Falken auf der Hand in die Kirche zu gehn; das Recht, das Waſſer in den Teichen durch die Bauern ſchlagen zu laſſen, damit das Geſchrei der Frö-

ſche den Baron, den Mönch, oder den Prälaten, nicht ſtörte; das Recht, die erſte Nacht mit den Bräuten in ihren Domänengütern zu Bette zu gehn; das Recht, die umherziehenden Kaufleute, denn andre Kaufleute gabes damals nicht, zu brandſchazen.

Unter dieſen lächerlichen Barbareien haben wir auch die blutigen Barbareien der Religionskriege geſehn.

Die Streitigkeiten der Päbſte mit den Kaiſern und Königen, welche ſchon zu Ludwig's des Schwachen Zeiten anfingen, haben ſich erſt in Teutſchland nach Karl'n dem *V.*, in England durch Eliſabet's Standhaftigkeit, und in Frankreich durch Heinrich's des *IV.* gezwungne Unterwerfung unter die Römiſche Kirche, völlig geendigt.

Eine andre Quelle ſo mannichfaltigen Blutvergieſſens war die Wut der Dogmatik. Sie hat mehr als Einen Staat gänzlich umgekehrt, von dem Blutbade der Albigenſer im dreizehnten Jahrhunderte an, bis zu dem kleinen Kriege in den Cevennen, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Um theologiſche Spizfündigkeiten flos Blut auf den Feldern und auf den Henkersbühnen, bald in Einem Lande, bald in einem andern, und das fünf Jahrhunderte hindurch

faſt ohne alle Unterbrechung; und dieſe Land-plage hat blos darum ſo lange gedauert, weil man immer, über der Dogmatik, die Moral vernachläſſigte.

Man mus alſo geſtehn, ich wiederhole es noch einmal, daß, überhaupt genommen, dieſe ganze Geſchichte eine Sammlung von Verbrechen, Thorheiten, und Unglüksfällen enthält, unter welchen uns hin und wieder einige Tugenden, einige glükliche Zeiten, aufgeſtoſſen ſind, wie man in wilden Einöden hin und wieder auf einige zerſtreute Wohnungen ſtöſſt.

Der Pabſt Alexander der *III.* iſt vielleicht der Mann, der ſich, in den rohen Zeiten, die man das Mittelalter nennt, um das menſchliche Geſchlecht am meiſten verdient gemacht hat. Er war es, der, in einer Kirchenverſammlung, im zwölften Jahrhunderte, ſo viel, als es ihm möglich war, die Knechtſchaft aufhob.

Dies iſt eben der Pabſt, der in Venedig, durch ſeine Klugheit, über die Heftigkeit des Kaiſers Friedrich Barbaroſſa ſiegte, und den König Heinrich den II. von England zwang, die Ermordung des Thomas Becket Gott und Menſchen abzubitten. Er gab den Rechten der Völker neues Leben, und that den Laſtern der Könige Einhalt.

Wir haben angemerkt, daß vor dieſer Zeit ganz Europa, eine kleine Anzal von Städten ausgenommen, unter zwei Arten von Menſchen getheilt war, nemlich unter Landbeſizer, ſie mochten nun weltlich, oder geiſtlich, ſein, und unter Sklaven. Die Rechtsgelehrten, welche den Rittern, den Amtleuten, und den Güterverweſern, in ihren Rechtspflegen beiſtanden, waren im Grunde nur urſprünglich Leibeigne.

Wenn die Menſchen in ihre Rechte zurükgetreten ſind, ſo haben ſie es vornemlich dem Pabſt Alexander dem *III.* zu danken, ſo wie auch ſo viel Städte ihm ihren Glanz zu verdanken haben. Indeſſen haben wir geſehn, daß dieſe Freiheit ſich nicht über alle Gegenden verbreitet hat. In Polen iſt ſie niemals eingedrungen. Der Landmann iſt daſelbſt noch Sklav und Leibeigner, ſo wie in Böhmen, in Schwaben, und vielen andern Teutſchen Ländern. Sogar in Frankreich findet man noch, in einigen von der Hauptſtadt entlegnen Provinzen, Ueberbleibſel von dieſer Leibeigenſchaft. Man findet einige Domkapitel, und einige Mönche, denen die Güter der Bauern zugehören.

Bei den Aſiern giebt es blos eine häusliche, und bei den Chriſten blos eine bürgerliche Knecht-

Der Polniſche Bauer iſt Leibeigner auf dem Gute, aber nicht Sklave in dem Hauſe, ſeines Herrn. Häusliche Sklaven kaufen wir nur bei den Negern. Man macht uns dieſen Handel zum Vorwurf; aber ein Volk, das ſeine Kinder verhandelt, iſt noch verwerflicher, als der Käufer. Dieſer Handel beweiſt unſre Ueberlegenheit. Wer ſich ſelbſt einen Herrn giebt, war dazu geboren, unter einem Herrn zu ſtehn. *)

*) Dieſer Ausdruk mus in demſelben Sinne genommen werden, in welchem Ariſtoteles ſagt, daß es Sklaven von Natur giebt. Derjenige aber, der die Schwachheit, oder die Niederträchtigkeit, eines andern Menſchen benuzt, um denſelben zum Sklaven zu machen, iſt darum nicht minder ſtrafbar. Wenn man ſagen kann, daß einige Menſchen verdienen, Sklaven zu ſein, ſo iſt das ungefähr ſo, wie man zuweilen ſagt, daß ein Geizhals verdient, beſtolen zu werden.

Gewis begeht der kleine Negerkönig, der ſeine Unterthanen verkauft, und der, der Krieg führt, um Gefangne zum Verhandeln zu haben, und der Vater, der ſeine Kinder verkauft, ein verabſcheuungswürdiges Verbrechen; aber dieſe Verbrechen ſind das Werk der Europäer, welche den Schwarzen die Begierde eingeflöſſt haben, ſie zu begehen, und ſie dafür bezahlen, wenn ſie ſie begangen haben. Die Neger ſind nur

Mit-

Verſchiedne Fürſten wollten die Unterthanen von dem Joche ihrer Herren befreien, zu gleicher Zeit aber die Herren ſelbſt gewiſſermaaſſen zu Sklaven machen, und dies iſt es, was ſo viel Bürgerkriege veranlaſſt hat.

Der Ausſage einiger Diſſertatoren gemäs, welche alles ihren eignen Begriffen anpaſſen, ſollte man glauben, daß die Republiken tugendhafter und glüklicher waren, als die Monarchieen. Aber, ohne die hartnäkkigen Kriege in Anſchlag zu bringen, welche die Venediger mit den Genueſern führten, um auszumachen, wer von beiden ſeine Waaren den Muhammedanern verkaufen ſollte, was hatten nicht Venedig, Genua, Florenz, und Piſa, auszuſtehn? Wie oft haben nicht Genua, Florenz, und Piſa, ihre Herren verändert? Wenn Venedig nie einen Herrn gehabt hat, ſo verdankt es dieſen Vortheil blos ſeinen tiefen Moräſten, welche man Lagunen nennt.

Man kann die Frage aufwerfen, wie es, mitten unter ſo vielen Erſchütterungen, inner-

Mitſchuldige, und Werkzeuge, der Europäer; dieſe ſind die wahren einzigen Verbrecher.
A. der Kehlſchen Herausgeber.

lichen Kriegen, Verſchwörungen, Verbrechen, und Thorheiten, ſo viel Menſchen gegeben habe, welche in Italien, und nachher in den andern Chriſtlichen Staaten, die nüzlichen und angenemen Künſte trieben. Unter der Herrſchaft der Türken ſehn wir davon kein Beiſpiel.

Unſer Theil von Europa mus in ſeinen Sitten, und in ſeinem Genie, einen Karakter gehabt haben, den man weder in Thracien antrift, wo die Türken den Siz ihrer Herrſchaft aufgeſchlagen haben, noch in der Tatarei, aus welcher ſie ehmals ausgegangen ſind. Drei Dinge haben einen beſtändigen Einflus auf den Verſtand der Menſchen, das Klima, die Regierungsart und die Religion. Dies iſt der einzige Weg, das Rätſel dieſer Welt aufzulöſen.

In dem Laufe ſo vieler Staatsveränderungen hat man wohl die Bemerkung machen können, daß, in Europa ſowohl, als in Aſien, in den ehmals am meiſten policirten Gegenden, Völkerſchaften entſtanden ſind, die beinahe wild waren. Manche Inſel im Archipelagus, welche ehmals blühte, iſt jezt zu dem Schikſal der Amerikaniſchen Dorfſchaften herabgeſunken. Die Länder, wo die Städte Artarata, Tigranocerta,

und

und Kolchis waren, ſtehn noch weit unter unſern Kolonieen. Es giebt auf einigen Inſeln, in einigen Wäldern, und auf einigen Gebirgen, mitten in unſerm Europa, Stämme von Völkerſchaften, die, in keinem Stük, vor den Bewohnern von Kanada, oder vor den Schwarzen in Afrika, irgend etwas voraus haben. Die Türken ſind weit policirter; aber wir kennen faſt keine Stadt, welche ſie gebaut hätten. Sie haben die ſchönſten Einrichtungen des Alterthums verfallen laſſen. Sie herrſchen über Ruinen.

In Aſien iſt nichts, welches mit unſerm Europäiſchen Adel Aehnlichkeit hat. Im Orient findet man nirgends einen Stand von Bürgern, welcher von den andern, durch erbliche Titel, durch Befreiungen und Rechte, die blos der Geburt ankleben, unterſchieden wäre. Die einzigen Tatarn ſcheinen, in den Geſchlechtern ihrer Myrſen, einen Schatten von dieſer Einrichtung zu haben. Man ſieht nicht das Geringſte, weder in der Türkei, noch in Perſien, noch in Indien, noch in Schina, welches einen Begrif von jenen Korps von Edelleuten gäbe, die einen weſentlichen Theil einer jeden Europäiſchen Monarchie ausmachen. Man mus bis nach Malabar gehn, um eine Aehnlichkeit dieſer Einrich-

tung auszufinden, und doch iſt dieſelbe ſehr verſchieden. Denn dort iſt es ein ganzer Stamm, der völlig den Waffen gewidmet iſt, der ſich nie mit den andern Stämmen, oder Kaſten, vermiſcht, und dieſe nicht einmal würdigt, einiges Verkehr, oder Umgang, mit ihnen zu haben.

Nach Montesquieu's Ausſpruch giebt es in Aſien keine Republiken. Inzwiſchen machen hundert Tatariſche Horden, und Arabiſche Völkerſchaften, herumziehende Republiken aus. Ehmals gab es ſehr blühende Republiken, als Tyrus und Sydon, welche den Griechiſchen weit überlegen waren. Seit dem Falle derſelben findet man nun keine mehr, die ihnen gleichen. Die groſſen Reiche haben alles verſchlungen. Der nemliche Schriftſteller glaubt, einen Grund davon in den groſſen Ebnen Aſien's zu finden. Er behauptet, daß die Freiheit mehr Zuflucht in den Gebirgen findet. Aber es giebt wohl in Aſien eben ſo viel bergige Länder, als in Europa. Polen iſt voller Ebnen, und doch eine Republik. Venedig und Holland ſind nicht voll Berge. Die Schweizer ſind zwar in dem einen Theile der Alpen frei; aber ihre Nachbaren in dem andern Theile derſelben, haben von je her das Joch getragen. Es iſt immer mislich, phy-

ſiſche Urſachen der Regierungsformen aufzuſuchen; beſonders aber mus man von dem, was nicht iſt, keinen Grund aufſuchen wollen.

Der gröſſte Unterſchied zwiſchen uns und den Morgenländern liegt in der Art, wie wir das weibliche Geſchlecht behandeln. Im Orient hat nie ein Frauenzimmer regiert, eine Prinzeſſin von Mingrelien ausgenommen, wovon uns Chardin erzält, und von welcher er, ſeiner Ausſage nach, iſt beſtolen worden. Die Frauenzimmer können in Frankreich zwar nicht regieren, aber doch Regentinnen ſein. Sie haben ein Recht zu jedem andern Thron, den Polniſchen und den Teutſchen Kaiſerthron ausgenommen.

Noch ein Unterſchied, welcher aus unſern Gewohnheiten mit den Frauenzimmern entſteht, iſt der Gebrauch ihnen Menſchen zuzugeſellen, welche ihrer Mannheit beraubt ſind; eine Gewohnheit von undenklichen Zeiten in Aſien und Afrika, welche auch zuweilen in Europa bei den Römiſchen Kaiſern iſt eingeführt worden. Heut zu Tage haben wir in unſerm Chriſtlichen Europa nicht dreihundert Verſchnittne für die Kapellen und für die Schaubühnen; die Serrails der Morgenländer ſind voll davon.

Alles unterſcheidet ſie von uns; Religion, Policei, Regierungsform, Sitten, Nahrung, Kleidung, ſogar die Art zu ſchreiben, ſich auszudrükken, und zu denken. Die gröſſte Aehnlichkeit, die wir mit ihnen haben, iſt der Geiſt des Krieges, des Todtſchlagens, und der Verheerung, der von jeher die Erde entvölkert hat. Man mus indeſſen doch geſtehn, daß der Karakter der Völker von Indien und Schina weit weniger von dieſer Raſerei an ſich hat, als der unſrige. Hauptſächlich ſehn wir die Indier und Schineſen nie irgend einen Krieg gegen die Nordiſchen Nationen anfangen. Darin ſind ſie beſſer, als wir. Aber ſelbſt ihre Tugend, oder ihre Sanftmut, hat ſie zu Grunde gerichtet; ſie ſind unterjocht worden.

Mitten unter dieſen Plünderungen und Verwüſtungen, welche wir, innerhalb neun Jahrhunderten, erblikken, entdekken wir eine Liebe zur Ordnung, welche das menſchliche Geſchlecht insgeheim belebt, und ſeinem gänzlichen Untergang vorgebeugt hat. Dies iſt eine von den Triebfedern der Natur, welche ihre Schnellkraft immer wieder bekommt. Sie iſt es, welche das Geſezbuch der Nation verfaſſt hat. Durch ſie verehrt man das Geſez, und des Geſezes

Diener, in Tunkin, und auf der Inſel Formoſa, wie in Rom. Die Kinder ehren ihre Väter in allen Landen; und der Sohn beerbt überall ſeinen Vater, man mag ſagen, was man will. Denn wenn in der Türkei ein Sohn kein Timariotengut, und in Indien keine Omrahländerei hat, ſo rührt dies daher, weil dieſe Güter kein Eigenthum des Vaters waren. Eine Wohlthat auf Lebenszeit iſt an keinem Orte der Welt ein Erbgut. Aber in Perſien, Indien, und ganz Aſien, das einzige Japan ausgenommen, kann jeder Bürger, und ſelbſt der Ausländer, er ſei von welcher Religion er wolle, ein Landgut kaufen, wenn es nur kein Domänenſtük iſt, und es ſeiner Familie hinterlaſſen. Ich habe durch glaubwürdige Leute erfahren, daß vor kurzem ein Franzoſe ein ſchönes Landgut bei Damasko, und ein Engländer eins in Bengalen, gekauft hat. *)

In unſerm Europa giebt es noch einige Völker, deren Geſez nicht erlaubt, daß ein Fremder einen Akker und ein Grab auf ihrem Grund und



*) Dies war lange vorher geſchrieben, ehe die Engländer Bengalen erobert hatten.

Anmerk. des Verf.

Boden kauſe. Das barbariſche *Droit d'aubaine*, kraft deſſen ein Ausländer das Vermögen ſeines Vaters dem königlichen Fiskus anheimfallen ſieht, iſt noch in allen Chriſtlichen Königreichen im Gange; es wäre denn, daß man demſelben, durch beſondre Verträge, Abbruch gethan hätte. *)

Wir ſtehn noch in dem Wahn, daß im ganzen Orient die Weiber Sklavinnen ſind, weil ſie auf das häusliche Leben eingeſchränkt bleiben. Wären ſie Sklavinnen, ſo müſſten ſie, nach dem Tode ihrer Männer, ihr Brod betteln; und das geſchieht doch nicht. Sie haben überall ein durch das Geſez beſtimmtes Erbtheil, und dieſen Theil

*) Man that den Vorſchlag, das *Droit d'aubaine* in Frankreich, durch ein allgemeines Geſez abzuſchaffen. Der Kanzler d'Agueſſeau war dawider, weil es, wie er ſagte, das älteſte Geſez der Monarchie wäre. Dieſes Recht iſt in der Folge, durch beſondre Verträge mit den Mächten, bei welchen es wechſelſeitig eingeführt war, abgeſchaft worden. Mit England beſteht es noch, weil es die Engländer bei ſich nicht eingeführt haben, und weil England kein Intereſſe dabei hat, es in Frankreich abgeſchaft zu ſehn, da alle Beſchwerlichkeiten dieſes Rechts auf die Nation fallen, die es ausübt.
A. der Kehlſchen Herausgeber.

bekommen ſie auch im Fall einer Eheſcheidung. Von einem Ende der Welt bis zum andern finden wir Geſeze zur Aufrechthaltung der Familien.

Der willkührlichen Gewalt iſt überall, durch die Geſeze, durch die Gebräuche, oder durch die Sitten, ein Zaum angelegt. Der Türkiſche Sultan kann ſich weder an der Münze vergreifen, noch die Jengitſcheri abſchaffen, noch ſich um das Innere des Serrails ſeiner Unterthanen bekümmern. Der Schineſiſche Kaiſer giebt kein Edikt, ohne die Beſtätigung eines Gerichtshofes, heraus. Man iſt in allen Staaten harten Gewaltthätigkeiten ausgeſezt. Die Gruswesſire und Itimaddulets üben Raub und Mord aus; aber ſie ſind eben ſo wenig von den Geſezen dazu berechtigt, als die herumſchweifenden Araber und Tatarn zum Ausplündern der Karwanen.

Die Religion lehrt alle Völker, ohne einige Ausname, die nemliche Moral. Die Aſiatiſchen Ceremonien ſind thöricht, der Glaube abgeſchmakt, aber die Vorſchriften vortreflich. Der Derwiſh, der Fakir, der Bonze, und der Talapoin, ſagen überall: Seyd gerecht und wohlthätig. Man wirft dem Pöbel in Schina viel Untreue im Handel vor. Was ihn

vielleicht in dieſem Laſter beſtärkt, iſt, daß er von ſeinen Bonzen, für die elendeſte kleine Münze die Verſöhnung kauft, die er nötig zu haben glaubt. Die Moral, die man ihn lehrt, iſt gut; aber der Ablas, den man ihm verkauft, iſt verderblich.

Vergebens haben uns einige Reiſende und Miſſionare die Morgenländiſchen Prieſter als Prediger der Ruchloſigkeit vorgeſtellt. Das heiſſt, die menſchliche Natur verläumden. Es iſt nicht möglich, daß je eine religiöſe Geſellſchaft eingeführt worden, deren Endzwek war, zum Laſter einzuladen.

Wenn man ehmals faſt in allen Ländern der Welt Menſchen geopfert hat, ſo iſt dieſer Fall doch immer ſehr ſelten vorgekommen. In der alten Welt war dieſe Barbarei abgeſchaft; in der neuen war ſie noch gebräuchlich. Aber dieſer entſezliche Aberglaube iſt keine Religionsvorſchrift, die auf die Geſellſchaft Einflus hat.

Ob man die Gefangnen, bei den Mexikanern, in einem Tempel opfert, oder ob man ſie, bei den Römern, in einem Gefängnis erdroſſelt, nachdem man ſie, hinter einem Wagen, auf das Kapitol geſchleppt, das iſt ganz einerlei; es iſt eine Folge des Krieges, und wenn ſich die Reli-

gion in den Krieg mit einmiſcht, ſo iſt dieſe Vermiſchung die ſchreklichſte Landplage. Ich ſage nur, daß man nie geſehn hat, daß jemals eine religiöſe Geſellſchaft, oder irgend eine Ceremonie blos in der Abſicht geſtiftet worden iſt, um die Menſchen zum Laſter aufzumuntern. Man hat ſich auf dem ganzen Erdboden der Religion bedient, um Böſes zu thun, aber geſtiftet iſt ſie überall, um zum Guten zu führen; und wenn die Dogmatik den Fanatismus und den Krieg herbeiführt, ſo flößt die Moral überall Eintracht ein.

Man täuſcht ſich nicht minder, wenn man glaubt, daß die Religion der Muſulmanen nicht anders, als durch die Waffen, iſt eingeführt worden. Die Muhammedaner haben in Indien, und in Schina, ihre Miſſionare gehabt. Die Sekte des Omar bekämpft die Sekte des Aly, bis auf die Küſten von Koromandel und Malabar, blos durch's Wort.

Aus dieſer Schilderung erhellet, daß alles, was mit der menſchlichen Natur innig zuſammenhängt, ſich von einem Ende der Welt, bis zum andern, ähnlich ſieht, alles aber, was von der Gewohnheit abhängen kann, verſchieden iſt,

und es einem bloſſen Zufall zugeſchrieben werden mus, wenn es eine Aehnlichkeit hat.

Die Herrſchaft der Gewohnheit erſtrekt ſich viel weiter, als die Herrſchaft der Natur. Sie umfaſſt die Sitten und vorzüglich die Gebräuche. Sie verbreitet Abwechslung über den Schauplaz des Weltalls. Die Natur verbreitet Einheit, und führt überall nur eine kleine Zal unwandelbarer Grundſäze ein. Der Grund iſt alſo überall der nemliche; und die Kultur bringt die verſchiednen Früchte hervor.

Da die Natur den Eigennuz, den Stolz, und alle Leidenſchaften, in das Herz des Menſchen gelegt hat, ſo iſt es kein Wunder, daß wir, in einer Zeitfolge von etwa zehn Jahrhunderten, eine faſt ununterbrochne Reihe von Verbrechen und Unglüksfällen erblikt haben. Wenn wir auf die verfloſſnen Zeiten zurükgehn, ſo ſind die nicht beſſer. Die Gewohnheit hat gemacht, daß überall auf eine verſchiedne Art Böſes gewirkt worden iſt.

Aus der Schilderung, die wir von Europa, von den Zeiten Karl's des Groſſen, bis auf unſre Zeiten, gemacht haben, läſſt ſich leicht ur-

theilen, daß dieſer Welttheil ohne Vergleich volkreicher, civiliſirter, reicher, und aufgeklärter iſt, als er es damals war, und daß er ſogar dem weit überlegen iſt, was das Römiſche Reich war, wenn wir Italien ausnemen.

Zu behaupten, daß Europa, ſeit den Zeiten der alten Römer, entvölkert ſei, iſt ein Gedanke, der ſich blos für die Spöttereien der *Lettres Perſanes*, oder für die neuen eben ſo unbedeutenden, obgleich in einem ernſthaftern Ton geſagten, Paradoxen ſchikt.

Man betrachte nur die ungeheure Anzal prächtiger Städte, welche, von Petersburg bis Madrid, an Oertern erbaut ſind, welche, vor ſechshundert Jahren, noch Wüſteneien waren. Man bedenke die unermeslichen Wälder, welche, von den Ufern der Donau, bis an die Oſtſee, und bis in die Mitte von Frankreich, die Erde bedekten. Es fällt doch wohl in die Augen, daß da viele Menſchen ſein müſſen, wo viel Land urbar gemacht wird. Der Akkerbau, man mag ſagen, was man will, und der Handel, ſind in weit gröſſre Achtung gekommen, als ſie es ehmals waren.

Eine von den Urſachen, welche überhaupt zur Bevölkerung von Europa beigetragen haben, iſt dieſe, daß, bei den unzäligen Kriegen, welche alle dieſe Provinzen ausgehalten haben, man die überwundnen Nationen nicht weggeführt hat.

Karl der Groſſe entvölkerte zwar die Gegend an der Weſer; aber dies iſt nur ein kleiner Strich Landes, der ſich mit der Zeit wieder erholt hat. Die Türken haben viele Ungariſche und Dalmatiſche Nationen weggeführt; und dieſe Gegenden ſind auch wirklich nicht ſehr bevölkert. Polen hat blos darum Mangel an Einwohnern, weil das Volk daſelbſt noch leibeigen iſt.

In welchem blühenden Zuſtande würde alſo Europa ſein, wenn nicht die beſtändigen Kriege wären, welche daſſelbe, um geringfügigen Intereſſes, oft auch um kleiner Launen willen, beunruhigen. Zu welcher Vollkommenheit würde nicht der Landbau geſtiegen ſein, und wie viel mehr Zugänge und Bequemlichkeiten würden nicht die Künſte, welche dieſe Erzeugniſſe verarbeiten, dem bürgerlichen Leben verſchaft haben, wenn man nicht eine ſo erſtaunliche Menge von

Männern und Weibern in Klöſter vergraben und unnüz gemacht hätte?

Eine neue Leutſeligkeit, welche man in den landverderblichen Krieg eingeführt hat, wodurch die Schreknisse deſſelben gemildert weroen, hat auch dazu beigetragen, die Völker von der Vertilgung zu retten, welche ſie mit jedem Augenblik, zu bedrohen ſcheint. Es iſt zwar ein beweinenswehrtes Uebel, daß alle Fürſten beſtändig ſo viel Soldaten unterhalten müſſen; aber dieſes Uebel bringt, wie wir ſchon angemerkt haben, etwas Gutes hervor. Die Völker miſchen ſich nicht in den Krieg, welchen ihre Herren führen. Die Bürger der belagerten Städte gehn oft von einer Herrſchaft zu der andern über, ohne daß es einem einzigen Einwohner das Leben gekoſtet hat. Sie werden blos demjenigen, als ein Preis, zu Theil, der die meiſten Soldaten, und Kanonen, und das mehrſte Geld, gehabt hat.

Die bürgerlichen Kriege haben ſehr lange Zeit Teutſchland, England, und Frankreich verwüſtet. Dieſe Unfälle ſind aber bald wieder gut gemacht worden, und der blühende Zuſtand dieſer Länder beweiſt, daß die Betriebſamkeit der Menſchen noch weiter gegangen iſt, als ihre Wut.

Mit Perſien iſt es, zum Beiſpiel, ganz anders beſchaffen. Dieſes iſt, ſeit vierzig Jahren, ein Raub der Verheerungen. Wenn es ſich aber, unter einem weiſen Fürſten vereinigt, ſo wird es ſeine Konſiſtenz in kürzerer Zeit wiederbekommen, als es dieſelbe verloren hat.

Wenn eine Nation mit den Künſten bekannt iſt, und von Fremden nicht unterjocht und weggeführt wird, ſo hebt ſie ſich leicht aus ihren Ruinen wieder empor, und erholt ſich immer wieder.

# Reflexionen,

welche dieſem

Verſuch einer Schilderung der Sitten ꝛc.

als

# Supplement

dienen können.

## Erſte Reflexion.

Wie und warum man dieſen Verſuch unternam. Unterſuchungen über einige Nationen.

Viele Leute wiſſen, daß der Verſuch über die allgemeine Geſchichte der Sitten u. ſ. w. um das Jahr 1740. unternommen wurde, um eine vorneme Dame *) mit der Wiſſenſchaft der Geſchichte auszuſöhnen, da ſie faſt alle andre inne hatte. Dieſer philoſophiſchen Dame waren, in den meiſten unſrer Geſchichtskompilationen, zweierlei zuwider, die langweiligen Details, und die

*) Die Marquiſe du Châtelet.

empörend auffallenden Lügen. Sie konnte den Ekel nicht überwinden, welchen ihr die erſten Zeiten unſrer neuen Monarchieen, vor und nach Karl'n dem Groſſen, verurſachten. Alles kam ihr klein und verwildert vor.

Sie hatte die Geſchichte von Frankreich, Teutſchland, Spanien, und Italien leſen wollen; aber ſie hatte einen Ekel davor bekommen. Sie hatte nichts gefunden, als ein Chaos, eine Aufhäufung unnüzer Thatſachen, wovon die meiſten falſch, und alle übel verdaut ſind.

Da giebt es, wie wir ſchon anderswo erinnert haben, barbariſche Handlungen unter barbariſchen Namen, und unſchmakhafte Romane, wie ſie Gregor von Tours erzält; keine Kenntnis, weder der Sitten, noch der Regierungsform, noch der Geſeze, noch der Meinungen; und dies iſt eben nichts Auſſerordentliches bei einem Zeitpunkt, wo es keine andre

Meinungen gab, als die Legenden der Mönche, und keine andre Geſeze, als Räubervorſchriften. So iſt die Geſchichte Chlodowich's, und ſeiner Nachfolger, beſchaffen.

Was kann man aus den Abenteuern, die man einem Caribert, Chilperich, und Clothar zuſchreibt, für zuverläſſige und nüzliche Kenntniſſe ziehn? Wir haben aus dieſen jämmerlichen Zeiten nichts übrig, als Klöſter, von abergläubiſchen Leuten geſtiftet, die ihre Verbrechen dadurch abzukaufen ſuchten, daß ſie den Müſſiggang ausſteuerten.

Nichts war ihr ekelhafter, als die kindiſche Denkungsart einiger Schriftſteller, welche dieſe Jahrhunderte der Barbarei auszuſchmükken ſuchen, und einen Agilulph und Grifon ſchildern, als wenn ſie die Schilderungen eines Scipio und eines Cäſar aufzuſtellen hätten.

Im Daniel konnte ſie die unaufhörliche Schlachtenerzälungen nicht ausſtehn, da ſie die Geſchichte der Landſtände, der Parlamenter, der Municipialgeſeze, der Ritterſchaft, aller unſerer Gebräuche, und beſonders der Geſellſchaft, ſuchte, welche ehmals wild war, und heut zu Tage civiliſirt iſt.

Sie ſuchte im Daniel die Geſchichte des groſſen Heinrich's des *IV.*, und fand die Geſchichte des Jeſuiten Coton. Sie erblikte in dieſem Schriftſteller den Vater Ludwig's des Heiligen, von einer tödtlichen Krankheit befallen, dem ſeine Hofleute ein junges Mädchen, als ein untrügliches Mittel, vorſchlagen, und wie dieſer Fürſt, als ein Märtirer ſeiner Keuſchheit, ſeinen Geiſt aufgiebt.

Dieſe Erzälung, welche ſo oft wiederholt, und lange vorher ſchon von ſo manchem Fürſten erzält worden iſt, und welcher Vernunft und Arzneikunde wider-

ſprechen, war im Daniel vor dem Leben Ludwig's des VIII. in Kupfer geſtochen.

Sie konnte nicht begreifen, wie ein Geſchichtſchreiber, der Kopf hat, andern übel berichteten Leuten nachſagen konnte, daß die Mammeluken in Aegypten Ludwig den Heiligen, einen Chriſtlichen Fürſten, der ihr Feind war, der ihre Religion haſſte, ihren Gefangnen, der weder ihre Sprache, noch ihre Sitten kannte, zu ihrem Könige wählen wollten.

Man ſagte ihr, die Geſchichte ſtände im Joinville; aber ſie iſt da nur, als eine Volksſage angeführt, und ſie konnte nicht wiſſen, daß wir die wahre Geſchichte des Joinville nicht haben. *)



*) Man hat hernach 1748. eine Handſchrift gefunden, welche der Schreibart und den Buchſtaben nach, aus Joinville's Zeiten zu ſein ſcheint. Sie iſt in der Königlichen Drukkerei gedrukt worden.

Die Fabel des Alten vom Berge, welcher zwei fromme Leute vom Berge Libanon abſchikte, um geſchwind Ludwig den Heiligen in Paris zu ermorden, und der Tages darauf, auf das Gerücht von den Tugenden dieſes Fürſten, zwei andre abfertigte, um die beiden erſten von ihrem frommen Unternemen abzuhalten, ſchien ihr noch unter Tauſend und eine Nacht zu ſein.

Als ſie endlich ſahe, daß Daniel, allen andern Chronikenſchreibern zufolge, zur Urſach der Niederlage bei Creci angab, daß die Sehnen unſerer Armbrüſte, während der Schlacht, von dem Regen wären erweicht worden, ohne zu bedenken, daß die Engliſchen Armbrüſte auch nas geworden ſein mußten; als ſie ferner las, daß der König Eduard der *III.* den Frieden bewilligte, weil ihn ein Gewitter erſchrekt hatte, und alſo der Regen über Krieg und Frieden entſchied: warf ſie das Buch weg.

Sie fragte, ob alles wahr wäre, was man von dem Propheten Muhammed, und von dem Erobrer Muhammed dem *II.*, erzälte; und als man ihr eröfnete, daß wir Muhammed dem *II.* Schuld geben, er hätte vierzehn von ſeinen Edelknaben, (als wenn Muhammed der *II.* Edelknaben gehabt hätte,) den Leib aufſchneiden laſſen, um zu wiſſen, wer von denſelben eine ſeiner Melonen aufgegeſſen hatte, ſo faſſte ſie die tiefſte und gerechteſte Verachtung für unſre Geſchichtſchreiber.

Man gab ihr einen Auszug von den religiöſen Gebräuchen der Muſelmanen zu leſen. Sie erſtaunte über die Strenge dieſer Religion, über das faſt unerträgliche Faſten, über die zuweilen tödtliche Beſchneidung, über die ſtrenge Verbindlichkeit, täglich fünfmal zu beten, über das uneingeſchränkte Gebot, Almoſen zu geben, über die Enthaltung von Wein und Spiel, und ereiferte ſich zu gleicher

Zeit über die dumme Niederträchtigkeit, womit die überwundne Griechen, und unſre Geſchichtſchreiber, als Nachbeter derſelben, den Muhammed beſchuldigen, eine ganz ſinnliche Religion eingeführt zu haben, und zwar blos aus der Urſach, weil er die unbeſtimmte Anzal von Weibern, welche in ganz Aſien, und hauptſächlich im Jüdiſchen Geſez, erlaubt war, auf viere feſtgeſezt hat.

Das Wenige, was ſie von der Spaniſchen und Italieniſchen Geſchichte durchlaufen hatte, kam ihr noch ekelhafter vor. Sie wünſchte eine Geſchichte, welche der Vernunft Unterhaltung gewährte. Sie verlangte die Schilderung der Sitten, den Urſprung der Gewohnheiten, der Geſeze, und der Vorurtheile, welche mit einander ſtreiten; wollte wiſſen, wie ſo viel Völker wechſelsweiſe von der Politur zur Barbarei herübergeſchritten, welche Künſte verloren gegangen ſind, welche ſich erhalten haben, und welche, unter den Erſchütte-

rungen ſo vieler Staatsveränderungen, entſtanden ſind. Solche Gegenſtände waren ihrem Geiſte angemeſſen.

Sie las endlich die Abhandlung des berühmten Boſſuet über die Univerſalgeſchichte. Die Beredſamkeit, womit dieſer berühmte Schriftſteller die Aegypter, Griechen und Römer, ſchildert, machte auf ihren Geiſt Eindruk. Sie wollte wiſſen, ob eben ſo viel Wahrheit, als Genie, in dieſer Schilderung ſtekte.

Wie erſtaunte ſie, als ſie fand, daß die, ihrer Geſeze, Kenntniſſe und Pyramiden wegen, ſo ſehr gerühmten, Aegypter faſt immer ein ſklaviſches, abergläubiſches, und unwiſſendes Volk geweſen wären; deſſen ganzes Verdienſt darinn beſtanden hätte, auf den Befel ſeiner Tyrannen, unbrauchbare Steinklumpen auf einander zu häufen; daß dieſe Aegypter, bei Erbauung ihrer prächtigen Palläſte, nicht einmal ein Gewölbe zu machen ver-

ſtanden; daß ſie nichts vom Steinſchnei⸗
den wuſſten; daß ihre ganze Baukunſt
darin beſtand, lange platte Steine, ohne
Ebenmaas und Verhältnis, auf Pfeiler
zu legen; daß das alte Aegypten nie eine
erträgliche Statue, anders als von den
Händen eines Griechen, aufzuweiſen hat⸗
te; daß weder die Griechen, noch die Rö⸗
mer, es ihrer würdig gehalten haben, ir⸗
gend ein Aegyptiſches Buch zu überſezen;
und daß die in Alexandrien angefertigte
Anfangsgründe der Meskunſt einen Grie⸗
chen zum Verfaſſer hatten, u. ſ. w.

Dieſe philoſophiſche Dame fand, daß
die Aegyptiſchen Geſeze ein Volk von
ſchwachen Einſichten verrieten; ſie erfuhr,
daß dieſe Nation, ſeit dem Alexander,
immer von jedem war unterjocht worden, der
Luſt dazu hatte; ſie bewunderte alſo Boſ⸗
ſuet's Pinſel, und fand ſeine Gemälde
ſehr unähnlich.

Die Anmerkungen, welche ſie auf den
Rand dieſes Buchs ſchrieb, ſind noch vor⸗

handen. Auf der 541. Seite findet man dieſe Worte: Wie kann der Verfaſſer ſagen, daß Rom alle Reiche der Welt verſchlang? Das einzige Rusland iſt gröſſer, als das ganze Römiſche Reich.

Sie beſchwerte ſich darüber, daß ein ſo beredter Mann, in einer Uniwerſalgeſchichte, das Univerſelle ganz vergäſſe, und blos von drei oder vier Nationen ſpräche, die heut zu Tage von der Erde verſchwunden ſind.

Am meiſten fiel es ihr auf, zu ſehn, daß dieſe drei oder vier mächtige Nationen in dieſem Buche dem kleinen Volke der Juden aufgeopfert werden, als welches drei Viertheile des ganzen Werks einnimmt.

Am Ende der Abhandlung von den Juden findet man dieſe Anmerkung von ihrer Hand am Rande: In Rükſicht auf die Theologie kann man von

dieſem Volke viel ſagen, aber in der Geſchichte verdient es nur einen geringen Plaz.

Und in der That, was für Achtung kann ſich eine ſchwache und barbariſche Nation, durch ſich ſelbſt, verſchaffen, die ein Land beſas, das ſich nie mit einer von unſern Provinzen vergleichen darf, die weder durch Handel, noch durch Künſte, berühmt war, und faſt beſtändig in Aufruhr und Sklaverei lebte, bis daß die Römer ſie endlich zerſtreuten, wie die Muhammedaniſchen Ueberwinder in der Folge die Parſen zerſtreuten, ein Volk, das den Juden ſo weit überlegen, lange ihr Beherrſcher geweſen, und von einem weit höhern Alterthum war?

Beſonders ſchien es befremdlich, daß die Muhammedaner, welche Aſien, Afrika, und dem ſchönſten Theile von Europa, eine andre Geſtalt gegeben haben, in einer Weltgeſchichte ſind vergeſſen worden.

Indien, deſſen unſer Luxus ſo ſehr bedarf, und wo ſich ſo viel mächtige Europäiſche Nationen niedergelaſſen haben, muſſte gleichfalls nicht mit Stillſchweigen übergangen werden.

Endlich war es dieſer Dame von ſo gründlichem und ſo aufgeklärtem Verſtande unerträglich, daß man ſich bei den unbedeutenden Einwohnern von Paläſtina ſo lange verweilte, und kein Wort von dem weitläufigen Schineſiſchen Reiche ſagte, welches das älteſte auf Erden, und unſtreitig das policirteſte war, weil es das dauerhafteſte geweſen iſt. Sie verlangte eine Ergänzung dieſes Werks, welches bei Karl'n dem Groſſen aufhört, und man unterzog ſich dieſer Arbeit, um ſich mit ihr zugleich zu unterrichten.

---

# Zweite Reflexion.

## Wichtiger Gegenſtand der Geſchichte ſeit Karl'n dem Groſſen.

Der Gegenſtand war die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, und nicht die umſtändliche Erzälung der faſt immer verunſtalteten Thatſachen. Es kam, zum Beiſpiel, nicht darauf an, zu unterſuchen, von welcher Familie der Herr de Puiſet war, oder der Herr de Mont-lheri, welche mit Königen von Frankreich Krieg führten, ſondern zu zeigen, durch was für Stufen man gegangen iſt, um von der bäuriſchen Barbarei jener Zeiten, zur jezigen Verfeinerung zu gelangen.

Man bemerkte gleich Anfangs, daß in dem Römiſch-Katholiſchen Theile unſers Chriſtlichen Europa, von Karl'n dem Groſſen, bis auf unſre lezte Zeiten, der Krieg zwiſchen Kaiſerthum und Prieſter-

thum der Grund aller Staatsveränderungen war; dies iſt der Leitfaden in dem Labyrinthe der neuern Geſchichte.

Die Teutſchen Könige, ſeit Otto dem *I.*, glaubten, ein unbeſtreitbares Recht auf alle Staaten zu haben, welche die Römiſchen Kaiſer beſeſſen hatten, und betrachteten alle andre Souveräne als Uſurpatoren ihrer Provinzen. Mit dieſem Anſpruchsrecht, und ſelbſt mit Armeen, konnte der Kaiſer kaum einen Theil der Lombardei beibehalten; und ein bloſſer Prieſter, dem in Rom kaum die Hoheitsrechte zugeſtanden werden, der weder Truppen noch Geld, und keine andre Waffen, als die Volksmeinung, hat, erhebt ſich über die Kaiſer, zwingt ſie, ihm die Füſſe zu küſſen, ſezt ſie ab, und wieder ein.

Kurz, vom Königreich Minorka an, bis zum Königreich Frankreich, giebt es, im Katholiſchen Europa, keinen ſouverä-

nen Staat, den die Päbſte nicht, entweder durch Empörungen wirklich, oder durch bloſſe Bullen in der Einbildung, vergeben hätten. So iſt das Syſtem eines ſehr groſſen Theils von Europa, bis zur Regierung des Königs Heinrich's des IV. von Frankreich, beſchaffen.

Die Geſchichte der Volksmeinung muſſte man alſo ſchreiben, und von dieſer Seite ward dieſes Chaos von Begebenheiten, Faktionen, Empörungen, und Verbrechen, würdig, den Blikken des Weiſen vorgeſtellt zu werden.

Dieſe Meinung war es, welche die verderblichen Kreuzzüge der Chriſten gegen die Muhammedaner, und gegen die Chriſten ſelbſt, zuwege brachte. Es iſt klar, daß die Hohenprieſter von Rom, dieſe Kreuzzüge, blos ihres Intereſſe wegen, anſtifteten. Wären ſie geglükt, ſo wäre ihnen die Griechiſche Kirche unterworfen worden.

Sie

Sie fingen damit an, daß ſie das, von einem Helden eroberte, Königreich von Jeruſalem einem Kardinal gaben. Sie hätten alle Fürſtenthümer, und alle Pfründen von Kleinaſien und Afrika vergeben, und Rom hätte durch Religion mehr gethan, als ehmals durch die Tapferkeit der Scipionen und Paul Aemile.

## Dritte Reflexion.

### Es fehlte an einer Geſchichte des menſchlichen Verſtandes.

In einer ſolchergeſtalt verfaſſten Geſchichte ſieht man die Irrthümer und Vorurtheile ſich wechſelsweiſe folgen, und Wahrheit und Vernunft verſcheuchen. Man ſieht die Geſchikten und Glüklichen die Dummen feſſeln, und die Unglüklichen erdrükken. Und doch ſind auch dieſe Ge-

ſchikten und Glükliche ſelbſt, gleich den von ihnen beherrſchten Sklaven, ein Spiel des Glüks. Kurz, die Menſchen klären ſich, durch dieſe Schilderung ihrer Unglüksfälle, und ihrer Thorheiten, ein wenig auf. Die Geſellſchaften gelangen mit der Zeit dazu, ihre Begriffe zu berichtigen; die Menſchen lernen denken.

Man hat alſo nicht ſowohl darauf gedacht, eine ungeheure Menge von Thatſachen zu ſammeln, welche ſich alle einander vernichten, als vielmehr die vornemſten und ausgemachteſten davon zuſammenzuſtellen, welche dazu dienen könnten, den Leſer zu leiten, und ihn in den Stand ſezen, über die Unterdrükkung, Wiederauflebung, und die Fortſchritte des menſchlichen Verſtandes, durch ſich ſelbſt, zu urtheilen, und ihn die Völker, durch die Gebräuche dieſer Völker ſelbſt, kennen zu lehren.

Dieſe Methode, die einzige ſchikliche, wie mich däucht, für eine Univerſalge-

ſchichte, iſt ſogleich auch von dem Philo-ſophen angenommen worden, der die Specialgeſchichte von England ſchreibt, Der Abbé Velli, und ſein gelehrter Fortſezer, haben es, in ihrer Geſchichte von Frankreich, eben ſo gemacht; und hierin ſind ſie, ihrer Fehler ungeachtet, einem Mezerai und einem Daniel weit vorzuziehen.

## Vierte Reflexion.

### Verächtliche Gewohnheiten ſezen nicht immer eine verächtliche Nation voraus.

Es giebt Fälle, wo man nicht aus den Gewohnheiten und dem Aberglauben des Volks auf die Nation ſchlieſſen kann. Ich ſeze den Fall, daß Cäſar, nachdem er Aegypten erobert hat, und den Handel im

Römiſchen Reich in Flor bringen will, über den Hafen Arſinoe, über das rote Meer, und den Indiſchen Ocean, eine Geſandſchaft nach Schina ſchikt. Damals regierte daſelbſt der Kaiſer Iven-ti, der erſte dieſes Namens, den uns die Schineſiſchen Jahrbücher als einen ſehr weiſen und ſehr gelehrten Fürſten ſchildern.

Nachdem er Cäſar's Geſandten mit aller Schineſiſchen Höflichkeit empfangen hat, erkundigt er ſich heimlich, durch ſeine Dolmetſcher, nach den Gebräuchen, den Wiſſenſchaften, und der Religion dieſes Römiſchen Volks, welches im Occident eben ſo berühmt iſt, als das Schineſiſche Volk im Oriente.

Das Erſte, was er erfährt, iſt, daß die Prieſter dieſes Volks ihr Jahr ſo abgeſchmakt eingetheilt haben, daß die Sonne ſchon in die Himmelszeichen des Frühlings eingetreten iſt, wenn die Römer die erſten Winterfeſte feiern.

Er erfährt, daß dieſe Nation, mit groſſen Koſten, ein Kollegium von Prieſtern unterhält, welche genau die Zeit wiſſen, da man an Bord gehn, oder eine Schlacht liefern mus, und das lediglich durch die Betrachtung der Leber eines Ochſen, oder durch die Art und Weiſe, wie die Hüner die Gerſte freſſen. Dieſe heilige Wiſſenſchaft erhielten die Römer ehmals von einem kleinen Gott, Namens Tages, welcher in Toskana aus der Erde hervorſtieg.

Dieſe Völker verehren einen höchſten und einigen Gott, den ſie immer den gröſſten und beſten Gott nennen. Indeſſen haben ſie einer Kurtiſane, Namens Flora, einen Tempel gebaut, und die Römiſchen Matronen haben faſt alle kleine Penaten, oder Hausgötter, bei ſich, welche vier bis fünf Zoll hoch ſind. Eine dieſer kleinen Gottheiten iſt die Göttin der Brüſte, eine andre die Göttin der Hinter-

bakken; es giebt ſogar einen Hausgott, der der Gott der Blähungen heiſſt.

Der Kaiſer fängt an zu lachen. Die Gerichtshöfe von Nan-king glauben anfänglich mit ihm, daß die Römiſchen Geſandten Thoren oder Betrüger ſind, welche den Titel von Geſandten der Römiſchen Republik angenommen haben. Weil aber der Kaiſer eben ſo gerecht als höflich iſt, ſo läſſt er ſich mit den Geſandten in beſondre Geſpräche ein.

Er erfährt, daß die Römiſchen Prieſter höchſt unwiſſend geweſen ſind, aber daß Cäſar eben jezt den Kalender verbeſſert. Man geſteht ihm, daß das Kollegium der Augurn, in den erſten Zeiten der Barbarei, ſei errichtet worden, und daß man eine lächerliche Einrichtung, welche einem lange rohen Volke lieb geworden war, habe fortdauern laſſen; daß Cäſar ſie nie um Rat gefragt habe; daß, nach dem Bericht eines ſehr groſſen Mannes,

Namens Cato, nie ein Augur, mit einem ſeiner Kameraden, ohne Lachen habe ſprechen können; und daß endlich Cicero, der gröſſte Redner, und der beſte Philoſoph, in Rom, ſo eben ein kleines Werk gegen die Augurn geſchrieben, unter dem Titel: de diuinatione, (von der Wahrſagung.) worin er alle Auſpicien, alle Wahrſagungen, und alle Zaubereien, worin ſich die Welt ſo thöricht verliebt hat, einem ewigen Spotte Preis giebt.

Der Kaiſer von Schina hat die Neugier, dieſes Buch des Cicero zu leſen; ſeine Dollmetſcher überſezen es; und er bewundert das Buch und die Römiſche Republik.

---

# Fünfte Reflexion.

## In welchem Fall die Gebräuche auf den Geiſt der Nationen Einfluß haben.

Es giebt andre Fälle, wo Volksaberglaube, und Volksvorurtheile, auf eine ganze Nation einen ſolchen Einflus haben, daß ihr Betragen notwendig abgeſchmakt, und ihre Sitten rauh ſein müſſen, ſo lange dieſe Meinungen, oder Vorurtheile dauern.

Ein philoſophiſcher Bramine kömmt aus Indien in Europa an. Er erfährt, daß in Italien ein Prieſter iſt, der fünf bis ſechstauſend Mann regulirter Truppen hat, die unter vier bis fünf mächtigen Völkern zerſtreut ſind. Von dieſen Truppen gehn einige beſchuhet, und andre baarfus; einige mit Bärten, andre glatt; einige in Kapuzen, andre mit Müzen; alle

ſeinen Befelen unterthan, alle mit Argumenten und Wunderwerken bewafnet; alle behaupten, daß es dieſem Italiener zukomme, alle Königreiche zu vergeben. Sein Recht gründet ſich auf drei Zweideutigkeiten, und wird folglich von einer Menge von Leuten anerkannt, die keine Vernunftſchlüſſe machen, und von einigen geſchikten Leuten, welche das Vernünfteln verſtehn.

Die erſte Zweideutigkeit iſt, daß man ehmals zu einem Fiſcher in Aſien, Namens Peter, geſagt hat: Du biſt ein Fels, (petra); auf dieſem Felſen will ich meine Gemeine gründen, und Du ſollſt ein Menſchenfiſcher werden.

Die zweite iſt, daß man einen, dieſem Peter beigemeſſnen, Brief zeigt, worin er ſagt, er wäre in Babylon; und man hat geſchloſſen, daß Babylon Rom bedeute.

Die dritte beſteht darin, daß man in Galiläa ehmals zwei an der Dekke eines Zimmers hängende Meſſer fand, daraus hat man den Völkern bewieſen, daß eins von dieſen beiden Meſſern dem Manne zugehöre, den man für Peter's Nachfolger anerkannt hatte; und weil Peter ein Menſchenfiſcher geweſen, ſo müſſe ſein Nachfolger die ganze Welt in ſeinen Nezen haben.

Unſerm Indier wird es nicht ſauer werden, ſich vorzuſtellen, daß die Fürſten ſich werden für zu fette Fiſche gehalten haben, um ſich in den Nezen dieſes Mannes zu fangen, ſo ehrwürdig er auch ſeyn mag. Er wird urtheilen, daß die Forderungen deſſelben überall Zwietracht ausſtreuen müſſen; und wenn er hernach alle die Empörungen, die Meuchelmorde, die Vergiftungen, die Kriege, und die Verheerungen erfährt, welche dieſer Streit veranlaſſt hat, ſo wird er ſagen: Das

iſt ein Baum, der notwendig ſolche Früchte tragen muſſte.

Wenn er nun noch erfährt, daſs in den leztern Jahrhunderten zu dieſen Streitigkeiten noch ein heftiger Groll von Prieſter gegen Prieſter, und von Volk gegen Volk, hinzugekommen iſt, über ſchlechterdings unbegreifliche Streitfragen; und er nun einen Herzog de Guiſe, einen Prinzen von Oranien, und zwei Könige von Frankreich meuchlings ermorden, einen König von England auf der Henkersbühne ſterben, Frankreich, Teutſchland, England und Ireland von Blute rieſeln, und vier bis fünftauſend Menſchen, zu verſchiednen Zeiten, im Namen Gottes erwürgen ſieht: ſo wird er ſchauern; aber wundern wird er ſich nicht.

Wenn er nun dieſe Geſchichte der Tiger wird geleſen haben, und er nun auf ſanftre und aufgeklärtre Zeiten kommt, wo eine Schrift, in der kein Menſchen-

verſtand iſt, mehr Schriften veranlaſſt, als Griechenland und Rom zuſammengenommen uns Bücher hinterlaſſen haben, und wo ich weis nicht was für Zettel alles in Aufruhr bringen: ſo wird er glauben, die Geſchichte der Affen zu leſen. *)

In allen dieſen verſchiednen Fällen wird er deutlich ſehn, warum Meinungen bei den Nationen des Alterthums nicht die geringſten, und dagegen ſo ſcheusliche und lächerliche Unruhen, bei faſt allen Europäiſchen Nationen, beſonders bei einer Nation, welche zwiſchen den Alpen und Pyrenäen wohnt, hervorgebracht haben.

*) Der Verfaſſer meint unſtreitig die Bulle Unigenitus, und die Beichtzettel, welche Europa, als die beiden unverſchämteſten Produktionen dieſes Jahrhunderts betrachtet hat.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

# Sechste Reflexion.

Von der Macht der Meinungen. Unterſuchung der Stetigkeit der Schineſiſchen Sitten.

Meinungen haben alſo einen groſſen Theil der Erde verändert. Nicht allein Reiche ſind verſchwunden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen; ſondern Religionen ſind unter dieſen groſſen Ruinen begraben worden. Das Chriſtenthum, welches, wie wir wiſſen, die Wahrheit ſelbſt iſt, welches wir aber hier, in Rükſicht auf ſeine Wirkungen, als Meinung betrachten, vernichtete, in dem Jahrhundert des Theodoſius, die Griechiſche, Römiſche, Syriſche, und Aegyptiſche Religion.

Gott lies in der Folge zu, daß die Meinung des Muhammedismus die Wahrheit des Chriſtenthums im Orient, in Afrika, und in Griechenland, unter die

Füſſe trat, über das Judenthum, über die alte Religion der Magier, und den noch ältern Sabäismus, triumphirte, in Indien dem Brama einen tödtlichen Stos verſezte, und kaum am Ganges ſtill ſtand.

In unſerm Chriſtlichen Europa haben Meinungen das Ruſſiſche Kaiſerthum, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, die vereinigten Niederlande, die Hälfte von Teutſchland, und drei Viertheile des Landes Helvetien, von Rom getrennt.

Es iſt auf Erden nur Ein Beiſpiel von einem groſſen Reiche, welches die Macht zweimal unterjocht, die Meinung aber niemals verändert hat; und das iſt Schina.

Die Schineſer hatten, von undenklichen Zeiten her, die nemliche Religion, und die nemliche Moral, die ſie heut zu Tage haben, unterdeſſen daß die Gothen, die Heruler, die Vandalen und die Fran-

ken keine andre Moral hatten, als die Moral der Straſſenräuber, welche einige Geſeze machen, um ihre Uſurpationen zu ſichern.

Man hat, in irgend einem Winkel unſers Europa, behauptet, daß die Regierung in Schina atheiſtiſch wäre. Und wer ſind die, die ſolche ſeltſame Anklage vorbrihgen? Eben diejenigen, die den Bayle ſo ſehr verdammen, weil er geſagt hat, daß eine Geſellſchaft von Atheiſten beſtehn könne, welche ſo viel gegen ihn geſchrieben, und ſo ſehr geſchrieen haben, daß ſeine Vorausſezung eine Schimäre ſei. Sie haben ſich alſo offenbar widerſprochen, wie alle die, welche aus Parteigeiſt ſchreiben. Sie irrten ſich, als ſie ſagten, eine Geſellſchaft von Atheiſten könnte nicht beſtehn, weil die Epikuräer, die ſo lange beſtanden, eine wahre Geſellſchaft von Atheiſten waren. Denn gar keinen Gott glauben, und nur unnüze Götter ſtatuiren, welche weder ſtrafen,

noch belohnen, iſt, in Anſehung der Folgen, grade einerlei.

Sie irrten ſich nicht minder, als ſie die Schineſiſche Regierung des Atheismus beſchuldigten. Der Verfaſſer des Verſuchs über die Sitten, u. ſ. w. ſagt: Man mus eben ſo unbedachtſam ſein, als wir in unſern Streitigkeiten ſind, wenn man ſo unverſchämt ſein, und eine Regierung für Atheiſten ausgeben will, deren Edikte, faſt alle, von einem höchſten Weſen, dem Vater der Völker, ſprechen, der mit Gerechtigkeit ſtraft und belohnt, und zwiſchen ſich und dem Menſchen eine Verbindung von Bitten und Wohlthaten, von Fehlern und Beſtrafungen, feſtgeſezt hat.

Einige Journalſchreiber haben ſich ſich geſtellt, als zweifelten ſie an dieſen Edikten; aber ſie dürfen nur die geſammelten

meiſten Briefe der Miſſionare leſen, dürfen nur den dritten Theil der Geſchichte von Schina aufſchlagen, und Seite 41. die Inſchrift leſen: Dem wahren Grundquell aller Dinge. Er iſt ohn Anfang, und ohn Ende; Er hat alles hervorgebracht; Er regiert alles; Er iſt unendlich gut, und unendlich gerecht; u. ſ. w.

Aber, ſagt man, die Schineſer halten Gott für materiell; dem Schineſiſchen Pöbel könnte man es weit eher vergeben, uns ſelbſt dieſen Vorwurf zu machen, wenn er unſre Kirchengemälde ſähe, auf welchen wir Gott mit einem groſſen Bart malen, wie den Jupiter Olympius. Wir ſpotten alle Tage der fremden Nationen, und bedenken nicht, wie ausſchweifend ihnen unſre Gebräuche vorkommen können. Wir unterſtehn uns, ein Volk zu höhnen, welches, mehr als zweitauſend Jahre vorher, ehe wir anfingen, aus unſerm Stande

der Wildheit herauszutreten, die reinſte Religion und Moral hatte, und deſſen Sitten und Gebräuche nicht die geringſte Veränderung erlitten haben, da bei uns hingegen alles verändert iſt.

## Siebente Reflexion.

### Meinungen, Veranlaſſungen des Krieges in Europa.

Meinungen haben faſt nur bei den Chriſten bürgerliche Kriege veranlaſſt; denn die Spaltung der Osmanen und der Perſer war immer weder mehr, noch weniger, als eine Angelegenheit der Staatskunſt. Die innerlichen Religionskriege, welche einen groſſen Theil von Europa verwüſtet haben, ſind verabſcheuungswürdiger, als andre, weil ſie aus der Grundurſach

ſelbſt floſſen, welche allen Kriegen vor- beugen ſollte.

Es ſcheint, als wenn, ſeit etwa funf- zig Jahren, die ſtufenweiſe unter uns em- porkommende Vernunft anfinge, dieſe verderbliche Brut auszurotten, welche ſo lange Zeit die Erde vergiftet hatte. Man verachtet die theologiſchen Streitigkeiten, läſſt das Dogma ruhen, und trägt nur Moral vor.

Es giebt Meinungen, denen man öf- fentliche Zeichen beilegt, und dieſe ſind die Fahnen, zu welchen ſich die Nationen ſammeln; das Dogma iſt alsdann die Trompete, die zum Angrif ruft.

Ich verehre die Bilder, und Du zer- ſchlägſt ſie; Du nimmſt zwei Naturen an, und ich Eine; Du glaubſt nur zwei Sa- kramente, ich ſieben; Du reiſſeſt die Zeichen der Religion nieder, die ich aufrichte; wir werden uns zuverläſſig ſchlagen, und dieſe Raſerei wird ſo lange dauern, bis die

Herkunſt kommen, und unſern vom Fanatismus abgematteten und erſchöpften Geiſt heilen wird.

Aber ich ſtatuire eine lenkbare Gnade, und Du eine mitwirkende Gnade; die Deinige iſt wirkſam, und man kann ihr widerſtehn; die meinige iſt genugthuend, und thut nicht genug. Wir werden gegen einander langweilige Bücher ſchreiben, und *lettres de cachet* auswirken; wir werden etliche Familien unglüklich, und die Regierung verdrieslich, machen; aber Kriege werden wir nicht veranlaſſen können, und am Ende wird man uns auslachen.

Meinungen, welche aus Faktionen entſpringen, ändern ſich, wenn die Faktionen geſtillt ſind. So wird der Leſer finden, wenn er zu Ludwig's des XIV. Jahrhunderte kommt, daß man damals in Paris grade das Gegentheil vom demjenigen dachte, was man daſelbſt, zu den

Zeiten der Ligue, und der Fronde, gedacht hatte.

Es iſt aber notwendig, das Andenken ſolcher Verirrungen aufzubewahren, wie die Aerzte Beſchreibungen von der Peſt zu Marſeille machen, ob ſie gleich geheilt iſt. Leute, die zu einem Geſchichtſchreiber ſagen wollten, erwähne nicht unſre ehmalige Thorheiten, würden den Kindern der Peſtkranken gleichen, die es nicht leiden wollten, daß man ihren Vätern nachſagte, ſie hätten Peſtbeulen gehabt.

Die in Europa ſo ſehr vervielfältigten öffentlichen Schriften ſtiften zuweilen viel Gutes. Sie ſchrekken das Laſter, und halten die Hand zurük, die ſchon ausgeſtrekt war, es zu begehn. Mehr als Ein Potentat hat ſich zuweilen gefürchtet, eine böſe Handlung zu begehn, welche augenbliklich in allen Archiven des menſchlichen Verſtandes niedergeſchrieben worden wäre.

Man erzählt, daß ein Schineſiſcher Kaiſer eines Tages dem Geſchichtſchreiber des Reichs einen Verweis gab, und ihm die drohenden Worte ſagte:

Wie? Du unterſtehſt Dich, jeden Tag meine Fehler niederzuſchreiben! — Das iſt meine Pflicht, antwortete der Schreiber des Geſchichtstribunals, und dieſe Pflicht befielt mir, auf der Stelle auch Deine Beſchwerden und Drohungen aufzuzeichnen. Der Kaiſer erröthete, faßte ſich aber wieder, und ſagte: Nun ſo geh' und ſchreib alles nieder, und ich werde mich bemühen, nichts zu thun, was mir die Nachwelt vorwerfen könnte.

Wenn es wahr iſt, daß ein Fürſt, der hundert Millionen Menſchen unter ſeiner Herrſchaft hatte, ſo viel Ehrfurcht für die

Rechte der Wahrheit bewies, was müſſte die Sorbonne thun? Hätte der Prieſterorden Recht, ſich zu beſchweren? Würde ſelbſt der Römiſche Senat es gewagt haben, zu verlangen, daß man ſeinetwegen die Wahrheit beleidigte?

## Achte Reflexion.

### Vom Schiespulver.

Wie es Meinungen giebt, welche das Betragen der Menſchen gänzlich geändert haben, ſo giebt es auch Künſte, die alles in der Welt verändern; und dahin iſt denn auch das Schiespulver zu rechnen. Es iſt ausgemacht, das der Benediktiner Roger Baco dieſes Geheimnis nicht ſo lehrte, wie wir es haben; aber ein andrer Benediktiner erfand es um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und im ſieb-

zehnten lehrte ein Jeſuit die Schineſer Kanonen gieſſen. Das Wort Kanone, welches eigentlich nichts weiter bedeutet, als eine Röhre, hat uns, wie ich glaube, lange Zeit in Irrthümer verwikkelt.

Man bediente ſich, ſeit dem Jahre 1338., langer eiſerner Röhren, welche groſſe brennende, mit Harz und Schwefel beſtrichene, Pfeile in die belagerten Pläze ſchoſſen. Dieſe auf tauſenderlei Art verfertigte Röhren machten einen Theil des Geſchüzes aus. Dies iſt die Urſach, warum man geglaubt hat, es wären, bei der Belagerung des Schloſſes Puisguillaume, im Jahre 1338., und auch bei andern Belagerungen, ſolche Kanonen gebraucht worden, wie man ſie heut zu Tage macht.

Es gehören vierundzwanzigpfündige Kanonen dazu, ſtarke Mauern zu beſchieſſen, und ſolche hatte man damals gewis nicht. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Engländer, in der Schlacht

bei Creci, im Jahre 1346., mit Kanonen ſchoſſen. Es findet ſich keine Spur davon in den Akten des Towrs zu London; eine ſolche Thatſache wäre zuverläſſig nicht vergeſſen worden.

In der neuen Geſchichte von Frankreich ſpricht man von einer, im Jahre 1301., in der Stadt Amberg, gegoſſnen Kanone, welche noch vorhanden iſt, und auf deren Hintertheil obiges Datum eingegraben ſteht. Dieſe erſtaunliche Seltenheit hat mir einer nähern Unterſuchung wehrt geſchienen. Es iſt alſo der Baierſche Graf Holnſtein erſucht worden, ſich danach zu erkundigen, und alles iſt an Ort und Stelle geprüft worden.

Dieſe angebliche Kanone iſt gar nicht vorhanden. Die Stadt Amberg bekam ihre Befeſtigungen nicht eher, als im Jahre 1326. Was zu dieſem Irrthum Anlas gegeben hat, iſt das Grabmal eines, für ſeine Zeiten, ziemlich berühmten

Mathematikers, Namens Merge Martin, welcher in der Oberpfalz Kanonen gos. Zu ſeinen Füſſen liegt eine Kanone mit zwei Wapenſchildern, wovon eins einen Greif, und das andre eine kleine, auf einer Lavete mit zwei Rädern ruhende Kanone hat. Seine Grabſchrift beſagt, daß er, im Jahre 1501., ſtarb. Die Zahl 1501. iſt ſehr gut und deutlich gemacht, und ich begreiffe nicht, wie man dieſelbe hat für 1301. nemen können.

Wenn man auf ſolche Art die Alterthümer, oder vielmehr die alten Erzälungen, womit man uns täuſcht, gründlich prüfte, ſo würde man mehr als Einen alten Irrthum zu berichtigen finden.

---

Neunte

# Neunte Reflexion.

## Von Muhammed.

Die gröſſte Veränderung, welche Meinungen, auf unſrer Erdkugel gewirkt haben, war die Stiftung der Religion des Muhammed. Seine Muſelmanen erobert en, in weniger als einem Jahrhundert, ein weitläufigers Reich, als das Römiſche. Dieſe für uns ſo groſſe Staatsveränderung iſt zwar nur einem Atom zu vergleichen, der im Unermeslichen der Dinge, und in der unzälbaren Menge von Welten, die den Raum anfüllen, ſeine Stelle verändert hat; aber es bleibt doch wenigſtens immer eine Begebenheit, die man als eins der Räder in der Maſchine des Weltalls, und als eine notwendige Wirkung der ewigen und unwandelbaren Geſeze, betrachten mus. Denn kann wohl etwas geſchehen, was nicht von dem

Herrn aller Dinge ſeine Beſtimmung erhalten hat? Nichts iſt anders, als es ſein mus.

Wie kann man denken, daß es eine Ordnung giebt, und doch nicht alles die Folge dieſer Ordnung iſt? Da der ewige Meßkünſtler die Welt gemacht hat, kann es in ſeinem Werke wohl einen einzigen Punkt geben, der nicht an dem von dieſem höchſten Künſtler ihm angewieſnen Plaze ſtände? Man kann Worte gegen dieſe Wahrheit aufbringen, aber eine entgegengeſezte Meinung kann Niemand haben, ſobald er nachdenkt.

Der Graf de Boulainvilliers behauptet, daß Gott den Muhammed erwekte, um die Orientaliſchen Chriſten zu ſtrafen, welche die Erde mit ihren Religionskriegen beſudelten, den Bilderdienſt bis zur ſchändlichſten Abgötterei trieben, und die Mutter Jeſu, Maria, wirklich anbeteten, und zwar mehr, als

den heiligen Geiſt, der in der That keinen Tempel hatte, ob er gleich die dritte Perſon in der Gottheit war.

Wenn aber Gott die Chriſten ſtrafen wollte, ſo wollte er alſo auch die Parſen, die Anhänger des Zoroaſter's, ſtrafen, welchen die Geſchichte nie irgend einige, durch ihre Theologie erregte, Unruhen zur Laſt legt: ſo wollte Gott alſo auch die Sabäer ſtrafen; das heiſſt, ihm parteiiſche Nebenabſichten Schuld geben. Es ſcheint befremdend, ſich einzubilden, daß das ewige und unveränderliche Weſen ſeine allgemeine Geſeze abändern, ſich zu kleinen Nebenabſichten herablaſſen, das Chriſtenthum, blos um es wieder zu vernichten, im Orient und in Afrika einführen, und die von ſeinem Sohn verkündigte Religion, durch eine beſondre Vorherſehung, einer falſchen Religion aufopfern werde. Entweder, er hat ſeine Geſeze abgeändert, welches an dem höchſten Weſen eine unbegreifliche Unbeſtändigkeit ſein würde; oder,

die Abſchaffung des Chriſtenthums in dieſen Gegenden war eine unausbleibliche Folge allgemeiner Geſeze.

Viele andre gelehrte Männer, und vorzüglich Herr Sale, der Verfaſſer der beſten Ueberſezung des Korans, und der beſten Erklärungen deſſelben, ſcheinen der Meinung zu ſein, daß Muhammed wirklich zur Ehre Gottes arbeitete, als er den Gözendienſt der Sonne in Perſien, und der Sterne in Arabien, zerſtörte. Aber die Magier beteten die Sonne nicht an; ſie verehrten ſie nur, als das Sinnbild der Gottheit; das iſt unſtreitig. Man nam wirklich die beiden Grundweſen in Perſien nicht eher an, als zu den Zeiten des Manes. Das, was wir das böſe Grundweſen nennen, hatten die Magier niemals angebetet; ſie betrachteten daſſelbe genau ſo, wie wir den Teufel betrachten. Dies erhellet ausdrüklich aus dem Sadder, dieſem alten Kommentar der Bücher Zend, der älteſten aller Bü-

cher, und im Grunde war Zoroaſter's Religion beſſer, als Muhammed's, welcher ſelbſt viele Lehrſäze der Perſer annam.

In Anſehung der Araber iſt es wahr, daß ſie den Sternen göttliche Ehre erzeigten; aber dieſe Verehrung war ſicher der Verehrung eines höchſten Gottes, Schöpfers, Erhalters, Rächers, und Belohners, untergeordnet. Dies ſieht man aus ihrer alten Gebetsformel: O Gott! ich weihe mich Deinem Dienſte; Deinem Dienſte weihe ich mich, o Gott! Du ſiehſt nichts um Dich, als Weſen, deren unumſchränkter Herr Du biſt; Du biſt der Herr alles deſſen, was da iſt.

Die Einheit Gottes ward, ſeit undenklichen Zeiten, von den Arabern anerkannt, ob ſie gleich, ſo wie die Perſer und Chaldäer, einen Feind des menſchlichen Geſchlechts annamen, den ſie Satan nann-

ten. Die Einheit Gottes, und das Daſein dieſes Gott untergeordneten Satan's, ſind die Grundlage des Buches Hiob, welcher zuverläſſig an den Grenzen von Arabien wohnte, und von welchem verſchiedne Gelehrte mit Recht glauben, daß er etwa ſieben Menſchenalter vor Moſes gelebt hat.

Wenn die Muhammedaner die Religion der Magier und der Araber unterdrükten, ſo ſieht man nicht ab, was für Ehre dadurch Gott zugewachſen iſt. Die Menſchen ſind immer geneigt geweſen, ſich Gott, als ruhmſüchtig, zu denken, weil ſie ſelbſt es ſind; denn ſie bildeten ſich Gott, wie ſchon geſagt, nach ihrem Ebenbilde. Alle, die Weiſen ausgenommen, haben ſich Gott vorgeſtellt, als einen Fürſten voll Eitelkeit, der ſich beleidigt fühlt, wenn man ihn nicht Ew. Hoheit nennt, ſondern ihn mit dem Titel Ew. Fürſtliche Gnaden, oder Ew. Excellenz, abſpeiſt, und der es übel nimmt, wenn

man

man irgend einem andern, in ſeiner Gegenwart, eine Verbeugung macht.

Der gelehrte Ueberſezer des Korans fällt auch einigermaaſſen in die Schwachheit, welche jeder Ueberſezer für ſeinen Schriftſteller hat. Er glaubt nemlich, daß Muhammed ein wirklich gutmeinender Schwärmer war.

Man kann leicht einräumen, ſagt er, daß er es für ein verdienſtliches Werk hielt, die Menſchen der Abgötterei, und dem Aberglauben, zu entreiſſen, und daß er ſich nach und nach, mit Hülfe einer feurigen Einbildungskraft, die das Erbtheil der Araber iſt, für wirklich dazu beſtimmt hielt, die Welt zu reformiren.

Viele werden aber daran zweifeln, daß ein Menſch ſehr ehrlich zu Werke geht, welcher ſagt, er habe die Blätter ſeines Buchs aus den Händen des Engels Ga-

briel empfangen, und vorgiebt, in einer Nacht, auf der Stute Borak, von Mekka nach Jeruſalem gekommen zu ſein.

Ich gebe indeſſen zu, daß es möglich iſt, daß ein Menſch, der viel Schwärmerei, und groſſe Abſichten, im Kopfe hat, ſich im Traume habe einbilden können, er ſei von Mekka nach Jeruſalem transportirt worden, und habe mit den Engeln geſprochen; ſolche Phantaſieen können ſich wohl in die menſchliche Natur paſſen.

Der Philoſoph Gaſſendi erzält, er habe einen armen Menſchen wieder zur Vernunft gebracht, der ſich für einen Hexenmeiſter hielt; und das grif er folgendergeſtalt an: Er überredete ihn, er wolle auch gern ein Hexenmeiſter werden, und bat ihn um etwas von ſeiner Zauberſalbe. Er ſtellte ſich, als ob er ſich mit der Salbe beſtriche, und ſie blieben die Nacht beiſammen. Der Hexenmeiſter machte im

Schlaf viele Bewegungen, und redete die ganze Nacht im Schlafe. Beim Erwachen umarmte er Gaſſendi'n, und wünſchte ihm Glük dazu, daß er dem Hexenſabbat beigewohnt hätte, wobei er ihm alles erzälte, was ſie Beide, er und Gaſſendi, mit dem Bok gemacht hätten. Gaſſendi zeigte ihm darauf die Salbe, die er gar nicht berührt hatte, bewies ihm, daß er die Nacht mit Leſen und Schreiben zugebracht hätte, und war ſo glüklich, dem armen Hexenmeiſter ſeinen bisherigen Wahn zu benemen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß Muhammed anfänglich ein Schwärmer war, wie Cromwell im Anfange des bürgerlichen Krieges. Beide wandten ihren Verſtand und ihren Mut dazu an, ihrer Schwärmerei einen glüklichen Fortgang zu verſchaffen. Muhammed that aber ungleich gröſſere Dinge, weil er zu einer Zeit, und bei einem Volke, lebte, wo man ſie thun konnte. Er war zuverläſſig ein überaus

groſſer Mann, und der auch groſſe Männer bildete. Er muſſte ein Märtirer, oder ein Erobrer, werden; es gab für ihn kein Drittes.

Er ſiegte beſtändig, und alle ſeine Siege waren Siege des kleinen Haufens über den gröſſern. Als Erobrer, Geſezgeber, Monarch, und Hoherprieſter, ſpielte er, in den Augen des Volks, die gröſſte Rolle, die man auf Erden ſpielen kann; aber die Weiſen zogen ihm immer Con-fu-tſe'n vor, und zwar grade darum, weil dieſer nichts von allem dem war, ſondern ſich blos damit begnügte, eine Nation die reinſte Moral zu lehren, welche älter, zalreicher, und polizirter war, als die Arabiſche.

Zehnte

# Zehnte Reflexion.

## Von der weltlichen Gröſſe der Kalifen, und der Päbſte.

Meinungen und Krieg machten die Gröſſe der Kalifen; Meinungen und Geſchiklichkeit die Gröſſe der Päbſte. Wir vergleichen hier nicht Religion mit Religion, Kirche mit Moſchee, und Biſchof mit Mufti; ſondern Staatsklugheit mit Staatsklugheit, und Begebenheiten mit Begebenheiten.

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge kann der Krieg groſſe Staaten verſchaffen; die Geſchiklichkeit verſchaft nur kleine. Dieſe dauern aber länger, und der Krieg, der die andern geſtiftet hat, zerſtört ſie auch, früh oder ſpät, wieder. So haben die Päbſte nach und nach hundert Italieniſche Meilen Landes in der Länge und in der Breite bekommen; und die Kalifen,

die mehr als zwölfhundert Meilen beſeſſen hatten, verloren ſie wieder durch die Waffen.

Im ſiebenten und achten Jahrhunderte, als die Päbſte nur noch Biſchöfe waren, die unter dem Exarchen von Ravenna ſtanden, beſaſſen die Kalifen Spanien, Afrika, Aegypten, Syrien, einen Theil von Kleinaſien, und Perſien. Der Titel des Pabſtes war damals, Vikarius des heiligen Petrus, Biſchof zu Rom. Er ward vom verſammelten Volke gewählt, wie alle andre Biſchöfe des Orients und Occidents. Die Römiſche Kleriſei ſuchte die Beſtätigung des Exarchen, in folgenden Ausdrükken, nach: Wir bitten Euch, kraft Eurer Kaiſerlichen Miniſterwürde, die Weihung unſers Vaters und Hirten zu verfügen. Und an den Metropolitan zu Ravenna ſchrieb ſie: Heiliger Vater, wir bitten Eure Heiligkeit, von dem Herrn Exarchen die

Ordination deſſen auszuwirken, den wir gewählt haben. Dies iſt noch aus dem alten Römiſchen Tagebuch erſichtlich.

Es iſt alſo ausgemacht, daß der Pabſt weit davon entfernt war, vor Karl's des Groſſen Zeiten, irgend einigen Anſpruch auf die Souveränität von Rom zu haben. Wenn man behauptet, daß Gregor der *II.* das Joch ſeines in Konſtantinopel reſidirenden Kaiſers abſchüttelte, was war er anders, als ein Rebell?

Als Karl der Groſſe Römiſcher Kaiſer geworden war, und ſeine Nachfolger dieſen Titel angenommen hatten, waren doch unſtreitig die Päbſte, unter denſelben, nicht Kaiſer von Rom. Die Ottonen gaben gewis nicht zu, daß der Biſchof Souverän einer Stadt war, die ſie als die Hauptſtadt ihres Kaiſerthums betrachteten. Gregor der *VII.*, ob er gleich den Kaiſer Heinrich dem *IV.* in

ſeinem Vorzimmer zu Canoſſa baarfus und im bloſſen Hemde ſtehn lies, unterſtand ſich doch niemals, unter irgend einer Benennung, den Titel eines Souveräns von Rom anzunemen.

Die Normänniſchen Fürſten, welche Neapel eroberten, erkannten den Pabſt für ihren Oberlehnsherrn; aber kein Schriftſteller hat jemals irgend eine Urkunde vorgelegt, woraus erhellte, daß die Könige von Neapel den Römiſchen Hohenprieſter, in der Würde eines Römiſchen Monarchen, für ihren Lehnsherrn anerkannten. Die erſte Belehnung empfingen die Normänniſchen Fürſten von dem Kaiſer Heinrich dem *III.* im Jahre 1047.

Die zweite Belehnung iſt von andrer Art, und verdient die gröſſte Aufmerkſamkeit. Der Pabſt Leo der *IX.* ward, als er eine Art von Kreuzzug gegen dieſe Prinzen machte, geſchlagen und von ihnen ge-

fangen genommen. Sie begegneten ihrem Gefangnen ſehr leutſelig, welches, damaliger Zeit, etwas ziemlich ſeltenes war; und der Pabſt Leo hob die gegen ſie verhängte Exkommunikazion auf, und bewilligte ihnen alles, was ſie genommen hatten, und noch nemen möchten, als ein erbliches Lehn des heiligen Petrus. (*De ſancto Petro hæreditatis feudo.*)

Wem huldigte Karl d'Anjou, wegen Neapel und Sicilien? Etwa der Perſon Klemens des *IV.*, als Souveräns von Rom? Nein; ſondern der Römiſchen Kirche, und den kanoniſch rechtmäſſig erwählten Päbſten, *pro regno Siciliæ & aliis terris nobis ab eccleſia Romana conceſſis*, für das von der Römiſchen Kirche uns verwilligte Königreich Sicilien, und andre Länder.

Dieſe Huldigung war alſo das, was ſie urſprünglich geweſen war, eine Art von Opfer für den heiligen Petrus, eine

Andachtshandlung, woraus Mord und Todtſchlag und Vergiftungen entſprangen.

Der Pabſt war damals ſo wenig Souverän von Rom, daß die Münze daſelbſt, auf den Namen Karl's von Anjou ſelbſt, geſchlagen ward, als dieſer einziger Senator war. Man hat noch Thaler von dieſer Zeit mit der Inſchrift: *Karolus, ſenatus populusque Romanus*, Karl, der Senat, und das Volk von Rom; und auf der Rükſeite: *Roma caput mundi*, Rom, das Haupt der Welt.

Es giebt ähnliche, auf den Namen der Colonna und der Urſini ausgeprägte, Münzen; auch Münzen mit den Namen der Päbſte; aber niemals findet man, auf dieſen Stükken, die Souveränität des Pabſtes ausgedrükt. Das Wort *Dominus*, deſſen man ſich höchſt ſelten bediente, war ein Ehrentitel, den ſich, wenn ich nicht irre, nie irgend ein König von Frankreich, Teutſchland, Spanien, oder England,

beilegte; und auch dieſes Wort *Domnus* findet man auf keiner einzigen Päbſtlichen Münze.

Bei den blutigen Streitigkeiten eines Friedrich Barbaroſſa mit dem Pabſt Alexander dem *III.*, nennt ſich dieſer Alexander niemals den alleinigen Souverän von Rom. Er beſas viele Länder, von einem Meer zum andern, aber zuverläſſig war die Stadt nicht ſein Eigenthum, wo der Kaiſer zum Römiſchen König geweiht worden war.

Gregor der *IX.*, der den Kaiſer Friedrich den *II.* beſchuldigte, er gäbe dem Muhammed vor Jeſus Chriſtus den Vorzug, ſezt denſelben zwar, nach damaligem, eben ſo unverſchämten, als läppiſchen, Gebrauch, von der Kaiſerwürde ab, unterſteht ſich aber nicht, ſich an ſeine Stelle zu ſezen, und wagt es nicht, ſich einen weltlichen Fürſten von Rom zu nennen.

Innocenz der *IV.* ſezt dieſen nemlichen Kaiſer, auf der Kirchenverſammlung zu Lyon, nochmals ab; aber er nimmt Rom nicht für ſich ſelbſt; immer noch beſtand das Römiſche Kaiſerthum, oder ward doch, als beſtehend, betrachtet. Die Päbſte wagten es nicht, ſich Römiſche Könige zu nennen, waren es aber ſo ſehr, als ſie es nur zu ſein vermochten. Die Kaiſer wurden Römiſche Könige genannt, als ſolche eingeweiht, und dafür anerkannt; waren es aber nicht in der That.

Was war denn Rom? Eine Stadt, wo der Biſchof in ſehr groſſem Anſehn ſtand, wo das Volk oft die ſtädtiſche Obergewalt in Händen hatte, deren ſich der Kaiſer aber niemals rühmen konnte, wenn er nicht mit gewafneter Hand kam, wie Alarich, Totilas, Arnhold, oder die Ottonen.

Die Päbſte betrachteten nicht allein das Königreich Neapel, ſondern auch Por-

tugal, Arragonien, Granada, Sardinien, Corſu, Ungarn, und hauptſächlich England, als Lehne; niemals aber nannten ſie ſich Herren dieſer Länder, waren es auch nicht.

Nicht blos Meinung und Aberglaube, ſondern Ehrgeiz, unterwarf dieſe Königreiche dem Römiſchen Stuhl. Stritt ſich ein Fürſt um irgend eine Provinz, ſo ermangelte er nicht, ſeinen Gegner zu beſchuldigen, daß er ein Kezer, oder ein Beſchüzer der Kezer, ſei; daß er eine Verwandtin im fünften Grade geheuratet, oder an einem Freitage Fleiſch gegeſſen habe. Der Pabſt bekam Geld, und dafür verſchenkte er die Provinz durch eine Bulle. Dieſe Bulle war die Fahne, zu welcher die Völker ſich verſammelten, und der Pabſt, der in Rom nicht eines Fingers breit Land beſas, gab anderswo Königreiche weg.

Den Kalifen widerfuhr, bei ihrem Verfall, eben das, was den Päbſten, bei

ihrem Emporkommen, begegnete. Die Sultane von Aſien, Aegypten, und dem übrigen Afrika, und die Könige der Spaniſchen Provinzen, lieſſen ſich von den Kalifen belehnen, die gar nichts mehr beſaſſen. So war das Chaos beſchaffen, in welches die Erde ſo lange Zeit verſunken war.

Die Teutſchen Biſchöfe hatten ſich, bei der Anarchie im Kaiſerthum, ſchon zu Fürſten gemacht, und namen den Titel davon an, als die Päbſte in Rom weit minder mächtig waren, als ein Teutſcher Biſchof in Wirzburg. Die Päbſte hatten ſo wenig Gewalt in Rom, daß ſie ſich genötigt ſahen, ihre Zuflucht, ſiebzig Jahre lang, in Avignon zu ſuchen.

Martin der *V.*, der auf der Kirchenverſammlung zu Koſtniz erwählt ward, iſt, meines Bedünkens, der Erſte, der auf den Münzen, mit der von Bonifaz dem VIII. erfundnen dreifachen Krone, erſcheint.

Die Päbſte waren nicht eher wirkliche Herren von Rom, als bis ſie die Engelsburg hatten; und dies geſchah erſt im funfzehnten Jahrhundert.

Endlich ſind ſie auch zur Regierung gelangt, aber ohne jemals ſich Könige von Rom zu nennen; und die Kaiſer, welche nie aufgehört haben, Könige von Rom zu ſein, haben es nie gewagt, daſelbſt zu wohnen. Die Welt wird durch Widerſprüche regiert, und dieſer iſt unſtreitig der gröſſte; er dauert nun ſchon ſeit Karl'n dem Groſſen.

Karl der *V.*, König von Rom, lies ſich zwar gelüſten, es zu plündern; aber nur drei Monate daſelbſt zu wohnen, und den Siz ſeines Kaiſerthums daſelbſt aufzuſchlagen, das unterſtand ſich dieſer ſiegreiche Fürſt nicht.

Wie ſoll man alſo die Souveränität des Pabſtes mit der Souveränität des Römiſchen Königs reimen? Dies iſt ein

Rätſel, welches die Zeit unvermerkt aufgelöſt hat. Es ſcheint, daß die Kaiſer und die Päbſte ſtillſchweigend übereingekommen ſind, daß jene in Teutſchland regieren, und, dem Rechte nach, Römiſche Könige ſein ſollten, unterdeſſen daß die Päbſte es in der That wären. Dieſe Theilung befremdet uns nicht mehr, weil wir daran gewöhnt ſind; aber ſie ſteht nichts deſto weniger feſt.

Der gröſſte Beweis, wie ſehr das Schikſal mit der Welt ſein Spiel treibt, iſt dieſes, daß die Souveränität der Päbſte ihre unerſchütterlichſte Befeſtigung, grade dem Pabſte Alexander dem *VI.* zu danken hat, der ſich ſo viel abſcheulicher Mordthaten ſchuldig machte, die ſein blutſchändriſcher Sohn in Romagna, Imola, Forli, Faenza, Rimini, Ceſena, Fano, Bertinoro, Urbino, Camerino, und hauptſächlich in Rom, verübte.

Was führte dieſer Menſch für einen Titel? Knecht der Knechte Gottes.

Und

Und was würde heut zu Tage derjenige, der den Titel eines Römiſchen Königs führt, in Rom für Vorrechte haben? Er würde die Ehre haben, dem Pabſte den Steigbügel zu halten, und, als Diakonus, bei der hohen Meſſe aufzuwarten.

## Eilfte Reflexion.

### Von den Mönchen.

Meinungen waren es, mehr als irgend etwas anders, was die Mönche hervorbrachte; und die war gewis höchſt ſonderbar, die Aegypten entvölkerte, um auf einige Zeit Wüſteneien zu bevölkern.

In dem Verſuch einer Schilderung der Sitten, iſt von den Mönchen geſprochen worden, ob man gleich dieſen Theil des menſchlichen Geſchlechts, in allen ſogenanten profanen Geſchichten,

übergangen hat. Am Ende ſind ſie doch auch Menſchen, und ſelbſt in dieſer von der Welt ſo entfernten Geſellſchaft hat es groſ-ſe Männer gegeben.

Der Verfaſſer hat ihnen mit mehrer Mäſſigung begegnet, als der berühmte Biſchof du Bellay, und als alle Schriftſteller, die nicht zur Römiſch-Katholiſchen Kirche gehören. Von den Jeſuiten hat er mit Unparteilichkeit geſprochen, und ſo ſollte ein Geſchichtſchreiber von allem ſprechen.

Das allgemeine Wohl mus jeder beſondern Geſellſchaft, und alſo auch der Staat den Mönchen, vorgehen, das iſt bekannt genug. Die menſchliche Geſellſchaft hat ſchon lange gemerkt, wie ſehr dieſe ewige Familien, die auf Koſten aller andern fortdauern, der Bevölkerung, dem Akkerbau, und den notwendigen Künſten, ſchaden, und wie gefärlich ſie, in unruhigen Zeiten, ſind. Es iſt ausgemacht, daß es in Europa Provinzen giebt, welche dicht

voll Mönche ſind, und denen es an Landbauern fehlt.

Ein Schriftſteller, der paradoxe Säze liebt, hat behauptet, daß die Mönche nüzlich ſind, weil ihre Ländereien, wie er ſagt, immer beſſer bearbeitet werden, als die Ländereien des armen Adels. Aber grade aus dieſem Grunde thun die Mönche dem Staate Schaden; ihre Häuſer ſind aus den Trümmern der Mauern des zu Grunde gerichteten Adels aufgebaut.

Es iſt bewieſen, daß hundert Edelleute, deren jeder ein Gut von zweitauſend Livres jährlichen Einkommens hat, dem Könige und der Nation mehr Dienſte leiſten würden, als ein Abt, der jährlich zweimalhundertauſend Livres Einkünfte beſizt. Das Beiſpiel von London iſt ſehr auffallend. Ein Quartier dieſer Stadt, welches ehmals von dreiſſig Mönchen bewohnt ward, enthält jezt dreihundert Familien. Man hat oft Mangel an Landbauern, an Soldaten, an Seeleuten, an

Handwerkern und Künſtlern; und die ſtek-ken in den Klöſtern, und ſind unthätig.

Die mehrſten ſind Sklaven, und tragen die Feſſeln eines Herrn, den ſie ſich ſelbſt gegeben haben. Sie reden ihn knieend an, und nennen ihn Euer Gnaden. Man ſieht hier die tiefſte Erniedrigung vor dem prunkvolleſten Stolz; und doch ſind ſie, bei aller dieſer Erniedrigung, noch ſtolz auf die Gröſſe ihres Deſpoten.

Viele Mönche verwünſchen zwar, bei reiferm Alter, die Ketten, womit ſie ſich in einem Alter gefeſſelt haben, in welchem man durchaus nicht befugt ſein ſollte, ſein Schikſal ſelbſt zu beſtimmen; aber ſie lieben doch ihr Inſtitut, und ihren Orden; und dieſe Sklaven ſind ſo verblendet, daß die meiſten nicht einmal die Freiheit annämen, wenn man ſie ihnen wiedergeben wollte. Es ſind Ulyſſes Gefährten, welche ſich weigern, die menſchliche Geſtalt wiederanzunemen.

Für dieſe Herabwürdigung halten ſie ſich in Italien und in Spanien dadurch ſchadlos, daß ſie den Frauenzimmern unverſchämterweiſe ihre Hand zum Küſſen darreichen. Ihre Aebte ſind Fürſten in Teutſchland. Man ſieht Mönche in hohen Staatsbedienungen bei einem Fürſten, der auch ein Mönch iſt, und ſein Kloſter iſt ein Hof, der den Ehrgeiz nährt. Seitdem dieſes Werk geſchrieben iſt, hat ſich alles ziemlich geändert. Den Menſchen ſind endlich die Augen aufgegangen.

Die Mönche leben, vermöge ihrer Einrichtung, auſſer dem menſchlichen Geſchlecht, und doch haben ſie über das menſchliche Geſchlecht herrſchen wollen. Bei ihrem Entſtehen waren ſie weltlich, ſchweiften umher, und gehörten zur Hierarchie der Griechiſchen Kirche; wurden aber als Feinde der Lateiniſchen Hierarchie betrachtet. In allen Römiſch-Katholiſchen Ländern hat man den Vorſchlag gethan, ihre Anzal herunterzuſezen; aber man hat es

nie dahin bringen können *). Bis jezt iſt man in den Proteſtantiſchen Ländern genötiget geweſen, ſie alle gänzlich auszurotten.

In Frankreich hat man vor Kurzem die Jeſuiten zum zweitenmal abgeſchaft **). Man warf ihnen Privilegien vor, die ſie nur von Rom hatten, und die mit den Staatsgeſezen unverträglich waren. Aber alle andre Mönche haben ungefähr die nemlichen Privilegien. Die Jeſuiten ſind aus Staatsurſachen, und bei Gelegenheit des angezettelten Königsmordes, aus Portugal verjagt; in Frankreich hat man ſie vertilgt, weil ſie in den Wiſſenſchaften,

*) Daß hauptſächlich in der Hälfte der leztern Dekade durch Joſeph *II*, den Kurfürſten von Mainz und andre Römiſch-Katholiſche Fürſten es dahin gebracht worden iſt, kann keinem unſrer Leſer unbekannt ſein.

A. des Ueberſ.

**) S. Jahrhundert Ludwig's des XV.

im Staat, und in der Kirche herrſchen wollten *).

Dies iſt eine Warnung für alle andre Mönchsorden. Es iſt noch einer, dem man ſeine Reichthümer beneidet, aber deſſen Alterthum, und deſſen gelehrte Arbeiten, Achtung einflöſſen; aber es giebt noch eine



*) Daß ſie ſich in den neuſten Zeiten durch die feinſten Machinationen in Proteſtantiſche Länder unter den mannigfaltigſten Geſtalten einſchleichen und in Papiſtiſchen Staaten unter mancherlei Hüllen noch fortdauern, davon finden ſich in Herrn Nikolai's Reiſebeſchreibung und in der Berliner Monatsſchrift ſo ausgemachte Thatſachen, daß Herr Oberhofprediger Starke nicht im Stande iſt, ſie wegzuräſonniren und wenn er auch noch zehnmal mehr Sophiſtengriffe und Rabuliſtenkniffe dazu anwendete, als er in ſeiner neulichen ſogenannten Widerlegung: Ueber Krypto-Katholicismus, Proſelytenmacherei, Jeſuitismus u. ſ. w. Th. 1. Frankfurt und Leipzig bei J. G. Fleiſcher 1787. 2c. gethan hat.

Menge andrer, die weniger geachtet werden.

Jederman giebt zu, daß anſtatt dieſer klöſterlichen Zufluchtsörter, wo man Gott eidlich verſpricht, auf andrer Koſten zu leben, und unbrauchbar zu ſein, Zufluchtsörter für das Alter, das nicht mehr arbeiten kann, vorhanden ſein ſollten. Es fällt jedem in die Augen, daß jede Profeſſion ihre Greiſe hat, ihre ausgediente und untüchtig gewordne Mitglieder, die ſich vor dem Namen Hoſpital entſezen, aber ſich nicht ſchämen würden, ihre lezten Tage in geſellſchaftlichen Zufluchtsörtern zu verleben, die einen andern Namen führten. Das ſagt ein jeder, aber noch niemand hat den Verſuch gemacht, die dem Staat läſtige Klöſter in notwendige Zufluchtsörter zu verwandeln.

Es geſchah gewis nicht aus Tadelſucht, daß der Verfaſſer des Verſuchs einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. in dieſem Stük das Sprachrohr des Pu-

blikums war; er hat, mit allen guten Staats-
bürgern, behauptet, man müſſe die Zal
nüzlicher Menſchen vermehren, und die un-
nüzen zu vermindern ſuchen. Ein junger
Menſch, der Talente hat, und dieſe in ei-
nem Kloſter vergräbt, verſündigt ſich an
dem Publikum, und an ſich ſelbſt. Was
wäre daraus entſtanden, wenn Corneil-
le, Racine, Moliere, la Fontaine,
und ſo manche andre, in einem Alter, wo
man ſich noch nicht kennt, auf den Einfall
gekommen wären, ſich zu Theatinern oder
Franziſkanern zu machen!

# Zwölfte Reflexion.

## Von den Kreuzzügen.

Die Kreuzzüge ſind die merkwürdigſte Wirkung der Volksmeinungen geweſen. Man beredete die Occidentaliſchen Fürſten, die alle auf einander eiferſüchtig waren, es wäre nötig, nach den äuſſerſten Grenzen von Syrien zu marſchiren. Ein unglük- licher Ausgang konnte machen, daß ſie alle ausgerottet wurden, und wenn ihr Vorhaben gelang, ſo hätten ſie ſich einer den andern aufgerieben.

Von allen Kreuzzügen, ward derjeni- ge, den der heilige Ludwig nach Aegyp- ten machte, am übelſten geführt, und der, den er nach Afrika that, war der unſchik- lichſte. Er hatte keinen Bezug auf den er- ſten Gegenſtand der Kreuzzüge, nemlich die Eroberung Jeruſalem's, einer Stadt, die übrigens mit dem Intereſſe aller Occi-

dentaliſchen Nationen nicht in der allerge=ringſten Verbindung ſtand, und von der ſie ſogar ihre Füſſe mit Abſchen wegwen=den konnten, weil man daſelbſt ihren Gott hingerichtet hatte; einer Stadt endlich, in welcher ſie nicht einmal das Jüdiſche Volk, das, ihrer Meinungen nach, an dieſem Blute ſchuldig war, zubeſtrafen vermochten, weil dieſes Volk nicht mehr daſelbſt wohnte.

Ueberdies war das ganze Land entvöl=kert und unfruchtbar; und man konnte in demſelben nicht einmal gegen die Muſul=manen fechten, weil die Tatarn ihnen da=mals dieſe Gegenden wegnamen, oder ſie doch vollends, durch ihre Streifereien ver=heerten; ein Land endlich, an welches die Konſtantinopoliſchen Kaiſer, welche ehmals von den Kreuzfahrern ſelbſt waren beraubt worden, ganz allein einiges Recht haben konnten, und woran die Kreuzfahrer nicht einmal einen Schatten von Anſpruch zu machen befugt waren.

In des Abbé Velli neue Geſchichte von Frankreich hat man eine Stelle eingeſchoben, in welcher der Verfaſſer des Verſuchs einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. beſchuldigt wird, er habe erdichtet, daß Ludwig der Heilige den Kreuzzug gegen Tunis unternam, um die ehrgeizigen und habſüchtigen Abſichten ſeines Bruders, Karl's d'Anjou, Königs beider Sicilien, zu begünſtigen. Er hat aber dieſe Thatſache, die in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes von groſſem Wehrt iſt, gewis nicht erdichtet. Sie ſteht in allen alten Italieniſchen Chroniken; ſie iſt in die *Hiſtoire univerſelle de de Lisle*, Tom. III. Pag. 295. aufgenommen worden, und man findet ſie mit folgenden Worten im Mezerai, unter dem Jahre 1269.

„Was den heiligen König betrift, ſo „wandte er ſeine Unternemung gegen das „Königreich Tunis aus zwei Urſachen; „erſtlich, weil er glaubte, daß die Erobe-

„rung dieſes Landes ihm den Weg zu der „Eroberung Aegyptens bahnen würde, „ohne welches er Paläſtina nicht behalten „konnte; zweitens, weil ihn ſein Bru„der dazu vermochte, um die Afri„kaniſchen Küſten ſeinem Königreich Sici„lien zinsbar zu machen, wie ſie es, zu „den Zeiten des Normänniſchen Prinzen „Roger, geweſen waren." Rapin de Thoyras ſagt ausdrüklich eben daſſelbe in der Regierung Heinrich's des *III.* von England.

Es iſt alſo nur allzuwahr, daß Ludwig's heroiſche Einfalt ihn zum Opfer des Ehrgeizes ſeines Bruders machte, der dieſen Kreuzzug mit vornemen ſollte. Dies war ſogar eine der Urſachen, wegen welcher der grauſame Karl d'Anjou Konradinen, den rechtmäſſigen Erben beider Sicilien, den Herzog von Oeſtreich, ſeinen Vetter, und den Prinzen Konrad, einen von des Kaiſers Friedrich's des *II.* Söhnen, von Henkers Händen hinrichten lies.

Er glaubte ſeine Staatsklugheit erfordre es, ſich mit einer ſo ſchändlichen Handlung zu beſudeln, damit er in Sicilien nicht beunruhigt würde, wenn er hinginge, Afrika zu plündern. Welche Zubereitung zu einer heiligen Reiſe! Aber worin war denn dieſe Reiſe ſo heilig? Die Abſicht war doch nur, auf den Trümmern von Karthago Beute zu machen, und ſich die Peſt zu holen.

Ludwig der Heilige reiſte unter dieſen traurigen Vorbedeutungen ab, und ſein Bruder kam erſt nach ſeinem Tode an. Wenn der Franzöſiſche Monarch von Tunis nach Aegypten zu gehn gedachte, ſo war dieſe Unternemung weit gefärlicher, als ſein erſter Kreuzzug, und ſeine Truppen konnten in Barkan's Wüſten eben ſo leicht umkommen, als an den Ufern des Nil's.

Dem Verfaſſer des Verſuchs einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. war es gar nicht unbekannt, daß Guillaume Nangis, der die Geſchichte

ſchrieb, wie man damals Geſchichten zu ſchreiben pflegte, behauptet, daß der Sherif, oder Bey, oder Sultan von Tunis groſſe Luſt hatte, ein Chriſt zu werden, und daß er dem Könige, in verſchiednen Briefen, zu ſeiner nahen Bekehrung Hofnung machte. Eben dieſer Guillaume glaubt ganz treuherzig, daß Ludwig der Heilige geſchwind hinging, und die Staaten dieſes Muhammedaniſchen Fürſten mit Feuer und Schwert verheerte, um ihn, durch dieſes liebreiche Verfahren, zur Chriſtlichen Religion zu lokken.

Ob dies eine ſichre Bekehrungsart iſt, mag jeder vernünftige Leſer ſelbſt beurtheilen. Vermutlich hatte man die Regel: Nötige ſie, hereinzukommen, in der Staatskunſt, wie in der Theologie, angenommen, und behandelte die Muſulmanen, wie die Albigenſer. Man kann dreiſt von Guillaume's Meinung abweichen; nicht, daß man ihn für einen ungetreuen Geſchichtſchreiber hält, ſondern für

einen ſehr einfältigen Menſchen, welcher, vierzig Jahre nach dem Tode Ludwigs des Heiligen, aber ohne Beurtheilung hinſchrieb, was er ſagen hörte.

Ein Beherrſcher von Tunis, der Römiſchkatholiſch werden will, und ein König von Frankreich, der die Hauptſtadt deſſelben belagerte, um ihm in den Schoos der Kirche zu helfen, ſind Märchen, die man den Fabeln von dem Alten vom Berge, und von der dem Könige von Frankreich angebotnen Aegyptiſchen Krone, an die Seite ſezen kann.

Die Unternemungen dieſer Zeitrn waren romanhaft, aber in den Schriften der Geſchichtſchreiber ſah es doch noch romanhafter aus. Man mus geſtehn, daß Ludwig der Heilige weit beſſer gethan hätte, ſeine Staaten in Frieden zu beherrſchen, als ſeine Tochter, ſeine Schwiegertochter, ſeine Schwägerin, und ſeine Nichte, welche dieſe fatale Reiſe mitmachten,

ten, dem Schwerte der Afrikaner und der Peſt auszuſezen.

Es ſei uns erlaubt, hier zu bemerken, daß der Abbé Velli, der dem Verfaſſer des Verſuchs einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. dieſen ungerechten Vorwurf macht, denſelben an einigen Orten ausgeſchrieben hat, und ihn wohl hätte citiren können. Eben ſo, wie der Pater Barre, in ſeiner Geſchichte von Teutſchland, an funfzig Seiten aus der Geſchichte Karl's des XII. von Wort zu Wort abgeſchrieben hat. Man mus dies anzeigen, weil es, bei gleichzeitigen Schriftſtellern, nach Verlauf einiger Zeit, ſehr ſchwer iſt, zu wiſſen, wer derjenige iſt, der den andern geplündert hat.

---

# Dreizehnte Reflexion.

## Von Peter von Kaſtilien, der Grauſame genannt.

Peter der Grauſame rächte ſich barbariſch, das geb' ich zu; aber ich ſehe ihn auch von ſeinen unechten Brüdern, und von ſeinem eignen Weibe, verraten und verfolgt. Er ward zwar von dem ſchwarzen Prinzen, dem gröſſten Manne ſeiner Zeit, unterſtüzt, aber eben das, daß er von dem Engländer beſchüzt ward, zog ihm notwendigerweiſe Frankreich auf den Hals.

Ich ſeh' ihn ferner von einem Haufen räubriſchen Geſindels unterdrükt, und von ſeinem unechten Bruder meuchlings ermordet; denn er war unbewafnet, als er umgebracht ward, und dieſer Meuchelmörder und Uſurpator, Heinrich von Traſtamara, wird von den Geſchicht-

ſchreibern mit Ehrfurcht behandelt, weil er glüklich geweſen iſt.

Meinetwegen mag dieſer Peter den Namen des Grauſamen mit in's Grab genommen haben; aber was für einen Titel ſollen wir dem Tyrannen geben, der Konradinen, und den Herzog von Oeſtreich auf dem Schafot hinrichten lies? Und welchen Namen ſollen wir ſo manchen entſezlichen Laſterthaten beilegen, die Europa in Schrekken geſezt haben?

## Vierzehnte Reflexion.

### Von Karl'n von Navarra, der Schlimme genannt.

Man giebt zu, daß Karl der Schlimme, König von Navarra, und Graf von Evreux, ſehr ſchlimm war, und daß Don Pedro, König von Kaſtilien, mit dem

Zunamen der Grauſame, dieſen Titel verdiente; aber wir wollen doch ſehn, ob es denn, in dieſen Zeiten der vortreflichen Ritterſchaft, bei den Fürſten ſo viel Sanftmut und Grosmut gab.

Der König Johann von Frankreich, mit dem Zunamen der Gute, fing ſeine Regierung damit an, daß er ſeinen Konnetable, den Grafen d'Eu, ermorden lies. Er machte ſeinen Liebling, den Spaniſchen Prinzen Don la Cerda, zum Konnetable, und belehnte denſelben mit den Ländereien, welche ſeinem Schwager, dem Könige Karl von Navarra, gehörten. Konnte ſich nicht ein Prinz vom Geblüt, der unumſchränkter Herr eines Königreichs war, durch dieſe Ungerechtigkeit, auf das höchſte beleidigt fühlen?

Man hatte ſeinen Vater der Provinzen Champagne und Brie beraubt; das Ländchen Angouleme, und andre Güter, welche das Heuratsgut ſeiner Gemalin, einer Schweſter des Königs von Frank-

reich, ausmachten, gab man einem Frem- den. Aus Zorn begeht er ein grauſames Verbrechen. Er läſſt den Konnetable la Cerda ermorden, und, was eben ſo trau- rig iſt, erlangt, durch dieſen Mord, die Gerechtigkeit, die man ihm verweigert hatte. Der König unterhandelt mit ihm wegen aller ſeiner Forderungen.

Was thut nun Johann der Gute nach dieſer öffentlichen Ausſöhnung? Er fliegt nach Rouen, wo er den König von Navarra, mit dem Dauphin, und vier Rittern, bei der Tafel findet. Er läſſt die Ritter greifen, und ohne allen Prozes ent- haupten. Der König von Navarra wird, auf den bloſſen Vorwand, daß er einen Traktat mit den Engländern geſchloſſen, in's Gefängnis geſezt. Aber war er denn, als König von Navarra, nicht befugt, dieſen angeblichen Traktat zu ſchlieſſen? Und wenn er, als Graf von Evreux und Prinz vom Geblüt, nicht ohne Felonie, wider Wiſſen ſeines Oberlehnsherrn, un-

verhandeln konnte, ſo zeige man mir doch Einen groſſen Vaſallen der Krone, der niemals Partikulartraktate mit benachbarten Mächten geſchloſſen hat.

Worin iſt nun Karl der Schlimme bis jezt ſchlimmer, als viele andre? Wollte Gotte! daß dieſer Beiname ſich auf Niemanden mehr gepaſſt hätte, als auf ihn!

Man giebt vor, er habe Karl'n den *V.* vergiftet; aber wo iſt der Beweis? Wie leicht iſt es, denenjenigen neue Verbrechen anzudichten, die ſich den Has einer Partei zugezogen haben! Er ſoll einen Jüdiſchen Arzt von der Inſel Cypern gedungen haben, den König von Frankreich zu vergiften. Es kommen in unſern Geſchichtbüchern zu häufig Könige vor, die von Jüdiſchen Aerzten vergiftet wurden. Aber eine kränkliche Leibesbeſchaffenheit iſt noch weit gefärlicher, als die Aerzte.

# Funfzehnte Reflexion.

## Von den Religionsſtreitigkeiten.

Man hat geſehn, daß, von dem Papſt Gregor dem *VII.* an, bis auf den Kaiſer Karl'n den *V.*, die Streitigkeiten zwiſchen Kaiſerthum und Prieſterthum, beides zerrüttet haben. Von Karl'n dem *V.* bis auf den Weſtphäliſchen Frieden, ſind in Teutſchland, um theologiſcher Zänkereien willen, Ströme Bluts gefloſſen. Eben dieſe Landplage hat, von Heinrich dem *VIII.* an, bis zu den Zeiten des Königs Wilhelm, alſo bis zur völligen und dauerhaften Einführung der Gewiſſensfreiheit, England verwüſtet.

Frankreich hat, von Franz dem *II.* an, bis zur Ermordung Heinrich's des *IV.*, wo möglich, noch mehr Unglüksfälle erlitten, und auch dieſer, für gutgeſinnte Herzen immer ſchmerzhafte, Mord war

eine Frucht jener Zänkereien. Es iſt traurig, daß ein ſo guter Baum ſolche abſcheuliche Früchte getragen.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob der Kaiſer Heinrich der *IV.* das Joch des Pabſtthums hätte abſchütteln ſollen, anſtatt in dem Vorzimmer Gregor's des *VII.* baarfus zu ſtehn? Ob Karl der V., nachdem er Rom eingenommen und geplündert hatte, in Rom regieren, und ein Proteſtant werden ſollte? Und ob der König Heinrich der *IV.* von Frankreich umhin konnte, ſeine Religion abzuſchwören? Vernünftige Leute verſichern, daß keins von dieſen drei Dingen möglich war.

Der Kaiſer Heinrich der *IV.* hatte eine zu heftige Partei gegen ſich, und beſaß zur Bewirkung einer Staatsveränderung nicht Genie genug. Karl der V. hatte Genie genug, aber er hätte, bei Abſchwörung der Römiſch-Katholiſchen Religion nichts gewonnen. Was den König Heinrich den Groſſen von Frankreich betrift,

ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er keine andre Partei ergreifen konnte, als die er würklich ergrif, ſo demütigend ſie auch ſein mochte.

Die Königin Eliſabet, die dieſem Könige ſo bittre Vorwürfe darüber machte, konnte ihm wohl Beiſtand leiſten, ſich von Provinz zu Provinz zu wehren, aber nicht das Königreich Frankreich zu erobern. Er hatte drei Viertheile des Landes, und Philipp den *II.*, und die Päbſte, gegen ſich; er muſſte nachgeben. Zu der Notwendigkeit, worin er war, kam nun noch ſein biegſamer Karakter hinzu. Ein Karl der *XII.*, ein Guſtav Adolph, würden unbiegſam geweſen ſein; aber dieſe Helden waren mehr Soldat, als Politiker, und Heinrich der *IV.* war, bei ſeinen Schwachheiten, eben ſo ſehr Politiker, als Soldat. Es ſchien unmöglich, daß er König von Frankreich ſein konnte, wenn er ſich nicht zur Römiſch-Katholiſchen Kirche ſchlug; ſo wie man heut zu Tage nicht König von

Schweden oder England ſein könnte, wenn man nicht Proteſtant wäre. Heinrich der *IV.* ward, ungeachtet ſeiner Abſchwörung, ermordet, ſo wie Heinrich der *III.* ungeachtet ſeiner Prozeſſionen; ſo ſchwach iſt die Staatsklugheit gegen den Fanatismus.

Der einzige Schuz gegen dieſes Ungeheuer iſt Vernunft. Der einzige Weg, die Menſchen von Thorheiten und Bosheit zurükzuhalten, iſt dieſer, daß man ſie aufkläre. Um den Fanatismus abſcheulich zu machen, darf man ihn nur ſchildern. Nur Feinde des menſchlichen Geſchlechts können ſagen: Ihr klärt die Menſchen zu ſehr auf; Ihr ſchreibt die Geſchichte ihrer Irrthümer zu deutlich. Und wie kann man dieſe Irrthümer verbeſſern, wenn man ſie nicht darſtellt? Sagt Ihr, die Zeiten des Dominikaners Jaques Clement werden nicht wieder kommen? Ich glaubte es, wie Ihr. Aber es ſind ſeitdem die Malagrida und Damiens aufgeſtanden.

Und dieſer Damiens *), auf den Niemand dachte, was antwortete er in ſeinem erſten Verhör **)? Dies ſind ſeine eigne Worte: Es geſchah wegen der Religion. Was hat er auf der Folter ***) ausgeſagt? Da hört' ich das immer von den Prieſtern ſagen: ich glaubte, ein verdienſtliches Werk zu thun, und den Himmel zu erwerben. Es iſt evident, daß es die Beichtzettel waren, die dieſen Königsmord hervorbrachten. Abſcheuliche Zettel! Aber ſolche Abſcheulichkeiten fallen doch nicht alle Jahre vor? Nein! Königsmord war nie eine jährliche Erſcheinung; aber man zeige mir in der Geſchichte, ſeit Konſtantin, einen einzigen Monat, in welchem die theologiſchen Streitigkeiten der Welt nicht verderblich geweſen wären.

*) S. Ludwig's des XV. Jahrhundert.

**) S. le Procès de Damiens p. 4. in 4to.

***) Ebendaſ. p. 405.

# Sechszehnte Reflexion.

## Vom Proteſtantismus, und dem Kriege in den Cevennen.

In der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes war der Proteſtantismus ein groſſer Gegenſtand. Man ſieht, daß blos die Allgewalt der Meinungen, ſie mögen nun wahr oder falſch, heilig oder verwerflich, ſein, ſo viele Jahrhunderte hindurch, die Erde mit Blute gedüngt, und mit Mord und Todtſchlag erfüllt hat.

Einige Proteſtanten haben dem Verfaſſer des Verſuchs einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. vorgeworfen, daß er ihnen oft Unrecht gegeben; und einige Katholiken haben ihn beſchuldigt, daß er oft zu viel Mitleiden gegen die Proteſtanten blikken laſſen. Dieſe Beſchwerden beweiſen, daß er die rechte Mittelſtraſſe gewählt hat, die nur geſezten Gemüthern Genüge thut.

Es iſt ſehr wahr, daß überall, und zu allen Zeiten, wo man eine Reform geprediget hat, diejenigen, die ſie predigten, verfolgt und mit dem Tode beſtraft wurden. Diejenigen, die ſich in Europa gegen die Römiſch-Katholiſche Kirche auflehnten, zählten eben ſo viel Märtirer ihrer Meinung, als die Chriſten des zweiten Jahrhunderts bei der ihrigen, als ſie ſich gegen den Gottesdienſt des Römiſchen Reichs auflehnten.

Die erſten Chriſten waren wahre Märtirer, ſagt man; die erſten Reformirten aber falſche. Meinetwegen; aber ſie litten doch, und ſtarben wirklich, einer ſo gut, wie der andre; ſie waren alle Opfer ihrer Ueberzeugung. Die Richter, die ſie zum Tode ſchikten, hatten einerlei Jurisprudenz; ſie verurtheilten nach einerlei Grundſäzen; ſie lieſſen diejenigen umbringen, welche ſie für Feinde der göttlichen und menſchlichen Geſeze hielten. Alles iſt ſich, in dieſem Verfahren des Stärkern

gegen den Schwächern, vollkommen ähnlich.

Der Römiſche Senat, und die Kirchenverſammlung zu Koſtniz, richteten nach einerlei Weiſe. Die Verurtheilten gingen, mit gleicher Unerſchrokkenheit, in den Tod. Johann Hus und Hieronymus von Prag bewieſen eben ſo viel Mut, als der heilige Ignaz und der heilige Polykarp. Es iſt kein Unterſchied unter ihnen, als ihre Sache; unter ihren Richtern aber iſt der Unterſchied, daß die Römer nicht durch ihre Religion verpflichtet waren, diejenigen zu ſchonen, die ihre Götter vernichten wollten; den Chriſten aber von ihrer Religion vorgeſchrieben war, die Chriſten, ihre Brüder, die einen und eben denſelben Gott anbeteten, nicht unmenſchlich zu verfolgen.

Iſt es wohl oder übel verſtandne Staatsklugheit, welche die erſten Chriſten, und die Kezer unter den Chriſten, den Henkern übergeben hat, ſo iſt die Sache von beiden

Seiten ſchlechterdings gleich; iſt es religiöſer Eifer, ſo iſt auch dieſer Eifer von beiden Seiten gleich. Betrachtet man die heidniſchen Verfolger als höchſt ungerecht, ſo mus man auch die Chriſtlichen Verfolger als höchſt ungerecht betrachten. Dieſe Maximen ſind wahr, und muſſten, zum Wohl der Menſchheit, aus einander geſezt werden.

Es iſt ausgemacht, daß diejenigen, die ſich in Frankreich reformirt nannten, vierzig Jahre lang verfolgt wurden, ehe ſie ſich empörten; denn erſt nach dem Blutbade von Vaſſi griffen ſie zu den Waffen.

Man mus geſtehn, daß der Krieg, den ein wilder Pöbel, in der Gegend der Cevennen, unter Ludwig dem *XIV.* führte, die Frucht der Verfolgung war. Die Camiſarden *) verfuhren wie reiſſende

*) Dieſen Namen gab man bekanntlich den Reformirten Einwohnern der obengenannten Gebirge.

A. des Ueberſ.

Thiere; aber man hatte ihnen auch ihre Weiblein und ihre Junge genommen. Sie zerriſſen die Jäger, die ſie hezten.

Beide Parteien läugnen den Urſprung dieſer Abſcheulichkeiten. Einige ſagen, der Abt Chaila, das Oberhaupt der Miſſionen in Languedok, ſei ermordet worden, um ein Mädchen aus den Händen dieſes Abts zu befreien; andre, um verſchiedne Kinder zu retten, die er ihren Aeltern geraubt hatte, um ſie in der Römiſch-Katholiſchen Religion zu erziehn.

Dieſe beiden Urſachen können wohl hinzugekommen ſein, und man kann nicht läugnen, daß Gewaltthätigkeit die Empörung hervorbrachten, die ſo viel Verbrechen veranlaſſte, und ſo viele Hinrichtungen nach ſich zog.

Nach dem Ryswiker Frieden gingen verſchiedne Einwohner von Languedok nach Orange, wo noch die Proteſtantiſche Religion herrſchte, und welches Ludwig dem *XIV.* gehörte, ſangen daſelbſt ihre

Pſal-

Pſalmen und beteten Gott in ihrer Sprache an.

Bei ihrer Zurückkunft grif man hundertunddreiſſig von ihnen, Männer und Weiber, und band ſie paarweiſe auf dem Wege an. Die ſtärkſten, ſiebzig an der Zahl, wurden auf die Galeeren geſchikt.

Bald nachher ward ein Prediger, Namens Marlié, mit ſeinen drei Kindern, gehangen, weil man ihn überführte, daß er ſeine Religion gepredigt, und die Verſammlungen durch ſeine Söhne hatte zuſammenrufen laſſen. Auf verſchiedne Familien, die zur Predigt gingen, gab man Feuer, und ſchos deren achtzehn in dem Kirchſprengel von Uzis todt. Da ſich drei ſchwangre Weiber unter den Todten befanden, ſo ſchnitt man ihnen den Bauch auf, um ihre Kinder im Mutterleibe zu tödten.

Dieſe ſchwangern Weiber hatten Unrecht gethan; denn ſie hatten wirklich wider die neuen Edikte gehandelt; aber wa-

ren denn, ich ſag' es noch einmal, die erſten Chriſten, wenn ſie predigten, den Edikten der Kaiſer nicht auch ungehorſam? Man mus durchaus entweder zugeben, daß die Römiſchen Richter ſehr wohl thaten, die Chriſten aufzuhängen, oder man mus ſagen, daß die Römiſch-Katholiſchen Richter ſehr unrecht handelten, daß ſie die Proteſtanten hängen lieſſen. Denn Proteſtanten und erſte Chriſten waren genau in gleicher Lage. Sie waren, man kann es nicht zu oft ſagen, gleich unſchuldig, oder gleich verwerflich.

Die von Maximin verfolgten Chriſten ermordeten, nach ſeinem Tode, ſeinen achtjährigen Sohn, ſeine ſiebenjährige Tochter, und erſäuften ſeine Wittwe in dem Orontes. Die von dem Abt Chaila verfolgten Proteſtanten erſchlugen ihn ſelbſt. Dies war der Urſprung des entſezlichen Krieges in den Cevennen. Es iſt ſogar unmöglich, daß die Empörung nicht ſollte durch Verfolgung hervorgebracht ſein.

Es iſt nicht in der Natur, daß das Volk ſich gegen ſeine Obrigkeit empören, und ſie umbringen ſollte, wenn es nicht auf das Aeuſſerſte gebracht iſt. Muhammed ſelbſt grif anfänglich nur zu ſeiner Vertheidigung zu den Waffen, und vielleicht gäbe es jezt keine Muhammedaner auf Erden, wenn die von Mekka nicht dem Muhammed nach dem Leben geſtanden hätten.

In einem Verſuch über die Sitten kann man nicht in alle die einzelnen Abſcheulichkeiten hineingehn, die ſo viele Provinzen verwüſtet haben. Das menſchliche Geſchlecht würde zu haſſenswehrt erſcheinen, wenn man alles erzält hätte.

In den Specialgeſchichten wird es immer möglich ſein, unſre Verbrechen einzeln aufzuführen, damit man ſie nicht öfter begehe. Die Verurtheilungen eines Sylla und Oktavius, zum Beiſpiel, reichen nicht an die Blutbäder in den Cevennen, weder von Seiten der Menge,

noch von Seiten der Grauſamkeit; ſie ſind nur berühmter, weil der Name des alten Roms mehr Eindruk machen mus, als der Name der Dörfer und Hölen von Andüze; und Sylla, Antonius und Auguſtus intereſſiren mehr als Ravanel und Caſtagnet. Aber die Barbarei ward, in den sechsjährigen Unruhen von Languedok höher getrieben, als in den dreimonatlichen Verurtheilungen des Triumvirats.

Dies läſſt ſich aus den Briefen des beredten Flechier beurtheilen, der, zu dieſen traurigen Zeiten, Biſchof von Nimes war. Im Jahre 1704. ſchreibt er: Mehr als viertauſend Katholiken ſind auf dem platten Lande ermordet, achtzig Prieſter umgebracht, und zweihundert Kirchen verbrannt. Er redet blos von ſeinem Kirchſprengel; den andern ging es nicht beſſer.

Nie hat man gröſſre Verbrechen, und grauſamre Hinrichtungen geſehn, und

beide Parteien, die bald mordeten, bald gemordet wurden, riefen, eine wie die andre, den Namen des HERRN an. Wir werden in Ludwig's des XIV. Jahrhunderte ſehn, wie mehr als viertauſend Schwärmer, durch Rad und Feuer, umkommen, und das merkwürdigſte dabei iſt, daß keiner von allen ſtarb, der nicht Gott pries, und keiner, der die mindeſte Zaghaftigkeit blikken lies. Männer, Weiber, Kinder, alle ſtarben mit gleicher Unerſchrokkenheit.

Was war nun die Urſach dieſes Bürgerkrieges, und aller der Religionskriege, die Europa mit Blute überſtrömt haben? Keine andre, als der unſelige Gedanke, die Moral zu verabſäumen, und dagegen die Polemik zu treiben. Die Obergewalt hat den Menſchen den Glauben gebieten wollen, anſtatt ihnen blos Gerechtigkeit anzubefelen. Sie hat der Hartnäkkigkeit Vorwände an die Hand gegeben. Diejenigen, die Blut und Leben opfern,

opfern darum nicht auch das, was ſie ihre Vernunft nennen. Es iſt leichter, hunderttauſend Menſchen in die Schlacht zu führen, als den Verſtand eines Ueberzeugten zu zwingen.

## Siebzehnte Reflexion.

### Von den Geſezen.

Meinungen ſind die Urheber der Geſeze. In dem Verſuch einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. iſt hinlänglich zu verſtehn gegeben worden, daß die Geſeze faſt überall ungewis, unzureichend, und widerſprechend ſind. Die Urſach davon iſt nicht blos die, daß ſie Menſchenwerk ſind, denn die von Menſchen erfundne Geometrie iſt in allen ihren Theilen wahr; die Experimentalphyſik iſt wahr; ſelbſt die erſten metaphyſiſchen Grundſäze, auf wel-

che ſich die Geometrie gründet, ſind von unbeſtreitbarer Wahrheit, und nichts von dieſem allen iſt einer Veränderung unterworfen: ſondern was die Geſeze veränderlich, fehlerhaft, und unbündig macht, iſt dieſes, daß ſie faſt alle für vorübergehende Bedürfniſſe gegeben ſind, wie Arzneimittel, die man auf ein Geratewohl giebt, und die den einen Kranken heilen, andre dagegen aber um das Leben bringen.

Da viele Königreiche aus Provinzen beſtehn, die vor Alters unabhängig waren, und dieſe Provinzen wieder in Kantone getheilt waren, die nicht allein unabhängig, ſondern auch unter einander Feinde waren: ſo widerſprachen ſich ihre Geſeze alle einander, und thun es noch. Die Zeichen der alten Trennung dauern noch in dem vereinigten Ganzen fort. Was dieſſeits einem Fluſſe wahr und gut iſt, iſt jenſeits demſelben falſch und böſe; und, wie ſchon geſagt, man trift in ſeinem Vaterlande auf jeder Poſtſtation andre Ge-

ſeze an. Der Bauer in Brie lacht ſeinen Herrn aus; in einem Theil von Bourgogne iſt er Sklav, und die Mönche haben Leibeigne.

Es giebt viele Länder, wo die Geſeze einförmiger ſind, aber vielleicht kein einziges, das nicht einer Reform bedürfte; und wenn dieſe Reform gemacht iſt, iſt wieder eine neue nötig. Nur in einem kleinen Staate laſſen ſich allenfalls einförmige Geſeze einführen. *) Im Kleinen

*) In einer unumſchränkten Monarchie, wo der Fürſt ſtandhaft entſchloſſen wäre, das Wohl ſeines Volks zu bewirken, und zu dieſem erhabnen Geſchäft wirklich aufgeklärte Männer brauchen wollte, deren Anzahl gröſſer iſt, als man denkt, würde dieſe Veränderung leicht ſein, und gar keine Unruhe verurſachen. Dies iſt ein ſehr groſſer Vorzug, den die unumſchränkten Monarchieen vor den Republiken haben, wo die mehrſten dieſer möglichen Reformen nicht eher ſtatt finden können, als bis die Aufklärung beinahe ein Volkseigenthum geworden iſt.

A. der Kehlſchen Herausgeb.

laſſen ſich wohl Maſchinen anbringen; im Groſſen aber finden ſie zu viele Anſtöſſe, die ſie in Unordnung bringen.

Wenn man es endlich dahin gebracht hat, unter einem erträglichen Geſez zu leben, ſo kommt der Krieg, wirft alle Grenzſteine unter einander, und richtet alles zu Grunde; und man mus von vorn anfangen, wie die Ameiſen, denen man ihre Wohnung zerſtört hat.

Eine der gröſſten Unanſtändigkeiten in der Geſezgebung eines Landes iſt immer die geweſen, daß man ſich nach Geſezen gerichtet hat, die nicht für das Land gemacht waren. Der Leſer ſelbſt kann bemerken, wie die, dem Könige Ludwig dem *XII.* von Frankreich, von dem blutſchändriſchen Pabſt Alexander dem *VI.*, bewilligte Eheſcheidung dem Könige Heinrich dem *VIII.* von England, von Klemens dem *VII.* verweigert wurde, und wie Alexander der *VII.* dem Regenten Alphons von Portugal erlaubte, die

Frau ſeines Bruders zu entführen, und ſie, bei Lebzeiten dieſes Bruders, zu heuraten.

Alles iſt alſo im Widerſpruch, und wir fahren in einem Schif, das ohn Unterlas von widrigen Winden hin und her geworfen wird.

Es iſt, in dem Verſuch einer Schilderung der Sitten, u. ſ. w. geſagt worden, daß es, nach der Strenge genommen, kein poſitives Grundgeſez giebt, und daß die Menſchen nur konventionelle Geſeze machen können. Der Urheber der Natur allein konnte die ewigen Geſeze der Natur abfaſſen. Das einzige und unwandelbare Fundamentalgeſez bei den Menſchen iſt dieſes: Behandle andre, wie Du ſelber behandelt ſein willſt.

Dieſes Geſez flieſſt aus der Natur ſelbſt. Es kann aus dem menſchlichen Herzen nicht ausgelöſcht werden. Es wird unter allen Geſezen am ſchlechteſten befolgt; aber es erhebt immer ſeine Stimme gegen

den Uebertreter. Gott ſcheint es dem Menſchen, zum Gegengewicht gegen das Recht des Stärkern, eingeprägt zu haben, und dadurch verhindern zu wollen, daß ſich das menſchliche Geſchlecht nicht, durch den Krieg, durch die Schikane vor Gericht, und durch die Spizfündigkeiten der ſcholaſtiſchen Theologen, aufreibe.

## Achtzehnte Reflexion.

### Vom Handel und den Finanzen.

Holland, das beinahe ganz unter Waſſer ſteht, Genua, das nichts hat, als Felſen, und Venedig, das, ſtatt aller Ländereien, nur Moräſte beſas, wären, ohne Handel, Wüſteneien, oder vielmehr gar nicht vorhanden geweſen.

Dadurch allein ward Venedig, vom vierzehnten Jahrhunderte an, eine furcht-

bare Macht, und Holland iſt es, zu unſern Zeiten, auch eine Zeitlang geweſen.

Was konnte, was muſſte denn alſo Spanien, unter Philipp dem *II.* ſein, der zugleich Mexiko und Peru, und ſeine Aſiatiſche und Afrikaniſche Niederlaſſungen, in einer Strekke von ungefähr dreitauſend Meilen an Seeküſten, beſas?

Es iſt faſt unglaublich, aber es iſt bewieſen, daß Spanien allein, von dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts an, bis zum Anfange des achtzehnten, an Gold und Silber den Wehrt von fünftauſend Milliarden Piaſter, welches fünfundzwanzigtauſend Milliarden Livres ausmacht, aus Amerika gezogen hat. Man darf nur den Uſtariz und Navarete leſen, um ſich von dieſer erſtaunlichen Wahrheit zu überzeugen. Dies iſt weit mehr baares Geld, als überhaupt, vor Chriſtoph Kolomb's Reiſe, in der ganzen Welt vorhanden war.

Jeder arme verdienſtvolle Mann, der denken kann, mag darüber ſeine Betrachtungen anſtellen. Es wird ein Troſt für ihn ſein, zu wiſſen, daß von allen dieſen Ophiriſchen Schäzen heut zu Tage nicht mehr hundert Millionen Piaſter, und etwa eben ſo viel an Gold- und Silbergeſchirr, in Spanien übrig ſind.

Was wird er ſagen, wenn er im Uſtariz lieſt, daß die Datarie zu Rom einen Theil dieſes Geldes verſchlungen hat? Er wird vielleicht glauben, daß Rom die Heilige heut zu Tage reicher iſt, als es Rom die Erobrerin, zu den Zeiten eines Craſſus und Lukull's, war. Man kann nicht läugnen, daß ſie alles angewandt hat, was in ihren Kräften ſtand, um es zu werden; da ſie aber nicht verſtand, eine Handelſtadt zu ſein, zu einer Zeit, da alle Nationen von Europa Handel zu treiben wuſſten, ſo hat ſie, durch ihre Unwiſſenheit und Trägheit, alles das Geld wieder verloren, was ihr die Schach-

ten der Datarie eingebracht haben, und auch alles das, was ſie, mit ſo geringer Anſtrengung, mit dem Neze des heiligen Petrus fiſchte.

Spanien lies anfänglich die andern Nationen nicht gleich an den Schäzen von Amerika Theil nemen. Philipp der *II.* genos dieſelben, viele Jahre hindurch, faſt ganz allein. Die andern Souveräne von Europa, den Kaiſer Ferdinand, ſeinen Oheim, ſelbſt nicht ausgeſchloſſen, waren gegen ihn ungefähr das, was die Schweizer gegen den Herzog von Burgund waren, als ſie zu demſelben ſagten: Alles, was wir haben, iſt noch nicht ſo viel wehrt, als die Sporen Eurer Ritter.

Philipp dem *II.* muſſte das zu Theil werden, was wir die Univerſalmonarchie nennen, wenn man dieſelbe mit Gold erkaufen, und durch Intriken feſthalten könnte. Aber ein Weib, das nur kaum erſt in der Hälfte einer Inſel feſtſas; Prinz

von Oranien, der ein bloſſer Reichsgraf, und ein Unterthan des Marquis de Malines, war; und Heinrich der *IV.*, ein König, der in der einen Hälfte von Frankreich keinen ſonderlichen Anhang hatte, und in der andern verfolgt ward, dem es an Gelde fehlte, und deſſen ganze Kriegsmacht in etlichen Edelleuten und in ſeiner Tapferkeit beſtand, richteten den Beherrſcher beider Indien zu Grunde.

Der Handel, der, bei der Entdekkung des Vorgebirges der guten Hofnung, und bei der Auffindung der neuen Welt, eine andre Geſtalt gewonnen hätte, nam noch eine neue Geſtalt an, als die durch Tyrannei frei gewordnen Holländer, ſich der Inſeln bemächtigten, welche die Gewürze hervorbringen, und Batavia anlegten.

Die gröſſten Handelsmächte waren damals Holland und England. Frankreich, welches nur immer erſt hintennach die Einſichten und Unternemungen der andern Nationen benuzt, kam zulezt in den bei-

den Indien an, und zog das ſchlechteſte Loos. Es blieb unthätig und unbetrieb=ſam, bis zu den ſchönen Tagen der Regie=rung Ludwig's des XIV., welcher alles Mögliche that, um den Handel zu beleben.

Die Europäiſchen Völker fingen da=mals an, neue Bedürfniſſe kennen zu ler=nen, welche den Handel einiger Nationen, und hauptſächlich den Handel von Frank=reich, höchſt unvortheilhaft machten.

Heinrich's des *IV.* Frühſtük beſtand in einem Glaſe Wein, und etwas Semmel; er trank weder Thee, noch Kaffee, noch Schokolate; er brauchte keinen Tabak; ſeine Gemalin und ſeine Mätreſſen hatten ſehr wenig Edelgeſteine, und trugen weder Perſiſche, noch Schineſiſche, noch Indi=ſche Zeuge.

Wenn man bedenkt, daß heut zu Ta=ge eine Bürgersfrau ſchönere Diamanten in den Ohren trägt, als Kathrine von Medicis; daß Martinik, Moka, und

Schina

Schina das Frühſtük einer Magd liefern;
und daß für alle dieſe Gegenſtände jährlich
mehr als funfzig Millionen aus Frank-
reich gehen, ſo kann man den Schlus ma-
chen, daß andre ſehr vortheilhafte Hand-
lungszweige erfordert werden, um dieſen
immerwährenden Verluſt zu erſezen. Es
iſt bekannt genug, daß Frankreich ſich nur
durch ſeine Weine, ſeine Branntweine,
ſein Salz, und ſeine Manufakturen, auf-
recht erhalten hat.

Es muſſte gradezu den Handel nach
Indien treiben; nicht um ſeine Reichthü-
mer zu vermehren, ſondern ſeine Ausgä-
ben zu vermindern. Denn da die Men-
ſchen ſich neue Bedürfniſſe geſchaffen ha-
ben, ſo müſſen diejenigen, welche die durch
dieſe Bedürfniſſe nötig gewordne Waaren
nicht beſizen, ſie ſo wohlfeil, als nur im-
mer möglich iſt, einkaufen. Nun koſtet
dasjenige, was man in Indien aus der
erſten Hand einkauft, unſtreitig weniger,

als wenn es die Engländer und Holländer wieder verkaufen. Faſt alle dieſe Waaren werden mit baarem Gelde bezahlt.

Es kam alſo, bei Stiftung einer Oſtindiſchen Kompagnie in Frankreich, blos darauf an, daß man weniger einbüſſte, und ſich, wegen der ungeheuren Koſten, die man auf der Küſte von Koromandel machte, in Teutſchland und im Norden zu entſchädigen ſuchte. Aber die Holländer waren den Franzoſen in Teutſchland, wie in Indien, zuvorgekommen; ihre Sparſamkeit und ihre Betriebſamkeit gaben ihnen überall das Uebergewicht.

Die gröſſte Unbequemlichkeit für eine neue Europäiſche Kompagnie, die ſich in Indien feſtſezen will, iſt die, daß ſie die zulezt ankommende iſt. Sie findet mächtige Nebenbuhler, die ſchon Meiſter vom Handel ſind. Man mus von den Nabobs und den Omrahs Beleidigungen verſchmerzen, und ſie bezalen, oder ſchlagen; auch konnten die Portugieſen, und nach denſel-

ben die Holländer, niemals Pfeffer ein-
kaufen, ohne Schlachten zu liefern.

Wenn Frankreich mit England, oder Holland, in Europa einen Krieg hat, ſo arbeitet ein jeder, auf ſeiner Seite, mit allen Kräften daran, den andern in Indien zu vertilgen. Die Handlungskompagnieen werden notwendigerweiſe kriegriſche Kompagnieen, und müſſen unterdrükken, oder ſich unterdrükken laſſen. Auch werden wir ſehn, daß, als Ludwig der *XIV*. ſeine Oſtindiſche Kompagnie in Pondicheri errichtet hatte, die Holländer die Stadt einnamen und die Kompagnie vernichteten.

Sie richtete ſich zwar auf den Trümmern des Syſtems wieder auf; aber alle Wachſamkeit und Klugheit der Direktoren konnte es doch nicht verhindern, daß die Engländer nicht Pondicheri wegnamen, und die Kompagnie nicht zum zweitenmal beinahe zerſtört worden wäre. Die Engländer haben die Stadt beim Frieden zu-

rükgegeben; aber man weis wohl, in welchem Zuſtande ein Handelsplaz zurükgegeben wird, auf den man eiferſüchtig iſt. Die Kompagnie blieb ſtehn, behielt aber nur wenig Schiffe, zerſtörte Magazine, hatte Schulden, und kein Geld *).

Sie verfuhr in Indien, wie ein Souverän; aber ſie fand daſelbſt Souveräne, die fremde, wie ſie, aber glüklicher waren. Man mus geſtehn, daß es etwas ſeltſames iſt, daß der ſo mächtige Grosmogol zugiebt, daß ſich Europäiſche Kaufleute in ſeinem Reiche ſchlagen, und einen Theil deſſelben verwüſten. Wenn wir den Indiern den Hafen l'Orient, und den

*) Sie iſt, im Jahre 1769. als d'Invau Miniſter war, aufgehoben worden. Es ward damals bewieſen, daß ſie ſich nie anders, als auf Koſten des Königlichen Schazes erhalten hatte, und daß ſie den Handel mit Verluſt führten. Privatkaufleute trieben ihn in den folgenden Jahren; ſie gewannen dabei, und die Oſtindiſchen Waaren wurden wohlfeiler.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

Schineſen den Hafen Bayonne verwillig-ten, ſo würden wir doch nicht leiden, daß ſie ſich, auf unſerm Gebiet, ſchlagen dürf-ten.

Was die Finanzen betrift, ſo büßten Frankreich und England die Luſt, ſich be-kriegt zu haben, durch eine Schuldenlaſt von drei Milliarden Livres auf beiden Sei-ten. Dies beträgt weit mehr, als das in beiden Ländern vorhandne baare Geld. Dies iſt eine von den Höhen, zu welcher ſich der menſchliche Verſtand, in dieſem lezten Jahrhunderte, hinaufgeſchwungen hat, daß er das Mittel erfunden, mehr ſchuldig zu ſein, als man in Vermögen hat *), und dabei zu leben, als wenn man nichts ſchuldig wäre.



*) Im Grunde iſt man nicht mehr ſchuldig, als man beſizt. Die Zinſen der Nationalſchuld werden auf die ganze Summe der Einkünfte aller Eigenthümer der Nation angewieſen, und reichen, ſelbſt in England, bei weitem nicht an die Summe dieſer Einkünfte.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

Jeder Europäiſche Staat iſt, nach einem Kriege von ſieben bis acht Jahren, zu Grunde gerichtet; weil alsdann jeder mehr gethan hat, als ſeine gewöhnliche Kräfte erlauben. Die Staaten ſind, wie die Privatleute, die ſich, aus Ehrgeiz, in Schulden ſezen, ein jeder will weiter gehn, als ſeine Kräfte reichen. Man hat oft die Frage aufgeworfen, wo alle die Schäze hinkommen, die im Kriege verſchwendet werden? und man hat darauf geantwortet, ſie flöſſen in die Beutel von zwei bis dreitauſend Privatperſonen, die vom allgemeinen Unglük Nuzen gezogen haben. Dieſe zwei oder dreitauſend Perſonen genieſſen ruhig ihren ungeheuren Reichthum, unterdeſſen daß die übrigen Menſchen unter neuen Auflagen ſeufzen müſſen, um einen Theil der Nationalſchulden zu bezalen.

Grosbritannien iſt das einzige Land, wo ſich Privatperſonen, durch das Glük der Waffen, bereichert haben. Was bloſſe Kaper durch Priſen gewonnen, und was

die Inſel Cuba und Oſtindien den Generalen eingebracht haben, überſteigt bei weitem alles baare Geld, das, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte, in England umlief.

Wenn nun die Reichthümer ſo vieler Privatperſonen ſich, mit der Zeit, unter ihrer Nation, durch Heuraten, durch Familientheilungen, und vornemlich durch den Luxus, vertheilt haben, der in ſolchen Fällen notwendig geworden iſt, und der alle dieſe auf eine Zeitlang vergrabne Schäze wieder in's Publikum bringt; alsdann hört die ungeheure Ungleichheit auf, und der Umlauf iſt ungefähr wieder eben derſelbe, der er vorher war.

So werden die in Perſien verſtekten, und während vierzigjähriger bürgerlicher Kriegen begrabnen Reichthümer, nach etlichen Friedensjahren, wieder zum Vorſchein kommen, und nichts verloren ſein. So bringt es die den menſchlichen Dingen anklebende Veränderlichkeit, in allen Stüken, mit ſich.

## Neunzehnte Reflexion.

### Von der Bevölkerung.

In einer neuen Geſchichte von Frankreich wird behauptet, daß, zu Philipp's von Valois Zeiten, acht Millionen Feuerſtätten in Frankreich waren. Unter dem Worte Feuerſtätten wird eine Familie verſtanden; und unter dem Worte Frankreich nimmt der Verfaſſer dieſes Königreich ſo, wie es heut zu Tage, mit allen ſeinen Zubehörden, vorhanden iſt. Wenn man vier Perſonen auf eine Feuerſtätte rechnet, ſo würden zweiunddreiſſig Millionen Einwohner herauskommen; denn man kann, im Durchſchnitt, nicht weniger, als vier Perſonen, auf eine Feuerſtätte rechnen.

Dieſe Feuerſtättenberechnung gründet ſich auf einen Steueretat vom Jahre 1328. In dieſem Etat ſtehn zwei Millionen und

fünfmalhunderttauſend Feuerſtätten in den von der Krone abhängenden Ländereien, die nicht das Drittheil von denjenigen ausmachten, die das Königreich heut zu Tage in ſich begreift. Man hätte alſo zwei Drittheile hinzurechnen müſſen, wenn des Verfaſſers Rechnung richtig ſein ſollte. Folglich hätte ſich, nach des Verfaſſers Rechnung, die Anzal der Feuerſtätten in Frankreich, ſo wie es jezt iſt, auf ſieben Millionen und fünfmalhunderttauſend belaufen.

Wenn man hierzu, nach der Wahrſcheinlichkeit, fünfmalhunderttauſend Feuerſtätten für die Geiſtlichen, und für die in der Zählung nicht mitbegrifnen Perſonen, nimmt, ſo kommen, ohne Schwierigkeit, die acht Millionen Feuerſtätten, und noch mehr, heraus. Der Verfaſſer ſchränkt jede Feuerſtätte auf drei Perſonen ein; aber nach der Berechnung, die ich in allen den Landſtrichen, wo ich geweſen bin, und in demjenigen, wo ich wohne, ange-

ſtellt habe, finde ich vier und eine halbe Perſon für jede Feuerſtätte.

Vorausgeſezt alſo, daß der Etat von 1328. ſeine Richtigkeit hat, ſo folgt notwendig der Schlus daraus, daß Frankreich, ſo, wie es heut zu Tage iſt, zu den Zeiten Philipp's von Valois, sechsunddreiſſig Millionen Einwohner enthielt.

Nun findet man, in dem lezten, im Jahre 1753 nach einem Steuer- und Auflageregieſter aufgenommenen, Verzeichnis, heut zu Tage nur drei Millionen fünfmalhundertundfunfzigtauſend vierhundertundneunundachtzig Feuerſtätten, welches, zu vier und einhalb auf jede Feuerſtäte gerechnet, nur funfzehn Millionen neunhundertundſiebenundſiebzigtauſendundzweihundert Einwohner ausmacht. Hierzu mus man noch die Mönche rechnen, und die ſogenannten loſen Perſonen, und wenigſtens ſiebenmalhunderttauſend Seelen, die man auf Paris rechnet, und die nach der Kopfſteuer gezält ſind, nicht aber nach der Anzal der Feuerſtätten.

Man mag es nun anſtellen, wie man will; man mag die Feuerſtätten, mit dem Verfaſſer der neuen Geſchichte von Frankreich, zu drei, vier, oder fünf Perſonen anſchlagen, ſo erhellet deutlich, daß die Zal der Einwohner, ſeit Philipp's von Valois Zeiten, mehr als um die Hälfte geringer iſt.

Seit der Zälung Philipp's von Valois ſind jezt ungefähr vierhundert Jahre verfloſſen. In vierhundert Jahren alſo, wenn alles gleich iſt, würde die Anzal der Franzoſen auf ein Viertheil, und in achthundert Jahren auf ein Achttheil zuſammengeſchmolzen ſein. Frankreich wird alſo, nach achthundert Jahren, nur noch etwa vier Millionen Einwohner haben, und, wenn man dieſer Progreſſion folgt, wird, in neuntauſendundzweihundert Jahren, nur noch eine einzige Perſon, männlichen oder weiblichen Geſchlechts, nebſt einem kleinem Bruch, in Frankreich übrig ſein. Die andern Nationen werden un-

ſtreitig nicht beſſer wegkommen, als wir, und man mus hoffen, daß ſich alsdann das Ende der Welt einſtellen wird.

Alles, was ich zum Troſte des menſchlichen Geſchlechts ſagen kann, iſt dies, daß ich, auf zwei Landgütern, die ich durchaus kenne, und die zu den Zeiten des Königs Karl's des *V.* in die Lehnsregiſter eingetragen ſind, um die Hälfe mehr Feuerſtätten finden, als in dem Lehnsregiſter verzeichnet ſtehn, und doch iſt, aus dieſen Gütern, bei dem Widerruf des Edikts von Nantes, eine beträchtliche Auswanderung geſchehen.

Das menſchliche Geſchlecht nimmt weder zu noch ab, wie man glaubt, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß man ſich, zu Philipp's von Valois Zeiten, mächtig verrechnete, als man, in ſeinen Domänen, zwei Millionen und fünfmalhunderttauſend Feuerſtätten zälte.

Uebrigens habe ich immer geglaubt, daß Frankreich, in unſern Tagen zwanzig

Millionen Einwohner hat, und ich habe, im Durchſchnitt, fünf Perſonen auf eine Feuerſtätte gerechnet. In dieſer Rechnung ſtimme ich mit dem Verfaſſer *de la Dixme* überein, die man dem Marechal de Vauban zuſchreibt, und hauptſächlich mit den Regiſtern der Provinzen, welche die Intendanten, am Ende des vorigen Jahrhunderts, eingereicht haben. Wenn ich mich irre, ſo kann der Irrthum nur etwa vier Millionen betragen, und das iſt eine Kleinigkeit für Schriftſteller.

Hübner rechnet, in ſeiner Geographie *), nur dreiſſig Millionen Einwohner auf Europa. Er kann ſich leicht um hundert Millionen verrechnet haben.

Ein ſonſt genauer Rechner verſichert, daß Schina nur zweiundſiebzig Millionen Einwohner hat; aber nach der lezten Zä-

*) Unſre neuern, unendlich vorzüglichen Erdbeſchreiber geben hundertundſechzig Millionen an.

A. des Ueberſ.

lung, wovon der Pater dü Halde berichtet, zält man dieſe zweiundſiebzig Millionen, ohne die Greiſe, die Weiber, die jungen Leute unter zwanzig Jahren, und die Bonzen, mitzurechnen, und dann mus die ganze Anzal wohl noch einmal ſo ſtark ſein.

Man mus geſtehn, daß wir gemeiniglich die Erde ziemlich auf ein Geratewohl bevölkern und entvölkern; und ſo machen es alle. Es iſt einmal nicht unſer Loos, eine recht genaue Kenntnis von Dingen zu haben; das Beinahe iſt unſer Führer, und dieſer Führer führt gewaltig irre.

Noch weit ſchlimmer iſt es, wenn wir uns nach richtigen Rechnungen umſehen. Wir gehn in ein Poſſenſpiel, und lachen darüber; aber lacht man nicht eben ſo ſehr in ſeinem Zimmer, wenn man ernſthafte Schriftſteller genau berechnen ſieht, wie viel Menſchen, zweihundertundeinundachtzig Jahr nach der allgemeinen Ueberſchwemmung, auf Erden lebten. Es fin-

det ſich, nach dem Jeſuiten, Pater Pe-tau, daß die Familie des Noah, in dreihundert Jahren eine halbe Billion, zweihundertundſiebenundvierzig Milliarden, zweihundertundvierundzwanzig Millionen, ſiebenhundertundſiebzehntauſend Einwohner hervorgebracht hat. Der gute Pater Petau wuſſte wohl nicht, was es ſagen will, Kinder in die Welt zu ſezen, und zu erziehn. Wie er zu Werke geht!

Nach Cumberland vermehrte ſich nur die eben erwähnte Familie bis auf drei Milliarden, dreihundertunddreiſſig Millionen, in dreihundertundvierzig Jahren; und nach Whilſton waren, ungefähr dreihundert Jahre nach der Sündfluth, nur fünfundſechszigtauſend fünfhundertundſechsunddreiſſig Einwohner vorhanden.

Es iſt ſchwer, dieſe Rechnungen zu vereinigen und zu berichtigen. In ſolche Irrthümer verfällt man, wenn man übereinſtimmend machen will, was ſich nicht zuſammenſtimmen läſſt, und erklären,

was unerklärbar iſt. Dieſes leidige Unternemen hat Köpfe verſchoben, die ſonſt, durch ihre Kenntniſſe, den Menſchen hätten nüzlich ſein können.

Die Engliſchen Verfaſſer der Univerſalgeſchichte ſagen, daß man überhaupt darin einig iſt, daß jezt ungefähr viertauſend Millionen Einwohner auf Erden leben. Man mus hierbei anmerken, daß dieſe Herren, unter dieſe Zal von Einwohnern und Einwohnerinnen, Amerika nicht mitrechnen, welches beinahe die Hälfte der Erdkugel ausmacht. Sie ſezen hinzu, daß das menſchliche Geſchlecht ſich alle vierhundert Jahre verdoppelt, welches den unter Philip von Valois aufgenommenen Regiſtern ſehr zuwider läuft, als welche die Nation, in vierhundert Jahren, um die Hälfte einſchmelzen laſſen.

Wenn ich aber, anſtatt einen gewöhnlichen Roman zu ſchreiben, mich damit beluſtigen wollte, zu berechnen, wie viel

Brüder

Brüder ich auf dieſem kleinen Weltkörper habe, ſo würde ich es ſo machen. Ich würde zuvörderſt zuſehn, wie viel bewohnte Quadratmeilen dieſes Kügelchen auf ſeiner Oberfläche hat, und würde ſagen: Die Oberfläche der Erdkugel hält ſieben und zwanzig Millionen Quadratmeilen; davon müſſen zuerſt, für die Meere, Flüſſe, Seen, Wüſten, Gebirge, und für alles, was unbewohnt iſt, wenigſtens zwei Drittheile abgerechnet werden. Dieſer Abzug iſt ſehr mäſſig, und wir behalten nun noch neun Millionen Quadratmeilen zur Bewohnung übrig.

Frankreich und Teutſchland zählen ſechshundert Perſonen auf eine Quadratmeile, Spanien hundertundſechszig, Rusland funfzehn, die Tatarei zehne, und Schina ungefähr tauſend. Wenn wir hundert zur Mittelzal annemen, ſo haben wir neunhundert Millionen Brüder, kupferfarbige, ſchwarze, rote, gelbe, mit und ohne Bart.

Es iſt nicht glaublich, daß die Erde wirklich eine ſo groſſe Menge von Einwohnern enthält; und wenn man fortfährt, Verſchnittne zu machen, die Mönche zu vervielfältigen, und, um des kleinſten Intereſſe willen, Kriege zu führen, ſo werden wir ſchwerlich die viertauſend Millionen zuſammen bringen, welche uns die Engliſchen Verfaſſer der Univerſalgeſchichte ſo freygebig beilegen. Und was liegt auch endlich daran, ob viel oder wenig Menſchen auf der Erde ſind? Das Weſentliche iſt, daß dieſe armen Geſchöpfe ſo wenig unglüklich ſein mögen, als es möglich iſt. *)

*) Die Anzahl der Menſchen nimmt, nach Verhältnis der Lebensmittel, unbeſtimmt ab und zu, wenn man vorübergehende Zufälle davon abrechnet. Da ein Mann und eine Frau in einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren zur Zeugung tüchtig ſind, ſo müſſen von dieſen Kindern, wenn ſie gute Nahrung haben, nach einer Mittelzal, von einer Ehe weit mehr als zwei vorhanden ſein, die lange genug leben, um

# Zwanzigſte Reflexion.

## Von dem Mangel an guten Büchern und von der ungeheuren Menge ſchlechter.

Die Geſchichte iſt, bis in das ſechszehnte Jahrhundert, aus Mangel an Geſchichtſchreibern, ſehr mager; von dieſer Zeit an erſtikt ſie wieder an Ueberflus.



ihrer Seits eine neue Generation hervorzubringen. Es iſt alſo kein Wunder, daß in einem Lande, wo die Nahrungemittel ſehr überflüſſig ſind, die Zahl der Menſchen ſich, bei jeder Generation, verdoppelt. Dies hat man, ſeit einem Jahrhundert, an den Engliſchen Kolonien in Amerika geſehn. Dieſe Progreſſion ſteht ſtille, wenn die Nahrungsmittel knapper werden. Weil aber immer mehr Land bebaut wird, jemehr Menſchen vorhanden ſind; ſo kann die Progreſſion nur erſt dann abnemen, wenn die Totalität leicht zu bebauender Ländereien auf ihren höchſten Ertrag gebracht iſt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

In der Bibliothek eines le Long findet man ſiebzehntauſend vierhundert und ſiebenundachtzig Werke, die zu der einzigen Geſchichte von Frankreich gebraucht werden können. Unter dieſen Werken ſind einige über hundert Bände ſtark; und ſeit etwa vierzig Jahren, daß dieſe Bibliothek gedrukt iſt, iſt noch eine ungeheure Menge von Büchern über dieſe Materie herausgekommen.

In Teutſchland, in England, und in Italien, iſt es nicht viel anders.

Man verliert ſich in dieſen unermeßlichen Gegenſtänden. Zum Glük verdienen die wenigſten dieſer Bücher geleſen zu werden, ſo wie die kleinfügigen Dinge, die ſie enthalten, nicht geſchrieben zu werden verdienten. Unter dieſer Laſt von Geſchichten findet man nur zu viel ſolche Romane, wie die von Gatien de Courtils.

Die geheimen Geſchichten, welche von Leuten herſtammen, die um kein Geheim-

nis wuſſten, ſind zahlreich genug; aber die Schriftſteller, die aus dem Innern ihres Kämmerleins den Staat regierten, ſind noch zalreicher. Zu dieſen leztern kann man auch diejenigen zählen, die ſich die Mühe genommen haben, die Teſtamente der Fürſten und Staatsmänner zu machen; ſo haben wir die Teſtamente des Marechals de Belle-Isle, des Kardinals Alberoni, des Herzogs von Lothringen, der Miniſter Colbert und Louvois, des Marechals de Vauban, und der Kardinäle Mazarini und Richelieu, bekommen.

Durch das Teſtament des Kardinals de Richelieu ward das Publikum lange getäuſcht. Man hielt das Buch für vortreflich, weil man glaubte, es wäre das Werk eines groſſen Miniſters. Sehr wenige Menſchen haben die Zeit, mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Faſt niemand beleuchtete weder die Fehler, noch die Irrthümer, noch die Anachronismen, noch

die Unanſtändigkeiten, noch die Wider-ſprüche, noch die Ungereimtheiten, wovon das Buch voll iſt.

Man bedachte nicht, daß dieſes Buch noch ſpäter, als vierzig Jahre, nach dem Tode des Kardinals gedrukt worden, und daß es unterſchrieben iſt, wie der Kardi-nal niemals zu unterſchreiben pflegte. Man vergas, daß Auberi, der das Le-ben des Kardinals Richelieu, auf Befel der Nichte deſſelben, ſchrieb, das Teſta-ment ein apokryphiſches und untergeſcheb-nes Buch nennt, welches ſeines Helden unwürdig iſt, und nicht den geringſten Glauben verdient. Auberi ſas an der Quelle; er hatte alle Papiere in Händen; es giebt gewis kein ſtärkers Zeugnis, als das ſeinige.

Der gelehrte Abbé Richard, der Ver-faſſer der Miſcellaneen von Vig-neul-Marville, Karl Ancillon, und la Monnoye, dachten eben ſo.

In dem Kapitel, welches den Titel führt gedrukte Lügen, findet man alle die Gründe, warum man glauben mus, daß dieſes politiſche Teſtament das Werk eines Verfälſchers iſt.

In der That, wie ſollte ein ſolcher Miniſter, als der Kardinal Richelieu, dem Könige Ludwig dem XIII. ein ſo wichtiges Legat hinterlaſſen haben, ohne daß ſeine Familie daſſelbe dem Monarchen überreicht, ohne daß man es im Archive niedergelegt, ohne daß man davon geſprochen, und ohne daß man die geringſte Wiſſenſchaft davon bekommen hätte?

Sollte wohl ein Premierminiſter ſeinem Könige einen Verhaltungsplan hinterlaſſen haben, in welchem nicht ein Wort über die Angelegenheiten zu finden wäre, die damals den König und ganz Europa intereſſirten; nichts über das Haus Oeſtreich, mit welchem man im Kriege befangen war; nichts über den Herzog von Weimar; nichts über den damaligen

Zuſtand der Kalviniſten in Frankreich, und nichts über die dem Dauphin zu gebende Erziehung?

Man ſieht augenſcheinlich, daß das Werk, nach dem Münſterſchen Frieden, geſchrieben worden iſt, weil man darin vom gemachten Frieden ſpricht; und der Kardinal war während des Krieges geſtorben.

Wir wollen hier nicht alle ſchon angeführte Gründe wiederholen, welche den Kardinal de Richelieu, wegen der Zurechnung eines ſo elenden Werks, rächen.

Es iſt gut, daß auch die wahrſcheinlichſten Meinungen beſtritten werden; weil man dieſelben alsdann deſto mehr in's Licht ſezt. Alles, was ein ſehr vernünftiger und einſichtsvoller Mann, der ſich vor einigen Jahren gedrungen fühlte, gegen unſre Meinung zu ſchreiben, ſagen konnte, lief da hinaus: Ich glaube, daß der Plan von dem Kardinal herrührt, halt' es aber für möglich,

und ſogar für wahrſcheinlich, daß er das Werk weder geſchrieben, noch in die Feder diktirt hat.

Hat er es weder geſchrieben, noch diktirt, ſo iſt es alſo auch nicht von ihm, und derjenige, der es unterſchrieb, wie der Kardinal de Richelieu niemals zu unterſchreiben pflegte, war alſo nicht anders, als ein Verfälſcher. Mehr wollen wir nicht wiſſen; und nun mag ſich betrügen laſſen, wer Luſt hat.

## Einundzwanzigſte Reflexion.

### Fragen und Unterſuchungen über die Geſchichte.

1. Fängt nicht die Geſchichte jeder Nation mit Fabeln an? Sind nicht Müſſiggang, Aberglaube, oder Eigennuz, die Erfinder dieſer Fabeln?

Alles, was uns Herodot von den erſten Königen von Aegypten und Babylon erzält, was man uns von der Wölfin des

Romulus und Remus vorſagt, was die erſten barbariſchen Schriftſteller unſers Landes vom Pharamund und vom Childerich, und von einer gewiſſen Bazine, der Frau eines gewiſſen Bazin aus Thüringen, und von einem Römiſchen Hauptmann, Namens Aegidius, der zum König von Frankreich erwählt worden, ehe ein Frankreich vorhanden war, und von einem durchgehaunen Schilde, erdichtet haben, wovon man dem Childerich die eine Hälfte zuſchikte, damit er aus Thüringen zurükkäme, ꝛc. ꝛc. ꝛc. ſind das nicht Fabeln, die der Müſſiggang ausgebrütet hat?

Die Fabeln von den Orakeln, von den Weiſſagungen, und von den Wunderwerken, ſind ſie nicht Erdichtungen des Aberglaubens?

Die Fabeln, wie die Schenkung, die Konſtantin dem Pabſt Sylveſter gemacht haben ſoll, die falſchen Dekretalen,

das lezte Geſez im Theodoſiſchen Kodex, ſind ſie nicht vom Eigennuz erzeugt?

II. Man frägt mich, welcher Kaiſer die ſieben Kurfürſten anſezte? Ich antworte, es hat ſie kein Kaiſer angeſezt. Wurden ſie denn von einem Pabſt gemacht? Noch weniger; der Pabſt hatte nicht mehr Recht dazu, als der Dalgilama. Von wem wurden ſie denn eingeſezt? Von ſich ſelber. Sie ſind die ſieben erſten Kaiſerlichen Kronbedienten, die ſich, im dreizehnten Jahrhundert, dieſes von den andern Fürſten vernachläſſigten Rechts bemächtigen; und ſo werden faſt alle Rechte eingeführt; Geſeze und Zeit beſtätigen ſie, bis ſie von andern Geſezen, und von andern Zeiten, abgeändert werden.

III. Man frägt, warum die Kardinäle, welche urſprünglich die erſten Pfarrherren von Rom waren, ſich mit der Zeit für vorneмer hielten, als die Kurfürſten, und alle andre Fürſten, und ſich den Königen gleich ſezten; das heiſſt fragen,

warum die Menſchen anders handeln, als ſie denken.

Ich finde in verſchiednen Geſchichten von Teutſchland, daß der Dauphin von Frankreich, der hernach der König Karl der V. ward, vergeblich nach Mez reiſte, und den Kaiſer Karl'n den IV. um Beiſtand anſprach. Ihm trat der Kardinal d'Alba vor, der Kardinal in Perigord, und ein Afterlehnsmann ſeines Vaters, des Königs, war. Ich ſage Afterlehnsmann, denn die Engländer waren Beſizer von Perigord.

Dieſer Kardinal hatte den Rang vor dem Dauphin, auf dem Reichstage zu Mez, wo der zweite Theil der goldnen Bulle bekannt gemacht ward. Er ſpeiſte allein mit dem Kaiſer, an einer erhöhten Tafel, ob reverentiam pontificis, (aus Ehrfurcht gegen den Pabſt,) wie Tritheim in ſeiner Chronik des Kloſters Hirſau ſagte. Dies beweiſt, daß die Prinzen nicht leicht auſſer ihren Staaten reiſen

müſſen, und daß ein Kardinal Legat des Pabſtes damals wenigſtens die dritte Perſon in der Welt war, und ſich für die zweite hielt.

IV. Man hat viel über das Saliſche Geſez, über die Pairſchaft, und über die Rechte des Parlaments geſchrieben; und man ſchreibt noch alle Tage fort. Dies iſt ein Beweis, daß dergleichen Urſprünge ſehr dunkel ſind, wie alle Urſprünge überhaupt. Gewohnheit gilt für alles, und Gewalt ändert zuweilen die Gewohnheiten.

Ein jeder führt ſeine alte Prärogativen, wie geheiligte Rechte, an. Wenn aber heut zu Tage das Chatelet, oder Hofgericht zu Paris einen Pedell der Univerſität, welcher Straſſenräuberei getrieben hätte, aufhängen lieſſe, würde dieſe Univerſität gut ankommen, wenn ſie verlangte, der Oberrichter des Chatelets ſollte ſelbſt den Körper ihres Pedells ausgraben, und beiden Körpern, nemlich dem Körper des Pedells, und dem Korpus der Uni-

verſität, Abbitte thun, den erſten auf den Mund küſſen, und dem andern eine Geldſtrafe erlegen, wie ſich das alles, zu Karl's des VI. Zeiten, im Jahre 1408 zutrug?

Würde ſie auch befugt ſein, den Poliࡱceilieutenant zu greifen, ihm die Hoſen abziehn, und ihn, in der öffentlichen Schule, in Gegenwart aller Schüler, auf den bloſſen Hintern peitſchen zu laſſen, wie ſie bei Philipp Auguſt darum anhielt?

V. Zu welcher Zeit fing das Pariſer Parlament an, von den Finanzen des Königs Notiz zu nemen, welches Geſchäft ehmals der Rechenkammer ganz allein oblag? In welchem Jahre hörten die Barone, welche in dem Pariſer Parlamente das Recht ſprachen, auf, den Sizungen deſſelben beizuwohnen, und überlieſſen ihren Plaz den Rechtsgelehrten?

VI. Kommen nicht alle Gewohnheiten Frankreichs urſprünglich aus Italien und Teutſchland her? Um bei der Salbung

der Könige von Frankreich anzufangen, iſt ſie nicht augenſcheinlich eine Nachahmung der Salbung der Longobardiſchen Könige?

VII. Giebt es in Frankreich einen einzigen kirchlichen Gebrauch, der nicht aus Italien gekommen wäre? Und die Lehnsgeſeze, ſind ſie nicht von den mitternächtigen Völkern mitgebracht worden, welche Gallien und Italien unterjochten? Man behauptet, das Narrenfeſt, das Eſelsfeſt, und alle dergleichen ſinnreiche Erfindungen, wären Franzöſiſchen Urſprungs; aber das ſind ja keine kirchliche Gebräuche; das ſind nur Misbräuche in einigen Kirchen; und überdies ſtammt das Eſelsfeſt urſprünglich aus Verona her, wo man den Eſel aufbewahrte, der von Jeruſalem dahin gekommen war, und ihm zu Ehren ein Feſt anordnete.

VIII. Iſt nicht jede Betriebſamkeit, jeder Kunſtfleis, in Frankreich ſehr ſpät erwacht? und von den Spielkarten an,

die anerkannt Spaniſchen Urſprungs ſind, wie die Wörter Spadille, Manille, und Codille beweiſen, bis zu dem Proportionalkompas und zur Luftpumpe hinauf, iſt eine einzige Kunſt namhaft zu machen, die nicht dieſem Lande fremd wäre? Die Künſte, die Gewohnheiten, die Meinungen, und die Gebräuche, haben ſie nicht ihre richtige Reiſe um die Welt gemacht?

# Zuſäze.

(Th. I. S. 56. nach den Worten: **verſchiedne Menſchengattungen dicht neben einander.**)

Vorausgeſezt, daß die Esquimaux wirklich Bärte haben: neuere Reiſende aber behaupten, die Esquimaux wären unbärtig, und wir hätten ihre ſchmuzige Haare für Bart gehalten. Wem ſoll man nun glauben? *)

U 2

*) Es ſcheint in Amerika in der That eine kleine Völkerſchaft bärtiger Menſchen vorhanden zu ſein. Aber die Isländer hatten lange vor **Chriſtoph Kolombo** Schiffahrt nach Amerika getrieben, und es iſt möglich, daß dieſe bärtige Menſchen ein Ueberbleibſel von dieſen Europäiſchen Seefahrern ſind.

**Carver**, der in den Jahren 1766, 1767, und 1768. in Nordamerika herumgereiſet iſt, behauptet in ſeinem, im Jahre 1778 gedrukten, Werk, daß die wilden Amerikaner nur darum unbärtig ſind, weil ſie ſich die Barthaare ausrupfen. S. *Carver's Travel*, p. 224. Der Verfaſſer ſpricht als **Augenzeuge**.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 70. Nach den Worten: und im Jänner niemals, regnet.)

*) Die Aequinoktialpunkte treffen, nach und nach, mit allen Stellen des Thierkreiſes zuſammen, und ihr ganzer Umlauf endigt ſich in 26000 Jahren. Es iſt ausgemacht, daß dieſe Punkte ſich in der Waage, oder in den Zwillingen, befanden, zu der Zeit, da man den Zeichen ihre Namen gab. In der That ſind dieſe die einzigen, welche ein Sinnbild von der Gleichheit der Tage und der Nächte geben.

Wenn man aber vorausſezt, daß die Aequinoktialpunkte in eines dieſer Sternbilder treffen, ſo bleiben vier Kombinationen übrig, die alle in gleicher Maaſſe möglich ſind, weil man die Frühlingstagundnachtgleiche, und die Herbſttagundnachtgleiche, eine wie die andre, in dem Zeichen der Waage, oder in dem Zeichen der Zwillinge, annemen kann.

Wenn wir vorausſezen:

I.) Daß die Frühlingstagundnachtgleiche in der Waage iſt, ſo fällt die Sommerwende in den Steinbok, die Winterſonnenwende in den Krebs, und die Herbſttagundnachtgleiche in den Widder.

II.) Sezen wir voraus, daß die Herbſttagund-nachtgleiche in der Waage iſt, ſo fällt die Sommerſonnenwende in den Krebs, die Winterſonnenwende in den Steinbok, und die Frühlingstagundnachtgleiche in den Widder.

III.) Sezen wir die Frühlingstagundnachtgleiche in den Zwillingen voraus, ſo fällt die Sommerſonnenwende in die Jungfrau, die Winterſonnenwende in die Fiſche, und die Herbſttagundnachtgleiche in den Schüzen.

IV. Sezen wir endlich die Herbſttagundnachtgleiche in den Zwillingen voraus, ſo mus die Sommerſonnenwende in die Fiſche, die Winterſonnenwende in die Jungfrau, und die Frühlingstagundnachtgleiche in den Schüzen fallen.

Unterſuchen wir hernach dieſe vier Vorausſezungen, ſo werden wir gleich viel Wahrſcheinlichkeit für die erſten beiden gewahr werden. Denn wirklich haben, in dieſen beiden Hypotheſen, die Sonnenwenden zu ihren Zeichen den Steinbok und den Krebs, alſo ein Thier, das in die Höhe klettert, und eins, welches rükwärts geht; natürliche Sinnbilder der anſcheinenden Bewegung

der Sonne; und die beiden lezten Hypotheſen haben dieſen Vortheil nicht.

Fahren wir nun weiter fort, und verglei-chen die beiden erſten gegen einander, ſo wird es uns weit natürlicher vorkommen, die Waage für das Frühlingszeichen anzunemem

I.) Weil das Zeichen dieſer Tagundnachtglei-che, die überall als die erſte des Jahres be-trachtet wird, das Sinnbild der Gleichheit, vorzüglich vor andern, an ſich getragen ha-ben mus;

II.) Weil der Steinbok, als ein Thier, das die höchſten Gipfel ſucht, ein natürliches Zeichen des Monats zu ſein ſcheint, wo die Sonne am höchſten ſteht, und der Krebs, ob er gleich als ein Sinnbild beider Son-nenwenden betrachtet werden kann, doch noch geſchikter ſcheint, die Winterſonnen-wende zu bezeichnen.

Wenn wir nun der erſten Hypotheſe den Vor-zug geben, ſo triſt der Steinbok mit dem Juli überein; die Monate Auguſt und September, als die Zeit, da der Nil überſtrömt, kommen mit dem Waſſermann und den Fiſchen, als Waſſer-bildern, überein; der Nil tritt im Oktober wie-der zurük, deſſen Zeichen der Widder iſt, weil

alsdann die Heerden ausgetrieben zu werden pfle-
gen; das Land wird im November, unter dem Zeichen des Stiers, bearbeitet, und man ärntet im März, unter dem Zeichen der Schnitterinn.

Um alſo die Benennungen der zwölf Zeichen des Thierkreiſes mit dem Himmelsſtriche von Aegypten übereinſtimmen zu machen, darf man nur annemen, daß ihnen dieſe Namen beigelegt worden, als ſich die Frühlingstagundnachtgleiche in der Waage befand, das heiſſt, man braucht nur die Erfindung der Sternkunde um dreizehntauſend Jahre weiter hinausrükken.

Dies Lehrgebäude, das natürlichſte von allen bisher erſonnenen, das Einzige, welches mit den Denkmälern übereinſtimmt, und die aſtronomiſchen Tabellen am ungezwungenſten erklärt, haben wir dem Herrn D. P. zu verdanken.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 77. Nach den Worten: Den Fremden Preis zu geben.)

*) Sehr gründliche Gelehrte haben behauptet, der Handel wäre zwar im Tempel geſchloſſen, aber nur auſſer demſelben vollzogen worden. Strabo ſagt ausdrüklich, daß die Frau, nachdem ſie ſich dem Fremden, auſſerhalb des

Tempels, Preis gegeben, wieder nach Hauſe ging. Wo ward denn alſo dieſe religiöſe Ceremonie vollzogen? Es geſchah weder bei der Frau, noch bei dem Fremden, noch an einem ungeweihten, oder profanen, Ort, wo der Mann, und vielleicht auch ein Liebhaber der Frau, welche ſo unglüklich waren, Philoſophen zu ſein, und in die Babyloniſche Religion einigen Zweifel zu ſezen, dieſe Andachtsübung hätten unterbrechen können. Es geſchah alſo in einem, dem Tempel benachbarten, zu dieſem Gebrauch beſtimmten, und der Göttin geweihten Ort. War es nicht in der Kirche, ſo war es wenigſtens in der Sakriſtei.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 97. Rom und Griechenland jemals geweſen ſind.)

Noch bewundernswürdiger iſt es, daß, im Jahr 1770., als zu der Zeit, da wir dieſes ſchreiben, Katharina die *II.* die vor ihren Heeren fliehenden Türken in Europa und Aſien verfolgt, und ſie in Konſtantinopel ſelbſt zittern macht.

Ihre Soldaten ſind eben ſo fürchterlich, als ihr Hof verfeinert iſt; und der Ausgang dieſes groſſen Krieges mag ſein, welcher er will, ſo mus

die Nachwelt die Nordiſche Tomyris bewundern. Sie iſt es wehrt, den Erdboden an der Türkiſchen Tyrannei zu rächen.

(Th. I. S. 138. Nach den Worten: den Namen Kolchis führten.)

*) Wir haben dieſe Geſchichte des Seſoſtris auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe erklären gehört, und zwar ſo, daß man ſie als eine Allegorie betrachtete. Nach derſelben iſt Seſoſtris die Sonne, welche, an der Spize des himmliſchen Heeres auszeucht, um die Erde zu erobern. Die mit ihr in Einem Tage gebornen ſiebzehnhundert Kinder ſind die Sterne; denn dieſe Sternenzahl konnte ungefähr den Aegyptern bekannt ſein. Indeſſen mag dieſe Fabel eine aſtronomiſche Allegorie, oder ein ganz nichts bedeutendes Märchen ſein; ſo bleibt es immer gleich lächerlich, es wie Geſchichte zu betrachten.

A. der Rehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 139. Nach den Worten: civiliſirten Nationen annamen.)

*) Es kann eine Aegyptiſche Kolonie an den Küſten des ſchwarzen Meeres vorhanden geweſen ſein, ohne daß Seſoſtris, mit ſechsmalhun-

hertkauſend Mann aus Aegypten gezogen, um die ganze Welt zu erobern. Herodot konnte ja wohl ein fabelhafter Geſchichtſchreiber und ein ſchlechter Logiker zugleich ſein.

A. der Rehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 170 Nach den Worten: vor unſrer Zeitrechnung.)

An dieſer Stelle der Arundelſchen Marmortafeln, iſt das Datum verloſchen. Aber ſie ſprechen von Minos, als einer wirklichen Perſon, und die Stelle, wo ſich die Verſtümmelung findet, iſt hinlänglich, um ungefähr den Zeitpunkt ſeiner Geburt, oder ſeiner Regierung zu beſtimmen.

A. der Rehlſchen Herausgeber.

(Ebendaſelbſt. Nach den Worten: übrigen Nationen anerkannten.)

*) Was auch die Kunſtrichter unſers Verfaſſers dagegen einwenden, ſo war dieſer Joſeph doch ein Betrüger, der eben ſo wenig an Moſe'n glaubte, als an den Minos. Sein ganzes Schlusgebäude läuft darauf hinaus: Ihr betrachtet den Minos als einen Helden, ob er ſich

gleich für inſpirirt ausgab; warum laſſt Ihr Moſen nicht gleiche Nachſicht widerfahren?

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 177. Nach den Worten: allen Religionen vollkommne Freiheit.)

*) Die Prieſter verhezten das Atheniſche Volk, mehr als Einmal, gegen die Philoſophen; aber dieſe Näſerei ward nur dem Sokrates verderblich. Aber die Reue folgte dem Verbrechen auf dem Fuſſe, und ſeine Ankläger wurden beſtraft. Man kann alſo mit Recht behaupten, daß die Griechen tolerant waren, beſonders, wenn man ſie mit uns vergleicht, die wir, durch ausgeſuchte, von feſtſtehenden Geſezen vorgeſchriebne Todesarten, dem Aberglauben die Opfer bei Tauſenden geſchlachtet haben; mit uns, deren heimtükkiſche, menſchenfeindliche Wut vierzehn Jahrhunderte ununterbrochen fortgedauert hat; mit uns endlich, bei denen die Aufklärung mehr Stillſtand, als Ausrottung des Fanatismus bewirkt hat, der ſich noch immer Opfer ſchlachtet, und deſſen Anhänger noch immer Lobredner beſolden, um die alte Wut deſſelben zu rechtfertigen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 238. fallen die Worte: Verſchiedne Gelehrte — — — — jezt nicht die Rede weg, und iſt dafür zu leſen:)

Aber die Vulgata allein hat Python; im Hebräiſchen Text ſteht das Wort Ob, welches die Siebzig durch Bauchrede überſezt haben.*)

(Th. I. S. 248. Nach den Worten: Agag in Stükken zerhauen.)

*) Einige Kunſtrichter haben behauptet, es wäre nicht ausgemacht, daß Samuel Prieſter war. Aber, wenn er nicht Prieſter war, wie hätte er ſich das Recht anmaaſſen können, Saul und David zu ſalben? Wenn er nicht als Prieſter den Agag opferte, ſo that er es alſo als Meuchelmörder, oder als Henker. War Samuel nicht Prieſter, wo bleibt

*) Der Verfaſſer war zu ſittſam, um hier zu erklären, durch welchen Theil des Leibes dieſe Zauberin redete. Es war der nemliche, durch welchen die Delphiſche Pythoniſſe den Geiſt Gottes empfing; und dies iſt die Urſach, warum die Vulgata das Wort Ob durch Python überſezt hat; ſie wollte nemlich der Sittſamkeit der Leſer ſchonen, welche eine buchſtäbliche Ueberſezung hätte beleidigen können. A. der Kehlſchen Herausgeber.

alsdann die Autorität ſeines Beiſpiels, worauf ſich die Theologen ſo oft berufen, um zu beweiſen, daß die Prieſter das Recht haben, nicht allein die Könige zu ſalben, ſondern auch andre zu ſalben, wenn die zuerſt geſalbten ihnen nicht mehr anſtehn, und ſogar die unbiegſamen Könige ſo zu behandeln, wie der ſanftmütige Samuel den gottloſen Agág behandelt hat.

A. der Kehlſchen Herausgabe.

(Ebendaſelbſt nach den Worten: zweiunddreiſſig geopfert wurden.)

*) Man hat behauptet, daß dieſe zweiunddreiſſig Jungfrauen blos zum Dienſt der Stiftshütte wären gewidmet worden; wenn man aber das vierte Buch Moſis, wo dieſe Geſchichte erzält wird, mit Aufmerkſamkeit lieſt, ſo wird man ſehn, daß die Meinung unſers Verfaſſers die natürlichſte iſt.

Die Iſraeliten hatten alle Mannsbilder niedergemacht, welche die Waffen tragen konnten, und nur die Weiber und die Kinder leben laſſen. Moſes macht ihnen darüber die heftigſten Vorwürfe. Mit kaltem Blute befielt er ihnen, mehrere Tage nach der Schlacht, auch die männli-

chen Kinder, und alle Weibsbilder, die nicht Jungfrauen waren, niederzuhauen.

Nachdem er dieſen Mord anbefolen hat, ſchreibt er den Mördern auch die Art und Weiſe vor, wie ſie ſich reinigen ſollen. Nur das hat er vergeſſen, uns zu belehren, wie es die Juden anfingen, die Jungfrauen von den Mädchen zu unterſchieden, die es nicht mehr waren. Man tritt alſo der Denkungsart dieſes Moſes offenbar nicht zu nahe, wenn man glaubt, daß er, der vierzigtauſend, theils männliche Kinder, theils Weiber, erwürgen lies, auch kein Bedenken getragen, zweiunddreiſſig Mädchen opfern zu laſſen.

Wie kann man ſich einfallen laſſen, daß die Juden zweiunddreiſſig fremde abgöttiſche Jungfrauen, dem Dienſte der Stiftshütte gewidmet haben? Ueberdies war das Antheil der Prieſter ſchon beſonders feſtgeſezt worden, und die würden ſich auch mit zweiunddreiſſig Jungfrauen nicht begnügt haben. Man ſehe den Aufſaz, der den Titel führt: Ein Chriſt gegen ſechs Juden, im dritten Theile der theologiſchen Schriften unſers Verfaſſers.

(Th. I. S. 259. Nach den Worten: Kirchen eingeſchlichen hat.)

*) Pauſanias ſagt nicht ausdrüklich, daß die Rutenſtreiche blos für die Eingeweihten waren. Aber es wäre doch ein luſtiger Einfall, zu glauben, daß die Atheniſchen Prieſter das Recht gehabt hätten, einen jeden, der ihnen begegnete, mit Ruten zu peitſchen. Bei Initiirten und Betſchweſtern mochte das wohl hingehn.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 290. Nach den Worten: gegen alle andre Nationen.)

*) Folgendes findet man in einer Antwort an den Biſchof Warburton, welcher, um den Has der Juden gegen andre Nationen zu rechtfertigen, gegen verſchiedne Franzöſiſche Schriftſteller mit vielem Has und Schmähworten ſchrieb:

"Wir kommen nunmehr zu dem eingewurzelten Has, den die Iſraeliten gegen alle „andre Nationen gefaſſt hatten. Man ſage „mir doch, ob man Väter und Mütter, Söhne und Töchter, Säuglinge an der Bruſt, „und ſogar Thiere, ohne Has um's Leben

„bringt? Wenn ein Menſch ſeine von Galle
„und Tinte trieſende Hände in Blut ge-
„taucht hätte, würd' er unverſchämt genug
„ſein, zu ſagen, er habe, ohne Zorn und
„ohne Has, gemordet? Man leſe noch ein-
„mal alle Stellen, wo den Juden gebo-
„ten worden, keine einzige Seele leben zu
„laſſen, wird man noch behaupten, daß ih-
„nen nicht erlaubt war, zu haſſen? Das
„hieſſe ſich einen Wuchrer denken, der das
„Zählen nicht verſteht.

„Wie! wenn man befielt, daß man nicht
„aus einer Schüſſel eſſen ſoll, deren ſich ein
„Fremder bedient hat, heiſſt das nicht Has
„und Abſcheu für die Fremden anbefelen?
„Die Juden, wirſt man ein, haſſten nur
„den Gözendienſt; nicht die Gözendiener.
„Ein luſtiger Unterſchied!

„Eines Tages begegnete ein Tiger, der
„ſich an Raub und Mord geſättigt hatte,
„einigen Schafen, welche die Flucht namen.
„Er holte ſie ein, und ſagte: Kinder, Ihr
„glaubt, daß ich Euch nicht liebe; aber Ihr
„habt Unrecht. Euer Blöken haſſe ich;
„aber an Euern Perſonen finde ich viel Ge-
„ſchmak, und ich liebe Euch ſo ſehr, daß

„ich nur Ein Fleiſch mit Euch ausmachen
„will. Ich vereinige mich Euch durch Fleiſch
„und Blut; dieſes trink ich, und jenes eſſ'
„ich, um Euch mir gänzlich einzuverleiben.
„Sprecht, ob man inniger lieben kann?“

A. des Verf.

(Th. I. S. 327. Nach den Worten: noch Beſeſſne mehr.)

*) Unſer Verfaſſer erzeigt unſerm Jahrhundert zu viel Ehre. Wir haben noch immer Beſeſſne, nicht nur zu Beſançon, wo der Teufel ſie alle Jahre hinführt, um das Vergnügen zu haben, ſich von der Gegenwart des heiligen Schweistuchs austreiben zu laſſen, ſondern auch in Paris ſelbſt. In der Charwoche ſpielt man, zur Nachtzeit, in der Kirche zur heiligen Kapelle, ein religiöſes Poſſenſpiel, wo Beſeſſne, bei Erblikkung eines angeblichen Stüks vom wahren Kreuz, in gichtriſche Verzukkungen fallen.

Es läſſt ſich nicht leicht ein unanſtändigers und ekelhafters Schauſpiel erdenken; aber man würde auch ſchwerlich eins ausfündig machen können, welches beſſer bewieſe, wie tief der Aberglaube das menſchliche Geſchlecht herabwürdigen

kann, und hauptſächlich, bis zu welchem Grad die Liebe zum Gelde, und die Sucht, über den Pöbel zu herrſchen, die Prieſter gegen alle Schande abhärten, und ſie beſtimmen kann, ſich der allgemeinen Verachtung Preis zu geben.

Es iſt zum Erſtaunen, daß die Häupter der Kleriſei und die Vornemſten der Obrigkeit es nicht der Mühe wert halten, ſich zu vereinigen, um dieſes Skandal abzuſchaffen, welches die Kirche Jeſu Chriſti, und den Tempel der Gerechtigkeit, in gleichem Maaſſe beſudelt.

Im Jahre 1777 benuzte einer dieſer angeblich Beſeſſnen ſeinen Zuſtand, um alle mögliche Gottesläſterungen, in Gegenwart des verſammelten Volks, auszuſtoſſen. Ein vernünftiger Menſch, der eben ſo frei geſprochen hätte, wäre lebendig verbrannt werden. Der Beſeſſne kam mit einer doppelten Ladung Weihwaſſer davon. Das folgende Jahr fanden ſich luſtige Geſellſchaften haufenweiſe ein, in der Hofnung, Gotteslaſterungen zu hören; aber die Polizei hatte dem Teufel befolen, zu ſchweigen, und der Teufel gehorchte.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. I. S. 436. Z. 1.)

*) Man hat nur Mutmaaſſungen, die noch dazu ungewis ſind, über das, was die Griechen, an aſtronomiſchen oder geometriſchen Kenntniſſen, entweder den Morgenländern, oder den Aegyptern zu danken haben. Uns fehlen nicht allein die Schriften des Pythagoras, oder des Thales, ſondern es ſind auch die mathematiſchen Werke des Plato, und ſelbſt ſeiner erſten Schüler, nicht bis auf uns gekommen.

Euklid, der älteſte Schriftſteller dieſer Art, deſſen Werke wir beſizen, iſt ungefähr dreihundert Jahre jünger, als die Zeit, da die Griechiſchen Philoſophen, auſſerhalb ihres Landes, die Wiſſenſchaften ſtudirten. Damals war es nicht mehr Aegypten, welches Griechenland unterrichtete, ſondern Griechenland war's, welches in der neuen Hauptſtadt Aegypten's eine Griechiſche Schule ſtiftete. Wir müſſen bemerken, daß zwiſchen der Zeit des Pythagoras, der die ſo berühmte Eigenſchaft des rechtwinklichten Dreieks entdekte, und zwiſchen dem Archimed, nur ungefähr drei Jahrhunderte verfloſſen waren. In dieſer Zwiſchenzeit hatten die Griechen erſtaunliche Fortſchritte in der Geometrie gemacht;

unterdeſſen daß die Indier und die Chineſen noch auf dem Punkte ſtehn, wo ſie vor zweitauſend Jahren ſtanden.

Sobald es alſo auf Entdekkungen ankommt, und dieſe nur einigermaaſſen ſtreitig ſind, ſo mus die Wahrſcheinlichkeit, unſers Bedünkens, immer auf der Seite der Griechen ſein.

Man wirft ihnen, und zwar mit Grunde, ihre Nationaleitelkeit vor; aber ſie waren auch ihren Nachbaren, ja ſogar allen andern Menſchen, wenn man die Europäer der beiden lezten Jahrhunderte davon ausnimmt, ſo ſehr überlegen, daß Nationalſtolz niemals verzeihlicher war.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 42. Nach den Worten: Erzeugniſſen abzugeben.)

Man ſieht deutlich, daß alle Religionen alle ihre Lehrſäze, und alle ihre Gebräuche, eine von der andern, entlehnt haben.

(Th. II. S. 46. Nach den Worten: die unduldſamſte von allen.)

*) Man ſehe in dem philoſophiſchen Diktionär unſers Verfaſſers, alle Artikel, betreffend die Albigenſer, die Waldenſer, die Huſſiten,

Merindol, Cabrieres, das Blutbad von Vaſſi, die Bartholomäusnacht, die Blutbäder in Ireland, und die zwölf Millionen Menſchen, die in Amerika, im Namen Jeſu Chriſti, und der heiligen Jungfrau, ſeiner Mutter, ſind niedergemezelt worden.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 71. Nach den Worten: und keinen König hatte.)

*) Man legt dieſem angeblichen Könige den eignen Namen Abgar bei, und läſſt den Brief anfangen: Der König Abgar an Jeſus; und Abgar war ein Ehrentitel für alle Fürſten dieſes kleinen Landes.

A. des Verfaſſers.

(Th. II. S. 80. Nach den Worten: glaubwürdige Akten einverleibt hat.)

*) Der Biſchof Le Franc von Puy-en-Velay übernimmt, in einem, an die Einwohner dieſes Landes gerichteten, Hirtenbriefe, die Vertheidigung aller dieſer, der Vernunft und der wahren Frömmigkeit zugefügten, lächerlichen Beſchimpfungen. Warum ſagt er nicht auch, daß die Vorhaut von dem männlichen Gliede

Jeſu Chriſti, die zu Puy ſ en ſ Velay ſorgſältig aufbewahrt wird, und eine alte Bildſäule der Iſis, die man daſelbſt für ein Bild der heiligen Jungfrau annimmt, glaubwürdige Stükke ſind? Welche ehrloſe Niederträchtigkeit, immer die Menſchen betrügen zu wollen! Welche Dummheit, zu glauben, daß man ſie, noch jezt, betrügen kann!

A. des Verf.

(Th. 11. S. 89. Statt der Worte: aber in welchem hohen Anſehn — — — — — — und anderwärts beſtraft, wird Folgendes eingeſchaltet:)

Aber dieſe Urkunde iſt eben ſo ſelten, als merkwürdig. Es wird nicht undienlich ſein, ſie hier einzurükken, um das Uebermaas, beides der abgeſchmakten Unverſchämtheit derjenigen, welche über Völker herrſchten, und der blödſinnigen Schwachheit der Beherrſchten, kenntlich zu machen. So ſpricht Konſtantin:

"Wir, nebſt unſern Satrapen,
"und dem ganzen Senat, und dem
"dem glorreichen Kaiſerthum un-
"terworfnen Volk, haben für dien-
"lich erachtet, dem Nachfolger des

"Fürſten unter den Apoſteln eine
"gröſſre Gewalt beizulegen, als
"unſre Hoheit und Gnade ſelbſt
"auf Erden beſizt. Wir haben be-
"ſchloſſen, der hochheiligen Römi-
"ſchen Kirche mehr Ehre erzeigen
"zu laſſen, als unſrer Kaiſerlichen
"Gewalt, welche nur von dieſer
"Welt iſt, und legen dem geheilig-
"ten Size des ſeligen Petrus alle
"Kaiſerliche Ehre, Würde, und Ge-
"walt, bei. Wir beſizen die preis-
"würdigen Leichname des heiligen
"Petrus und des heiligen Paulus,
"und haben dieſelben, mit allen
"Ehrenbezeigungen, in Kiſten von
"Ambra niederlegen laſſen, welche
"die Gewalt der vier Elemente
"nicht zerſtören kann. Wir haben
"verſchiedne groſſe Beſizungen in
"Judäa, in Griechenland, in Aſien,
"in Afrika, und in Italien ange-
„wieſen, um davon die Unkoſten
„ihrer Beleuchtung mit Wachsker-
„zen zu beſtreiten. Schenken über-
„dies noch dem Sylveſter, und ſeinen

„Nachfolgern, unſern Pallaſt im „Lateran, welcher ſchöner iſt, als „alle andre Palläſte dieſer Welt.

„Wir geben ihm auch unſern „Hauptſchmuk, unſre Krone, un„ſre Biſchofsmüze, alle Kaiſerliche „Kleidungsſtükke, die wir tragen, „und übergeben demſelben die „Kaiſerliche Würde, und die Be„felshaberſchaft über die Reiterei. „Auch wollen wir, daß die ehrwür„digen geiſtlichen Räte der Hoch„heiligen Römiſchen Kirche ſich „aller Rechte des Senats erfreuen „ſollen. Wir ernennen ſie alle zu „Patriciern und Konſuln. Wir „wollen, daß ihre Pferde beſtändig „weiſſes Geſchirr tragen, und daß „unſere vornemſte Kronbediente „dieſe Pferde am Zügel führen ſol„len, wie wir ſelbſt das Pferd des „heiligen Pabſtes am Zügel ge„führt haben.

„Auch ſchenken wir, ohne Ein„ſchränkung, dem heiligen Pabſt „die Stadt Rom, und alle weſtli-

„che Städte Italien's, wie auch die „andern weſtlichen Städte der „übrigen Länder. Wir machen dem „heiligen Vater Plaz, begeben uns „der Herrſchaft über alle dieſe Pro„vinzen, ziehn uns von Rom zurük, „und verlegen den Siz unſers „Reichs in die Provinz von By„zanz; weil es ſich nicht geziemt, „daß ein irdiſcher Kaiſer die minde„ſte Gewalt an ſolchen Oertern ha„be, wo Gott das Oberhaupt der „Chriſtlichen Religion hingeſezt „hat.

„Wir wollen, daß dieſe unſre „Schenkung, bis an das Ende der „Welt, feſt und unverbrüchlich ge„halten werde. Sollte jemand un„ſrer Verfügung ungehorſam „ſein, ſo wollen wir, daß derſelbe „ewiglich verdammt werde, und „daß die Apoſtel Peter und Paul ihm, „in dieſem und in jenem Leben, zu„wider ſein mögen, und daß er mit „dem Teufel in die unterſte Hölle

„geſtürzt werde. Gegeben unter „dem Konſulate des Konſtantin und „des Gallicanus.“ *)

Wird man einſt glauben, daß ein ſo lächerlicher, eines Gille, eines Pierrot, oder eines Nonotte, höchſtwürdiger, Betrug, mehrere Jahrhunderte hindurch, für Wahrheit angenommen worden iſt?

(Th. II. S. 118. Nach den Worten: Theil haben werdet am Paradieſe.)

*) Wie kann man ſo viel Argliſt und ſo viel Dummheit zuſammen reimen? Allein die Menſchen ſind von jeher Betrüger geweſen, und damals waren ſie Betrüger und ungeſchlifne Dummköpfe zugleich.

A. des Verf.

(Th. II. S. 122. Nach den Worten: Die Lateiner knieend beteten.)

*) Die Gewohnheit, in den Tempeln knieend zu beten, ward nach und nach mit der Meinung von der wirklichen Gegenwart eingeführt;

*) Man ſehe das unter dem Titel Decretum Gratiani bekannte Werk, wo dieſer Aufſaz eingerükt iſt. Dieſes Dekret iſt eine Kompilation, die einen Benediktiner des zwölften Jahrhunderts, Namens Gratian, zum Verfaſſer hat.

ſie muſſte folglich ihren Anfang im Occident nemen, wo dieſe Meinung entſtanden zu ſein ſcheint. Nachdem ſie eine fromme Grille ſchwärmriſcher Andächtlinge geweſen war, ward dieſe Meinung, um das funfzehnte Jahrhundert, der allgemeine Glaube des Volks, und eines groſſen Theils der Theologen, endlich aber gar ein Lehrſaz der Römiſchen Kirche zu den Zeiten der Kirchenverſamlung zu Trient. Die Lyonner Kirche hatte, bis auf dieſe lezte Jahre, den alten Gebrauch beibehalten, der Meſſe ſtehend beizuwohnen, ohne zu wiſſen, daß dieſer Gebrauch einen immerwährenden Beweis abgab, daß die Lehre von der wirklichen Gegenwart eine neue Lehre war.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 104. Nach den Worten: Eroberungen ähnlich waren.)

Er führte ein Gericht ein, das noch viel abſcheulicher war, als hernach die Inquiſition, nemlich das Vehmgericht oder das Weſtphäliſche Gericht, welches lange Zeit ſeinen Siz in dem Flekken Dortmund hatte. Die Richter verfügten Todesſtrafe, auf heimliche Angebungen, ohne die Beklagten vorzufordern. Man gab z. B. einen Sachſen an, der einiges Vieh

beſas, daß er die Faſten nicht gehalten hätte; die Richter verurtheilten ihn; man ſchikte Meuchelmörder, die ihn hinrichteten, und ſeine Kühe wegnamen.

Bald erſtrekte dieſes Gericht ſeine Gewalt über ganz Teutſchland. Man hat kein Beiſpiel von einer ſolchen Tirannei, und ſie ward noch dazu über freie Völker ausgeübt.

Daniel ſagt kein Wort von dieſem Vehmgericht, und Veli, der deſſen trokne Geſchichte geſchrieben, hat von dieſer öffentlichen Thatſache nichts gewuſſt. Er nennt Karl'n den Groſſen einen religiöſen Monarchen, die Zierde der Menſchheit. So wird bei uns die Geſchichte von Verfaſſern behandelt, die von Buchführern gedungen ſind. *)

*) Man kann in den Kapitularien das Geſez leſen, worinn Karl Todesſtrafe über die Sachſen verhängt, die ſich verſtekken, um ſich nicht taufen zu laſſen, und die in der Faſten Fleiſch eſſen. Unwiſſende Fanatiker haben das Daſein dieſes Geſezes geläugnet; Fleury aber iſt ſo ehrlich geweſen, es anzuführen. Was das von Karl'n dem Groſſen errichteten, und von Maximilian abgeſchaften, Vehmgericht anlangt, ſo kann man darüber den Artikel Tribunal ſecret de Weſtphalie, Encyclopédie T. XVI., zu Rate ziehn. Man hat daſelbſt ſorgfältig die Geſchichtſchreiber und Teutſchen

(Th. II. S. 183. Nach den Worten: in Sicilien wieder zu haben.)

*) Dieſer ganze Theil der Päbſtlichen Briefe ward auf der Kirchenverſammlung nicht einmal abgeleſen, um die Kaiſerin Irene, und den Taraiſus, zu ſchonen. Unſer Verfaſſer hat das Anſtöſſige in dem mehr ſtaatsklugen als religiöſen Betragen des Pabſtes Hadrian ſehr gemildert. Man ſehe Fleury'n, und die Originalurkunden dieſer barbariſchen Zeiten, welche von den Gelehrten der lezten Jahrhunderte geſammelt worden.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 269. Nach den Worten: Abſezung Ludwig's des Schwachen.)

*) Dies iſt der erſte König, welcher ſeine Rechte dadurch zu verſtärken glaubte, daß er ſich ſalben lies, und er war der erſte, den die Prieſter vom Thron ſtieſſen. Da er, als Büſſender und als Mönch, gezwungen war, die Regierung fahren zu laſſen, wählte er ſich einen Nachfolger, der eine Kirchenverſammlung in Toledo zuſam-

Publiciſten angeführt, die von dieſer frommen Stiftung des heiligen Karl's des Groſſen gehandelt haben.

menbrief. Dieſe beſtand, wie alle, die damals in Spanien und Gallien gehalten wurden, aus einer groſſen Menge von Biſchöfen, und etlichen weltlichen Herren, entband die Unterthanen des Vamba von ihrem demſelben geleiſteten Eid der Treue, und verdammte alles, was nicht den neuen König anerkennen würde, der ſich wohl hütete, ſich ſalben zu laſſen. Das Abenteuer des Vamba ſchrekte die Könige von Spanien von dieſer Ceremonie ab.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 274. Nach den Worten: mannbare Mädchen dar.)

Dieſer Gebrauch iſt von undenklichen Zeiten her. In einem der alten Jüdiſchen Bücher, das im Griechiſchen Exodos heiſſt, (das 2. Buch Moſe,) wird erzält, daß ein gewiſſer Eleazar in der abſcheulichen Wüſte Midian zweiunddreiſſigtauſend Jungfrauen aufgrif. Von dieſen zweiunddreiſſigtauſend Jungfrauen wurden nur zweiunddreiſſig dem Gott Eleazar's geopfert; die übrigen wurden den Prieſtern und Soldaten Preis gegeben, um die Bevölkerung zu befördern.

(Th. II. S 402. Nach den Worten: Gewohnheit gänzlich abſchaffen wird.)

*) Ludwig der XVI. hat ſich nicht allein ſalben laſſen, welches, in unſerm Jahrhunderte, keinen andern Nuzen haben konnte, als daß es die Herrſchaft des Aberglaubens unter dem Pöbel etwas verlängerte, und den Hoflieferanten groſſen Verdienſt verſchafte; ſondern er hat ſogar auch, der hergebrachten Gewohnheit gemäs, Kröpfe angerührt.

Ludwig der XV. hatte, bei ſeiner Salbung dieſe Auswüchſe auch berührt. Ein altes Mütterchen aus Valenciennes bildete ſich ein, ſie würde ihr Glük machen, wenn ſie die Welt überreden könnte, daß der König ſie geheilt hätte. Theils aus Hofnung, theils aus Furcht, beſtätigten die Aerzte die Heilung durch ihr Zeugnis. Der Intendant von Valenciennes (d' Argenſon) hatte nichts angelegners, als das authentiſche Protokoll darüber nach Hofe einzuſenden, und erhielt folgende Antwort:

Mein Herr, das Vorrecht, welches die Könige von Frankreich haben, Kröpfe zu heilen, gründet ſich auf ſo authentiſche Beweiſe, daß es, durch

einzelne Thatſachen beſtätigt zu werden, nicht mehr nötig hat.

Ein Jahrhundert früher, hätten die Kollegia ihre ganze Staatskunſt darin geſezt, ſich ſo anzuſtellen, als wenn ſie ſich täuſchen lieſſen. Ein Jahrhundert ſpäter, wird ſich kein Intendant mehr unterſtehen, Protokolle über Wunderwerke an die Kollegia einzuſchikken, wenn er auch wirklich fähig wäre, daran zu glauben.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 439. Nach den Worten: in geiſtlichem Sinn verſtehn.)

*) Wenn wir ein Gebot finden, welches ein Verbrechen, oder eine ſchimpfliche Handlung (aut facinus aut flagitium) verbietet, und dagegen ein kluges Betragen, oder eine Handlung der Wohlthätigkeit, vorſchreibt, ſo iſt dieſes Gebot keine Figur. Scheint aber ein Gebot ein Verbrechen oder eine ſchimpfliche Handlung zu gebieten, und ein kluges Betragen, oder eine Handlung der Wohlthätigkeit zu verwerfen, ſo mus man daſſelbe im figürlichen Verſtande nemen. Wenn Ihr nicht das Fleiſch des Menſchenſohns eſſet, wenn Ihr nicht

ſein Blut trinket, ſo werdet Ihr nicht das Leben in Euch haben. Dieſes Gebot ſcheint ein Verbrechen, oder eine ſchimpf-liche Handlung zu gebieten. Es iſt alſo eine Figur, die uns gebeut, uns mit den Leiden des Herrn zu vereinigen, und in ſanftem und frucht-barem Andenken zu behalten, daß ſein Fleiſch für uns iſt gekreuzigt und verwundet worden.

Obiges ſind die Worte des heiligen Au-guſtin's, im III. Buch ſeiner Chriſtlichen Lehre: „Si præceptiua locutio eſt aut flagitium „aut facinus vetans, aut vtilitatem aut „beneficentiam iubens, non eſt figurata. „Si autem flagitium, aut facinus, vide-„tur iubere, aut vtilitatem aut benefi-„centiam vetare, figurata est. Niſi man-„ducaueritis, inquit, carnem filii hominis, et „ſanguinem biberitis, non habebitis vitam in vo-„bis, facinus vel flagitium videtur iube-„re: figura eſt ergo præcipiens paſſioni „dominicæ communicandum, et ſuauiter „atque vtiliter recondendum in memo-„ria, quod pro nobis caro eius crucifi-„xa et vulnerata ſit.“

Auf der Kirchenverſammlung zu Konſtan-tinopel behaupteten, im Jahre 754., mehr als dreihundert Biſchöfe, daß das Abendmal das ein-

zige erlaubte Bild Jeſu Chriſti wäre; daß dieſes Bild unter der Figur des Brods erſchiene, weil es, wenn es unter menſchlicher Figur dargeſtellt würde, zur Abgötterei u. ſ. w. verleiten könnte; ſie ſchienen alſo keine Wirklichkeit der Gegenwart anzunemen.

Auf der zweiten Kirchenverſamlung zu Nicäa, auf welcher die Konſtantinopoliſche verworfen ward, und die wir als oekumeniſch betrachten, begegnete man dieſen Räſonnemens, und näherte ſich mehr der jezigen Lehre der Römiſchen Kirche; aber dieſe Erörterung ſcheint der Kirchenverſammlung weniger am Herzen zu liegen, als die Anbetung der Bilder, und man handelt ſie nur beiläufig ab.

Die Frankfurter Kirchenverſammlung im Occidente verwarf bekanntermaaſſen dieſe zweite Nicäniſche Kirchenverſammlung, ohne ſich um dieſen Streit über das Abendmal im geringſten zu bekümmern. Aber man konnte ſchon damals vorherſagen, daß die Streitigkeiten über die wirkliche Gegenwart nicht ermangeln würden, die Kirche zu zerrütten.

Dieſe Begebenheiten der zweiten Kirchenverſammlung zu Nicäa, welche übrigens beweiſen, in welcher Unwiſſenheit und in welcher

ſchimpflichen Leichtgläubigkeit die Kirche damals ſtekte, ſind älter, als Paſchaſius Ratbert.

Wir wollen hier bemerken, daß die wirkliche Gegenwart, oder die ſich derſelben am meiſten nähernde Lehre wenigſtens, diejenigen zu Anhängern hatte, welche den Bilderdienſt vertheidigten, und daß die Entſcheidungen der Kirche immer der Meinung das Wort geredet haben, welche der Vernunft am meiſten widerſpricht, und am beſten dazu taugt, den Geiſt des Pöbels in Erſtaunen zu ſezen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 443. Nach den Worten: war noch nicht eröfnet.)

*) Man konnte indeſſen doch ſchon den bloſſen Religionskriegen vorbeugen. Die im Jahre 1050. gegen den Berengar zu Paris gehaltene Kirchenverſammlung erklärt, „wenn Berengar nicht, nebſt ſeinen Anhängern, wiederriefe, „ſo würde die ganze Franzöſiſche Armee, mit der „Kleriſei, in Pontifikalkleidung, an ihrer „Spize, ſie aller Orten aufſuchen, wo ſie zu finden wären, und ſie ſo lange belagern, bis ſie „ſich dem Katholiſchen Glauben unterwürfen,

„oder bis man ſie gefangen genommen hätte, um
„ſie mit dem Tode zu beſtrafen.“

**Fleuri.**

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 476. Nach den Worten: ihre Vertheidiger vergötterten.)

Kluge Leute haben ihn den Narren beygezält. *)

Man ſehe im philoſophiſchen Diktionnär den Artikel: Gregor VII.

*) Benedikt der XIII. hatte, im achtzehnten Jahrhunderte, den Einfall, dieſen Pabſt, der den Königen, und aller weltlichen Gewalt, ſo feind war, unter die Heiligen zu ſezen, ihn, dieſen Friedensſtörer Europens, dieſen Urheber ſo vieler Kriege, und ſo vieler Aergerniſſe, dieſen heuchleriſchen Liebhaber, oder doch wenigſtens ſehr unvorſichtigen Gewiſſensrat der Gräfin Mathilde, dieſen Verführer, der ſeine Gewalt über ſeine Beichttochter dazu gemisbraucht hatte, ſich ihr Erbtheil ſchenken zu laſſen, dieſen Menſchen endlich, der, durch ſeine eigne Briefe, überführt war, daß er einen falſchen Eid geſchworen, und falſche Prophezeihungen geweiſſagt hatte, das heiſſt, der entweder ein Wahnſinniger, odrr ein Betrüger, geweſen war. So ſind die Menſchen beſchaffen, die Rom, in unſerm jezi-

gen Jahrhundert, unter die Heiligen verſezt! Und die Prieſter der Römiſchen Kirche unterſtehn ſich noch, von Moral zu reden! unterſtehn ſich, diejenigen der Empörung anzuklagen, welche die Menſchheit, gegen ihre aufrühreriſche Anſprüche und Anmaaſſungen vertheidigen!

Das Pariſer Parlement wollte gegen dieſe Anmaaſſung Benedikt's des XIII. mit nachdrüklicher Strenge auftreten, aber der Kardinal de Fleuri ward, zu Gunſten des Römiſchen Hofes, zum Verräter an dem Vortheil ſeines Fürſten und ſeiner Nation. Nicht weil Fleuri ein Frömmling, ja nicht einmal ein Heuchler, war; ſondern weil er aus Geſchmak die Ränke und Kunſtgriffe der Prieſter liebte, und die Parlamenter haſſte, die er, aus Feigherzigkeit, der Königlichen Gewalt für gefärlich hielt.

Anmerk. des Verf.

(Th. II. S. 493. Nach den Worten: Beweiſe der Unterwerfung betrachtete.)

So machte ſich alſo derjenige, der ſich den Herrn der Welt, caput orbis, nannte, zum Stallknecht eines elenden Menſchen, der von Allmoſen gelebt hatte.

(Th. II. S. 508. Nach den Worten: Titel eines Römiſchen Königs.)

*) Dies iſt der Kaiſer Philipp, welcher

Böhmen zum Königreich erheb. Er ward, im Jahre 1208., vom Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ermordet.

A. des Verf.

(Th. II. S. 528. Nach den Worten: vermehrt, als vermindert wurden.)

Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß man in Feldzügen ſeine Archive auf Karren mit ſich führt, wie Kommisbrod. Aber was für unwahrſcheinliche Dinge erzälen uns nicht die Geſchichtsſchreiber!

(Th. II. S. 534. Nach den Worten: dreihundert für Ireland.)

Das war viel in einem Lande, welches damals überaus wenig Geld hatte, und in welchem nicht eine einzige Goldmünze geſchlagen ward.

(Th. II. S. 546. Nach den Worten: mich dagegen verwahren.)

*) Dies iſt ein groſſer Beweis, daß damals alle groſſe Angelegenheiten von den Pairs entſchieden wurden.

A. des Verf.

(Th. II. S. 550. Nach den Worten: Livres unſers Geldes.)

*) Bei allen Würdigungen der Gold- und Silber-Marken hat man vorausgeſezt, daß die Urkunden von der feinen Mark Goldes oder Silbers ſprechen, wie man auch heut zu Tage thut. Sollte man entdekken, daß ſie, bei gewiſſen Gelegenheiten Gold oder Silber gemeint hätten, wie es vermünzt, oder zur Juweelenarbeit verbraucht wird, ſo müſſte man die Würdigungen der Summen danach abändern. Dies iſt aber nicht wahrſcheinlich, weil grade die damals ſo häufigen Münzveränderungen den Gebrauch veranlaſſt haben, den Wehrt der Summen in Marken, und nicht in Münzen, auszudrükken.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. II. S. 562. Nach den Worten: des Kaiſerthrons beraubt.)

*) Man mus hoffen, daß Joſeph der II. dieſes Denkmal der Eingriffe des heutigen Roms in die Rechte des menſchlichen Geſchlechts nicht lange im Vatikan wird fortdauern laſſen; wenn es nicht etwa beſſer iſt, daſſelbe als einen Beweis aufzubewahren, daß der nemliche Geiſt noch in

der Kirche herrſcht, und als eine Warnung, woraus die Könige lernen können, was ſie zu befürchten hätten, wenn ihnen zum Unglük die Maasregeln gelängen, welche die Kleriſei ihnen einhaucht, die Nationen wieder in die alte Dummheit zurükzuſtürzen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 9. Nach den Worten: Sin und Kades.)

*) Diejenigen, welche noch zweifeln möchten, daß Paläſtina ein ſehr unfruchtbares Land war, können darüber zwei feierliche Diſputationen über dieſen wichtigen Gegenſtand zu Rate ziehn, die den Abbé Guenée von der Akademie der Inſchriften zum Verfaſſer haben. Die Beweiſe von der Unfruchtbarkeit des Landes, die man in dieſen Schriften findet, ſind um ſo entſcheidender, je gewiſſer es die Abſicht des Verfaſſers war, grade das Gegentheil zu beweiſen. Die Streitſchriften des Abbé de Vertot, über die Glaubwürdigkeit der heiligen Salbölflaſche, thun die nemliche Wirkung; man hat aber auch den Abbé de Vertot im Verdacht gehabt, er ſei mit etwas Bosheit zu Werke gegangen, welcher

Verdacht dem andern Akademiker gar nicht zu Schulden kömmt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 10. Nach den Worten: von lauterm Golde befanden.)

*) Sie ward auf den Trümmern der Feſtung erbaut, welche Herodes, und vor ihm ſchon Salomo, erbaut hatten, und welche zum Tempel gebraucht worden war.

A. des Verf.

(Th. III. S. 22. Nach den Worten: als Kezer und Barbaren.)

Man beſorgte hauptſächlich, Konſtantinopel möchte der Gegenſtand ihres Ehrgeizes ſein, mehr als das kleine Städtchen Jeruſalem; und man irrte ſich auch zuverläſſig nicht, weil ſie am Ende Konſtantinopel und das Kaiſerthum anfielen.

(Th. III. S. 57. Nach den Worten: ſondern was ſie leiden.)

Wenige von unſern Chriſtlichen Fürſten haben eine ſolche Freigebigkeit bewieſen; und wenige

von den Chronikenſchreibern, womit Europa überſchwemmt iſt, haben die Kunſt verſtanden, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

(Th. III. S. 64. Nach den Worten: ihrem Gewerbe angemeſſen waren.)

Die Griechen hatten oft zur heiligen Jungfrau gebetet, und dabei ihre Fürſten ermordet. Die Franzoſen tranken, ſangen und liebkoſten Mädchen in der Hauptkirche, die ſie dabei plünderten. Jede Nation hat ſo ihren unterſcheidenden Karakter. *)

*) „...... Die Reliquien wurden in die Kloake „geworfen. Den Leib und das Blut unſrrs Herrn „warf man auf die Erde; und nam die geweihten „Gefäſſe zu unheiligem Gebrauch ..... Ein übermütiges Weibsbild tanzte im Allerheiligſten, „und ſezte ſich auf die Seſſel der Prieſter.“ Fleuri, im Jahre 1204.

Der durch ſein heftiges Betragen, und durch ſeine Grauſamkeit gegen die Albigenſer ſo berüchtigte Pabſt Innocenz der III. machte den Kreuzfahrern den Vorwurf: ſie hätten nicht allein die verheurateten Frauen und die Wittwen, ſondern auch die Mädchen und die Nonnen der unverſchämten Behandlung

der Knechte Preis gegeben. Ebenderſelbe, im Jahre 1205.

Da gelehrte Kunſtrichter behauptet haben, unſer Autor hätte die Geſchichte verfälſcht, ſo haben wir es für unſere Schuldigkeit gehalten, hier die Stelle aus dem Fleuri anzuführen. Sie iſt aus dem Nicetas, einem gleichzeitigen Schriftſteller, genommen, deſſen Ausdrükke wir, aus der Lateiniſchen Ueberſezung des Hieronymus Wolf, hierher ſezen.

*Quid . . . . referam . . . . reliquiarum ſanctorum martyrum in loca fœda abiectionem. Quod vero auditu horrendum eſt, id tum erat cernere, vt diuinus ſanguis et corpus Chriſti humi effunderetur, et abiiceretur. Qui autem pretioſas eorum capſulas capiebant . . . . ipſas confractas pro patinis et poculis vſurpabant . . . . .*

*Muli et iumenta ſellis inſtrata vsque ad templi adita introducebantur, quorum nonnulla, cum ob ſplendidum et lubricum ſolum pedibus inſiſtere nequirent, prolapſa confodiebantur, vt effuſis cruore et ſtercore ſacrum pauimentum inquinaretur. Jmo et muliercula quædam cooperta peccatis Chriſto inſultans & in patriarchæ ſolio conſidens fractum canticum cecinit, et ſæpe in orbem rotata ſaltauit . . . . Abominationem & deſolationem in loco ſancto vidimus meretricios ſermones rotundo ore proferentem,*

*Uno conſenſu omnia ſumma ſcelera & piacula omnibus ex æquo ſtudio erant . . . . in angiportis, in triviis, in templis querelæ, fletus, . . . . virorum gemitus, mulierum ejulatus, lacerationes, ſtupra.*

J. T. Was ſoll ich von dem Hinwerfen der Reliquien unſrer heiligen Märtirer an ſchmuzige Oerter ſagen? Es iſt ſchreklich genug, zu hören, wie viel ſchreklicher zu ſehn, wie das göttliche Blut und der Leib Chriſti auf die Erde gegoſſen und geworfen ward. Wer die prächtigen Kapſeln derſelben gefaſſt hatte . . . . . zerbrach ſie und misbrauchte ſie zu Schüſſeln und Bechern. . . . . .

Geſattelte Pferde und Laſtthiere wurden bis in die Sakriſtei gezogen, und wenn einige derſelben auf dem glänzenden und glatten Boden nicht ſtehn konnten, ſondern hinfielen, wurden ſie daſelbſt erſtochen, ſo daß Blut und Miſt das heilige Eſtrich beſudelten. Ein ſündiges Weibſtük ſogar unterſtand ſich, unſers Herrn Chriſti zu ſpotten, ſezte ſich auf den Thron des Patriarchen, ſang Buhlenlieder, und tanzte einen Drehtanz . . . . Gräuel und Verwüſtung und unzüchtige Reden im zierlichſten Ton erfüllten die heiligen Oerter. . . .

Alles ſchien einmütiglich Hauptverbrechen und Todtſünden zu ſeinem eigentlichen Geſchäft zu machen. . . . . . In den Gaſſen, auf den Kreuzwegen, in den Tempeln, hörte und ſah man nichts, als Klagen und Weinen, Geſeufz der Männer, Geheul der Weiber, Mord und Tod und Notzucht.

(Th. III. S. 65. Nach den Worten: andres Bedeutung, als Jeruſalem.

Der ganze Nuzen alſo, den die Chriſten von dieſen ihren barbariſchen Kreuzzügen hatten, beſtand darinn, daß ſie andre Chriſten ausrotteten.

(Th. III. S. 90. Nach den Worten: von Sicilien erwählt zu werden.)

Eine Ehre, auf welche er, durch perſönliche Verdienſte keinen Anſpruch machen konnte!

(Th. III. S. 91. Nach den Worten: Kirche aufrecht erhält.)

Wenn es wahr iſt, daß dieſer pragmatiſche Verordnung von ihm herrührt.

(Th. III. S. 112. Nach den Worten: ſiebenmalhunderttauſend Mann.)

Von dieſen Zahlen kann man allemal ſicher einen guten Theil abrechnen.

(Th. III. S. 127. Nach den Worten: die Schineſen geblieben ſind.)

*) Diejenigen, welche behauptet haben, daß die groſſen Denkmäler jeder Kunſt in Schina von der Erfindung der Tatarn ſind, haben ſich erſtaunlich geirrt. Wie konnten ſie ſich einbilden, daß beſtändig herumziehende Barbaren, deren Oberhaupt Dſchingis ſelbſt weder leſen noch ſchreiben konnte, mehr Kenntniſſe haben ſollten, als die policirteſte und älteſte Nation des Erdbodens?

A. des Verf.

(Th. III, S. 130. Nach den Worten: die Waffen ergriffen hätten.)

Dieſe beiden Prinzen wurden zu Neapel öffentlich von Henkers Händen hingerichtet. Die angeſehenſten und zuverläſſigſten gleichzeitigen Geſchichtſchreiber, die Guicciardini und de Thou der damaligen Zeit, berichten, daß Karl von Anjou den Pabſt Klemens den IV., der

ehmals in der Provence ſein Kanzler geweſen, und nun ſein Beſchüzer war, um Rat fragte, und daß dieſer Prieſter ihm die orakelmäſſige Antwort ertheilte: vita Corradini, mors Caroli; mors Corradini, vita Caroli. (Konradius Leben iſt Karl's Tod; Konradius Tod iſt Karl's Leben.) Indeſſen brachten Karl's Mietlinge von Gerichtsmänner zehn ganzer Monate zu, ſich zu einem Meuchelmord zu entſchlieſſen, den ſie mit dem Schwerte der Gerechtigkeit begehen ſollten. Die Sentenz ward nicht eher, als nach Klemens des IV. Tode, gefället.

(Th. III. S. 142. Nach den Worten: eine Frau notzüchtigte.)

*) Man behauptet, zu Droguet's Entſchuldigung, daß er ſich damit begnügt habe, dieſer Dame auf der Straſſe die Rökke aufzuheben. Ich bin's wohl zufrieden!

A. des Verf.

(Th. III. S. 143. Nach den Worten: in das Königreich Neapel flüchtete.)

*) Dieſe Meinung gründet ſich auf eine uralte Sage. Porcelet, ſagen alte Schriftſtel-

ſteller, ward ganz allein bei dem Blutbade in Palermo verſchont, und das geſchah wegen ſeines Biederſinns und ſeiner groſſen Tugend. Ein andrer Porcelet ſoll den von den Sarazenen umringten Richard Löwenherz dadurch gerettet haben, daß er ſich ſelbſt ihren Hieben entgegenſtellte. Nach ſeinem Tode tauchten die Sarazenen, aus einem Aberglauben, der jenen Zeiten der Tapferkeit und Wildheit angemeſſen war, Tücher in ſein Blut. Dieſe Familie iſt noch vorhanden, aber

*Une pauvreté noble eſt tout ce qui lui reſte.*

(Z. T. Eine edle Armut iſt alles, was ihr übrig bleibt.)

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 149. Nach den Worten: die Worte des Paters Daniel.)

*) Zur Zeit der Ausrottung der Jeſuiten hatte man in Frankreich eine kleine Anwandlung von dem guten Willen, die Erziehung zu vervollkommen. Man fiel alſo darauf, einen Lehrſtuhl der Geſchichte in Touloufe zu errichten. Der dazu berufne Abbé Andra bediente ſich des Verſuchs einer Schilderung der Sitten

u. ſ. w. aus welchem er ſorgfältig die Stellen weglies, welche die Tyrannei der Geiſtlichkeit gar zu verhaſſt machen konnten, und nur die Grundſäze der Vernunft und Menſchlichkeit beibehielt, die ihm nüzlich ſchienen.

Die niedre Geiſtlichkeit in Toulouſe machte ein grauſames Geſchrei darüber. Der in Furcht gejagte Erzbiſchof hielt ſich für verpflichtet, auf die Seite der Verfolger des Abbé's Andra zu treten. Um dieſelbe Zeit hatte die Franzöſiſche Kleriſei (im Jahr 1770) ein Warnungsſchreiben an die Gläubigen gegen den Unglauben aufgeſezt. Dies war eine gar ſeltſame Schrift, worin man behauptete, daß nichts behäglicher wäre, als wenn man aus allen Kräften glaubte, und daß die Prieſter den Menſchen dadurch einen groſſen Liebesdienſt erwieſen, daß ſie ihnen ihr Geld abgenommen hätten, weil ein Menſch, der im höchſten Elende auf dem Miſte ſtirbt, und dabei die Hofnung hat, grade in den Himmel zu fahren, der glüklichſte Menſch auf Erden wäre.

Man berief ſich in dieſer Schrift, mit vielem Wohlgefallen nicht allein auf den Tertullian, der bekanntermaaſſen als ein Kezer und Wahnſinniger ſtarb, ſondern auch auf, Gott weis welche? Rhapſodieen eines gewiſſen Rhe-

ters, Namens Laktanz, aus dem man einen Kirchenvater machte.

Der eben erwähnte Laktanz hatte zwar geſchrieben, daß man in der Naturkunde ſchlechterdings nichts wiſſen könnte; glaubte aber zu gleicher Zeit ſteif und feſt, daß die Stuten vom Winde trächtig werden, und erklärte daraus das Geheimnis der Fleiſchwerdung. Ueberdies hatte er ſich zum Lobredner der Meuchelmorde aufgeworfen, womit Konſtantin's verabſcheuungswürdiges Geſchlecht die Wohlthaten belohnte, die es von Diokletian's Familie genoſſen hatte.

Der Erzbiſchof, der dieſe Schrift an die Gläubigen ſeines Kirchſprengels richtete, verbreitete ſich ſehr über das Aergernis, welches der unglükliche Profeſſor der Geſchichte gegeben hätte. Den Augenblik ſchrieen die Büſſenden, die Andächtlinge, und die niedern Geiſtlichen, welche, einige Jahre vorher, die Wolluſt genoſſen hatten, den unſchuldigen Calas rädern zu laſſen, Zeter und Wehe über den Abbé Andra. Letztrer konnte dieſe unwürdige Behandlungen nicht aushalten. Er ward krank und ſtarb.

Dieſer Todesfall war eine der gröſſten Kränkungen, welche unſerm Autor jemals begegnet

war. Noch wenige Tage vor ſeinem Tode vergos er Thränen darüber.

Seit der Zeit lieſt man den Einwohnern von Toulouſe die Geſchichte des Daniel. Sie lernen daraus, daß ihre Vorfahren nichtswürdige und verfluchenswerte Schurken waren; und es iſt bei Strafe verboten, ihnen zu ſagen, daß es blos der an den Grafen von Toulouſe und an den unglüklichen Albigenſern begangne Raub iſt, dem die Kleriſei von Languedok ihre Reichthümer und ihren Einflus, der blos eine Folge ihrer Reichthümer iſt, zu verdanken hat.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

Th. III. S. 164. Nach den Worten: als Karl der Groſſe.)

Dieſe Macht brauchte viel Zeit, ſich zu bilden; beſonders am Ende dieſes dreizehnten Jahrhunderts; im Anfange des vierzehnten hatte das Kaiſerthum gar keinen Einflus auf Europa.

Th. III. S. 171. Nach den Worten: für die ganze Kirche an.)

*) Dieſe Feierlichkeit war lange Zeit in Frank-

zeich eine Quelle von Unruhen. Der Katholiſche Pöbel zwang die Proteſtanten, mit Steinwürfen und Stokſchlägen, ihre Häuſer zu behängen, und auf der Straſſe niederzuknieen. Der Kardinal von Lothringen, und die Herzoge de Guiſe, brauchten dieſes Mittel oft, die Friedensedikte zu brechen. Die Regierung hat endlich aus dieſer Grille des Pöbels ein förmliches Geſez gemacht, welches öfter, als man glaubt, unter andern Umſtänden, und bei andern Nationen, der Fall geweſen iſt. Mehr als ein ganzes Jahrhundert hindurch iſt kein Jahr geweſen, da dieſes Feſt nicht einige Empörungen, oder doch einige Prozeſſe veranlaſſt hätte.

Jezt hat dieſes Feſt keine andre Wirkung, als daß es die Straſſen ungangbar macht, und des Volkes Fanatismus und Aberglauben nährt. In Flandern und zu Aix in Provence wird dieſe Prozeſſion von Mummereien und Narrenſtreichen begleitet, welche des ehmaligen Narrenfeſtes würdig ſind. In Paris iſt nichts ſehenswehrtes dabei, als die ſich ganz poſſierlich ausnemende Schwenkungen mit dem Räuchfas, und einige gemeine Bürgerkinder, die, als der heilige Johann, oder als Magdalene, vermummt, durch die Straſſen laufen, u. ſ. w.

Eins von denen Verbrechen, welche, im Jahr 1766., den Chevalier de la Barre auf das Schafott brachten, beſtand darin, daß er, an einem regnichten Tage, einige Schritte weit vor einer dieſer Prozeſſionen vorbeigegangen war, und den Hut auf dem Kopfe behalten hatte.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 224. Nach den Worten: Apfel herunterſchieſſen ſollte.)

*) Man ſagt, dieſes Märchen ſei aus einer alten Däniſchen Legende genommen.

(Th. III. S. 240. Nach den Worten: mit Mühe abgeſchaft hat.)

Niederträchtigkeiten, welche alle, ohne Ausname, lächerlicher und verabſcheuungswürdiger ſind, als alles, was man jemals von den unverſchämten Betrügereien der Prieſter des Alterthums erzält hat!

(Th. III. S. 269. Nach den Worten: hielten ihn da gefangen.)

Inzwiſchen nannten ſich dieſe elende Men-

ſchen öffentlich die Statthalter Gottes, und die Herren der Könige, und fanden Prieſter, die ſie knieend bedienten, wie die Wurmdoktoren auf den Jahrmärkten Pikkelheringe finden, die ihr Rattenpulver anpreiſen.

(Th. III. S. 270. Nach den Worten: beſtändig dauern würde.)

Aber dieſer Schimmer von Vernunft gewährte kein dauerhaftes Licht. Die Kleriſei und die Mönche hatten den Köpfen der Fürſten und des Pöbels den Gedanken ſo feſt eingeprägt: man müſſe ſchlechterdings einen Pabſt haben, daß die Welt lange Zeit ſich zerrütten laſſen muſſte, um zu entſcheiden, welchem Ehrgeizigen, durch allerhand Ränke, das Recht eingeräumt werden würde, die Pforten des Himmels aufzuſchlieſſen.

(Th. III. S. 278. Nach den Worten: der Kronen miſchen könnte.)

Auch hatte er Verſtand genug, zu wünſchen, daß die Benennung Pabſt auf immer und ewig abgeſchaft werden möchte.

(Th. III. S. 285. Nach den Worten: **und bekannt gemacht wurden.**)

Die Kirchenverſammlung erklärte, ſie wäre über den Pabſt. Dieſe Wahrheit war ſehr einleuchtend, weil die Kirchenverſammlung den Pabſt verurtheilte; allein eine Kirchenverſammlung iſt etwas vorübergehendes, die Päbſtliche Würde hingegen iſt daurend, und hat bleibende Gewalt.

(Ebendaſelbſt. Nach den Worten: **namentlich anzuführen.**)

Auch ohne ſeinen Lobredner Johann de Rocha, der auch ein Franziskaner war, zu nennen. *)

(Th. III. S. 291. Nach den Worten: **in eben dem Gefängniſſe aufbewahrt.**)

*) In dem Werke eines Profeſſors der Moral am Königlichen Kollegium, welches den Titel



*) Johann Hus, der kein ſolcher Verbrecher war, ward lebendig verbrannt. Aber Johann Hus hatte auch die Anmaaſſungen der Prieſter angefochten, und die beiden Franziskaner hatten nur die Rechte der Menſchen angetaſtet.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

führt Dictionnaire des héréſies, wird Sigis-mund vertheidigt; aber wahr iſt es indeſſen doch, daß ſein ſichres Geleit von den Vätern der Kirchenverſammlung iſt gebrochen worden, daß er ſelbſt ſich darüber beklagte, aber nicht das Herz hatte, weder ſeine Pflicht gegen einen ſei-ner Unterthanen, den man, wider die öffentliche Treu und Glauben, in Verhaft genommen hat-te, zu erfüllen, noch den Schimpf zu rächen, den man ſeiner Perſon, und allen Souveränen, angethan hatte.

Langwierige Unglüksfälle waren die Strafe ſeiner Schwachheit; denn er war nur ſchwach; die Väter der Kirchenverſammlung allein waren Betrüger und Barbaren. Merkwürdig genug iſt es, daß im achtzehnten Jahrhunderte der erſte in Frankreich errichtete Lehrſtuhl der Moral zum erſten Profeſſor einen Mann bekam, der das Verfahren Sigismund's und der Koſtnizer Kirchenverſammlung in einer Schuzſchrift ver-theidigte. Was würden wir von den Türken ſa-gen, wenn ſie den Einfall hätten, einen Lehrſtuhl der Geometrie zu errichten, und denſelben mit einem Manne beſezten, der unglüklich genug wäre, ſich für einen Entdekker der Quadratur des Zirkels auszugeben?

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 296. Nach den Worten: deren Mut Bewunderung verdient.)

*) Der Tod des Sokrates iſt das einzige Beiſpiel aus dem Alterthum, daß ein Menſch, wegen ſeiner Meinungen, zum Tode verurtheilt wurde; aber das Volk von Athen bereute ſeine That bald nachher. Sokrates Ankläger wurden beſtraft, und ſeinem Gedächtnis alle Ehre angethan. Der gerichtliche Meuchelmord Johann Huſſens hingegegen hatte zehntauſend ähnliche Meuchelmorde zur Folge, wovon kein einziger beſtraft, ja nicht einmal durch fruchtloſe Reue wieder gut gemacht wurde. Die groſſen Verbrechen, die barbariſchen Gebräuche, die wir den Alten vorwerfen, waren Folgen jener wilden Härte, die der Misbrauch der Stärke iſt. Die barbariſchen Gewohnheiten der neuern Nationen hingegen entſpringen aus dem Aberglauben, das heiſſt, aus Furcht und aus Dummheit.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 313. Nach den Worten: einem feinern Weltalter.)

Dieſer Hof vereinigte alſo in ſich alle vollk-

ſtige Ausſchweifungen der weichlichſten, und alle Barbareien der wildeſten, Zeitalter.

(Th. III. S. 333. Nach den Worten: Vaterland geſtritten hätten)

Er, der mit ſo vieler Grosmut alle die unnüzen Mäuler ernährt hatte, die von dem Kommandanten Jean de Vienne waren aus der Stadt gejagt worden; Er, der dem Verräter Aimeri von Pavia ſo edelmütig verziehen, den er zum Gouverneur von Calais ernannt hatte, und der überführt worden war, die Feſtung an die Franzoſen verkauft zu haben; Er, der ſelbſt gekommen war, um die Franzoſen zu ſchlagen, welche die Feſtung in Beſiz nemen wollten, und dabei den Charni und den Ribaumont, die er mit eigner Hand gefangen genommen, nicht allein zur Tafel zog, ſondern auch fürſtlich beſchenkte, anſtatt ihnen den Kopf abſchlagen zu laſſen, weil ſie, den vorerwähnten Handel, währen eines Waffenſtillſtandes, geſchloſſen hatten; Er endlich, der ſeinen unglüklichen Gefangnen, den König Johann von Frankreich mit ſo vieler Würde und Höflichkeit behandelte; — Er war kein Barbar. Der Einfall, Frankreich,

ſeiner Unglüksfälle wegen, durch die Seelengröſſe von ſechs Einwohnern von Calais zu entſchädigen, und zu Gunſten des Saliſchen Geſezes, ziemlich ſchlechte Räſonnemens, in ziemlich ſchlechten Verſen, auf die Schaubühne zu bringen, iſt über alle Beſchreibung lächerlich.

(Th. III. S. 343. Nach den Worten: ewigen Geſez gemacht ward.)

Dies beweiſt, daß der Karakter der Engländer beſtändiger und feſter iſt, als der Karakter der Franzoſen.

(Th. III. S. 375. Nach den Worten: der Zaubrer kam.)

*) Nach dieſem Zaubrer ſah man Auguſtinermönche, und ganze Banden von Hexenmeiſtern, kommen, die ſich erboten, den König zu heilen. Einige dieſer armen Teufel wurden zum Feuer verurtheilt, welches läppiſch und grauſam zugleich war. Denn wenn man die Grundſäze des Aberglaubens damaliger Zeit annimmt, ſo fällt es wohl in die Augen, daß dieſe Elenden, da ihnen ihre Streiche fehl ſchlugen, allenfalls Be-

trüger, oder Narren, ſein mochten, zuverläſſig aber waren ſie keine Hexenmeiſter.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 378. Nach den Worten: und auf dem Felde.)

*) Dieſes abſcheuliche Jahrhundert hat indeſſen doch eine obrigkeitliche Perſon hervorgebracht, deſſen Lebenswandel auch glüklichern Zeiten Ehre gemacht hätte. Er war von den wenigen Menſchen, welche ihrem Gewiſſen und ihrer Vernunft, nicht aber den Meinungen ihres Jahrhunderts, ihre Tugend zu danken haben. Wir meinen den Jean Juvenel des Urſins. Er war von armen Aeltern, und ward anfänglich Advokat. Von dieſem Metier nährte er ſich lange Zeit. Ob er wirklich von den Urſini in Italien abſtammte, oder ob dieſe Abſtammung eine Fabel war, womit man in der Folge ſeinen Kindern ſchmeichelte, iſt nicht ausgemacht.

Der Ruf ſeiner Redlichkeit und ſeines Muts machte, daß Karl der VI., der damals von tugendhaften Miniſtern regiert ward, ihm die Stelle eines Oberſtadtrichters anvertraute, welche ſeit langer Zeit abgeſchaft war, und die man wie-

der herzuſtellen für gut fand. Kaum ſah er ſich mit dieſer Stelle bekleidet, als er gewahr ward, daß die Mühlen, welche die Gutsbeſizer an den Ufern der Marne und Seine angelegt hatten, der Schiffahrt hinderlich waren.

Die Macht dieſer vornemen Herren, und ihr Einflus im Parlament halten ihn nicht zurük. Er wirkt ein Arret aus, daß dieſe Mühlen abgebrochen, und der Wehrt derſelben mit drittehalb Procent Zinſen erſtattet werden ſoll. Das Arret wird in der Hofnung bewilligt, daß man der Ausführung deſſelben Schwierigkeiten in den Weg legen würde. Aber er läſſt in derſelben Nacht alle Mühlen niederreiſſen, und ſichert dadurch die Zufuhr für das Volk.

Bei Karl's des VI. erſtem Anfall von Wahnſinn, maaſſten ſich die Prinzen die Regierung an, und die Miniſter wurden verfolgt. Cliſſon muſſte den Connetabledegen abgeben; Nogent und la Riviere wurden in Verhaft genommen; aber Juvenel trat zu ihrer Vertheidigung auf, und rettete ſie. Der Herzog Philipp von Bourgogne entrüſtet ſich über ihn, und will ihm in den Hallen den Kopf abſchlagen laſſen. Dies war damals das Loos der in Ungnade gefallnen Staatsbedienten, ſo wie vor ei-

niger Zeit die Verbannung, und jezt die Vergeſſenheit. Man ſtellt falſche Zeugen gegen ihn auf. Juvenel war bei dem Volke beliebt. Ein Gaſtwirt, der einen verſtohlnen Blik in die Unterſuchungskontrolle gethan hatte, (denn die Regierungsangelegenheiten wurden damals im Wirtshauſe abgehandelt,) ſezt ſich der gröſſten Gefahr aus, um ihn zu warnen. Juvenel, der nun davon benachrichtigt war, läſſt dieſem Anſchlage nicht Zeit, reif zu werden, ſondern tritt den Prinzen dreiſt unter die Augen, und bringt ſeine Widerſacher zum Stillſchweigen.

Nachdem er dieſer Gefahr entgangen war, behält er ſeine ganze Herzhaftigkeit bei. Mitten unter den Faktionen der von Orleans und von Bourgogne, bleibt er dem Könige und dem Staate mit Standhaftigkeit treu, und hat den Mut dem Herzoge von Orleans ſeine Verſchwendung, ſeinen Leichtſinn, und ſeine Ausſchweifungen, vorzuwerfen, und ihm die Folgen davon zu prophezeihen.

Mit eben der Dreiſtigkeit wirft er dem Herzoge von Bourgogne ſeine Verbindungen mit Böſewichtern, und die Hartnäkkigkeit vor, mit der Ermordung des Herzogs von Orleans zu prahlen.

Im Jahre 1410. ward er Parlamentsadvokat, zu einer Zeit, da die groſſe Spaltung im Occident ganz Europa beunruhigte. Juvenel behauptet, daß dem Könige das Recht zuſteht, ſeine Kleriſei zu verſammeln, den Vorſiz dabei zu führen, und, nach eingezogner Meinung derſelben, den Pabſt zu wählen, den er anzuerkennen gedenkt. Lauter Grundſäze, welche von Begriffen zeugen, die ſich über das damalige Jahrhundert erheben!

Der Herzog von Lothringen hatte das Franzöſiſche Wapen, in einigen Gütern, abreiſſen laſſen, welche unter Königlicher Hoheit lagen. Das Pariſer Parlament verurtheilte ihn dafür in Kontumaz zur Konfiskation dieſer Güter, und zur Verbannung. Inzwiſchen kommt der Herzog an den Hof, und wird von dem damals allmächtigen Herzog von Bourgogne geſchüzt. Das Parlament ſchikt Deputirte an den König, und läſt demſelben die Nothwendigkeit vorſtellen, ſeine Befele durchzuſezen.

Juvenel kömmt mit den Deputirten im Königlichen Pallaſt an, und zwar in dem Augenblik, da der Herzog von Bourgogne dem Könige den Herzog von Lothringen vorſtellen will. Er trägt die Gründe des Parlements

mit dem gröſſten Nachdruk vor. Der Herzog von Bourgogne, voll Unwillens, ſich durch Juvenel's Mut und Thätigkeit aufgehalten zu ſehn, ſagt zu ihm: Jean Juvenel, ſo zu handeln, iſt nicht Sitte. — Doch, Ihre Hoheit, doch, antwortete ihm Juvenel, und ſezt noch hinzu: Wer ein guter Bürger iſt, trete auf meine Seite, die andern mögen bei dem Herzoge von Lothringen bleiben. Der erſtaunte Herzog lies die Hand des Herzogs von Lothringen fahren, und trat auf Juvenel's Seite, und der Herzog von Lothringen ſah ſich genötigt, bei dem Könige um Gnade zu bitten. Man mus geſtehn, daß dieſer Zug dem eines Popilius nichts nachgiebt.

Nach der Ermordung des Herzogs von Orleans, wurden die Argmagnacs, die nicht hatten entwiſchen können, von dem Herzoge von Bourgogne, der nun Herr von Paris war, in die Hände des Henkers geliefert. Er hatte einen Haufen Böſewichter in ſeinem Solde, welche diejenigen, die man ſich nicht getraüte, oder die man auch nicht ſo viel würdigte, ſie öffentlich hinrichten zu laſſen, in Verhaft namen, oder zu Geldauslöſungen zwangen, oder

meuchelmordeten. Der König, die Königin, der Dauphin Ludwig, des Herzogs von Bourgogne Eidam, waren in Verhaft, und der übermütigen Behandlung der Bourgogniſchen Trabanten ausgeſezt.

Juvenel unterſteht ſich ganz allein den Entwurf zu machen, ſie zu befreien, und den Staat zu retten. Er war, wie geſagt, ſchon bei dem Volke, und beſonders bei den Einwohnern ſeines Viertels, bleibt. Er weis zu gleicher Zeit den Mut derſelben zu erheben, ihren Eifer anzufeuern, und in Zaum zu halten; und dieſe durch den Pöbel bewirkte Staatsveränderung wird in's Werk gerichtet, ohne daß es einem Menſchen das Leben gekoſtet hätte. Wenige Tage nachher rettet er den König, den der Herzog von Bourgogne, unter dem Vorwande, ihn zur Jagd mitzunemen, entführen wollte.

So ſtellte ein einzelner Menſch, mitten unter einem aufrühriſchen Volke, mitten unter Prinzen und Groſſen, welche bewafnete Truppen in ihrem Gefolge hatten, und von Ehrgeiz und Has beſeelt waren, den Frieden wieder her,

und alles gehorchte ihm, ohne daß er andre Gewalt in Händen hat, als die ihm ſeine Tugend giebt.

Der Dauphin Ludwig war am Ruder der Staatsgeſchäfte, und Juvenel ward ſein Kanzler. Man erklärte den Krieg dem Herzog von Bourgogne, welchem Juvenel, aus Gresmut, bei dem Tumult in Paris, die Freiheit gelaſſen. Man nam ihm alles Land von Compiegne bis nach Arras wieder ab, deſſen er ſich bemächtigt hatte. Der König in Perſon belagerte dieſe Stadt, und der Herzog von Bourgogne, der ſie entſezen wollte, aber dabei geſchlagen ward, bat um Frieden, und willigte in die Uebergabe von Arras.

Juvenel lies dieſen Frieden ſchlieſſen. Dies war der lezte Dienſt, den er ſeinem Lande leiſtete. Er war des Dauphin's Kanzler. Als ſolchem wurden ihm Gnadenbriefe vorgelegt, worin der Prinz überaus groſſe Geſchenke austheilte; er weigerte ſich, dieſelben zu unterſiegeln, und verlor darüber ſeine Stelle.

Als der Herzog von Bourgogne Paris einnam, befand ſich Juvenel in der Stadt, und hielt es mit dem Könige gegen die Partei des

Herzogs von Bourgogne. Er machte ſich auf ſeinen Tod gefaſſt. Es war ſogar zweifelhaft, ob der Herzog von Bourgogne, der ihm doch ſein Leben zu verdanken hatte, ihn verſchonen würde. Niemals hat vielleicht ein Tyrann ſo viel Falſchheit mit ſo viel ſchwarzer Bosheit und Grauſamkeit vereinigt, und es läſſt ſich nicht füglich vorausſezen, daß ihn irgend einmal ein tugendhaftes Gefühl hätte beſchleichen können.

Aber Juvenel hatte eben ſowol einen von den Generalen des Herzogs von Bourgogne, Namens Debar, gerettet, eben den, der ſich, nebſt Chatelüs und l' Isle Adam, durch ihre Plünderungen, Erpreſſungen und Grauſamkeiten, ſo bekannt gemacht hatten. Debar warnte den Juvenel, und riet ihm, ſich zu retten.

Nach dieſem Zeitpunkt findet man ſeiner nicht mehr gedacht. Seine Dienſte wurden an ſeinen Kindern belohnt. Einer ſeiner Söhne ward Kanzler; ein andrer hat, als Erzbiſchof von Rheims, eine Geſchichte dieſer unglüklichen Zeiten geſchrieben, in welcher mehr Patriotismus, und weniger Aberglauben, herrſcht, als man hätte erwarten ſollen. Er hat die Dreiſtig-

keit, ſeinen Vater deswegen zu loben, daß er es gewagt hätte, gegen die Anmaaſſungen der Kleriſei zu ſprechen.

Dieſe Familie iſt ausgeſtorben. - Die beiden lezten Erbinnen derſelben haben ſich mit den Häuſern Harville und Saint Chamans dü Peſché, verheuratet.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 384. Nach den Worte: öffentlicher Treue verbunden ward.)

*) Wenige Tage vor dem Meuchelmorde des Herzogs von Orleans, hatten der Herzog von Bourgogne und er das Abendmahl von einer und eben derſelben Hoſtie gehalten, auf welcher ſie ſich eine ewige Freundſchaft geſchworen.

War der Tod dieſes Herzogs Johann von Bourgogne das Werk der Verräterei, oder des Zufalls?

Wir halten das Lezte für wahrſcheinlicher, und hier ſind unſre Gründe:

Karl der VII. war ein ſchwacher Fürſt; aber man hat ihm nie eine grauſame Handlung

vorwerfen können. Der Herzog von Bourgogne hatte ſich mit Verbrechen und Laſtern aller Art beſudelt.

Es iſt alſo natürlicher, den Herzog in Verdacht zu haben, daß er ſich des Dauphin's habe bemächtigen wollen, als den Dauphin, daß er ein Komplott geſchmiedet habe, um jenen meuchlings umzubringen.

Karl läugnete, daß der Mord des Herzogs von Bourgogne ein Werk vorhergegangner Ueberlegung wäre. Tanneguy dû Chatel lies dem Sohn und der Wittwe des Herzogs von Bourgogne die nemliche Erklärung, auf ſein ritterliches Ehrenwort, thun. Er erbot ſich, die Wahrheit dieſer Erklärung mit den Waffen gegen zwei Ritter zu behaupten; aber niemand nam die Ausforderung an. Weder der Eine noch der Andre gingen jemals von ihrer Erklärung ab.

Unter der groſſen Anzahl von Rittern, die dem Herzoge von Bourgogne anhingen, wagte kein einziger es zu übernemen, ihn zu rächen. Und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes nicht aus Feigheit unterblieb, ſondern aus dem abergläubiſchen Wahn,

daß Gott den Sieg auf die Seite der Wahrheit lenkte.

Indeſſen hatte der Herzog von Bourgogne die Ermordung des Herzogs von Orleans öffentlich geſtanden, und durch den Franziskanermönch Jean Petit behaupten laſſen, daß dies ein gutes Werk wäre.

Hätte der Dauphin dieſes Verbrechen durch ein ähnliches Verbrechen gerächt, würde er nicht geſtanden haben, daß er den Herzog von Bourgogne, nach den eignen Grundſäzen deſſelben, behandelt hätte. Tanneguy du Chatel war ein Mann von ausnemender Grosmut. Karl der VII. war gezwungen, ihn dem Konnetable de Richmond aufzuopfern. Tanneguy bezab ſich nach der Stadt Avignon in die Einſamkeit, ohne ſich zu beklagen; nachdem er noch dazu den König ermahnt hatte, dieſe notwendige Ausſöhnung, auf ſeine Koſten, zu vollziehen.

In dieſen Zeiten der Barbarei konnte ein Mann von ſolchem Karakter wohl einen Meuchelmord ſchmieden; aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er ihn geläugnet hätte. Er hätte im Gegentheil wohl eine gewiſſe Seelengröſſe darin geſucht, denſelben auf ſich zu nemen, um den

Dauphin auſſer Schuld zu ſezen. Als ein Anhänger des von Johann de Bourgogne gemeuchelmerdeten Herzogs von Orleans hätte er vielmehr die Erklärung von ſich geſtellt, er habe ſeinen Freund gerächt.

Man hat behauptet, Tanneguy hätte mit dieſem Morde geprahlt, und noch immer die Streitaxt getragen, womit er dem Herzoge den Streich verſezt. Aber die Urkunde, die dieſer Thatſache Erwähnung thut, geht unſern dů Chatel nichts an, oder ſie verdient nicht den mindeſten Glauben. Tanneguy dů Chatel, der im Jahre 1404. an der Spize von vierhundert Edelleuten, eine Landung in England gemacht hatte, um den Tod ſeines Bruders zu rächen; der in eben dem Jahre die Engländer zurüktrieb, die nun ihrerſeits auch einen Einfall in Bretagne gethan hatten, und ihren General mit eigner Hand erſchlug; kann, ſag' ich, dieſer Tanneguy, um das Jahr 1420. wie ein Baſtard geſchildert werden, der vor Kurzem noch Küchenjunge und Pferdeknecht zu Paris geweſen?

Man hat die Frau de Gyac, des Herzogs von Bourgogne Mätreſſe, unter die Mitſchul-

digen gezält, weil ſie, nach dem Tode des Herzogs, in das Gebiet des Dauphin's flüchtete, um der Rache der Herzogin zu entgehn. Iſt das nicht eine abgeſchmakte Beſchuldigung? Was konnte der Dauphin dieſem Frauenzimmer, für den Verluſt, den er ihr zuzog, für eine Entſchädigung anbieten?

Die Frau de Gyac hatte dem Herzoge von Bourgogne den Rat gegeben, die Konferenz in Montereau anzunemen; das war hinlänglich, der Herzogin den Verdacht einzuſtöſſen, daß ſie an dem Verbrechen Theil hätte; aber dies beweiſt noch nichts gegen ſie.

Man hat eine Art von Prozes gegen die Mörder inſtruirt; aber vor wem? Vor den Hausoffizieren des Hauſes Bourgogne. Wen hat man denn verhört?

1) Drei von den zehn Kavalieren, die ihn begleitet haben, und von den Dreien ſagen Zwei aus, ſie wüſſten nicht, wie die Sache zugegangen wäre. Ein einziger will geſehn haben, daß du Chatel ihm den Strich verſezte; aber keiner von den Dreien ſpricht von den Umſtänden, die zu dem Tumult hätten können Gelegenheit geben.

2) Seguinat, den Sekretär des Herzogs, der von dem Dauphin lange Zeit war gefangen gehalten worden. Seine Ausſage iſt ſehr umſtändlich, und er iſt der Einzige, der den Dauphin beſchuldigt.

3) Zwei Waffenträger des Herrn de Noailles, aus dem Hauſe Foix. Dieſe Leute haben nichts geſehn, ſagen aber aus, was ſie von dem Herrn de Noailles ſagen gehört haben, der mit dem Herzoge zu gleicher Zeit verwundet worden, und drei Tage nachher geſtorben iſt. Dieſe Ausſage iſt nicht, wie die andern, vor einer Art von Tribunal aufgenommen; ſondern eine bloſſe vor einem Notar abgegebne Erklärung; ſie iſt Lateiniſch geſchrieben, da die andern Franzöſiſch ſind, dies beweiſt, daß ſie nicht von den beiden Waffenträgern in die Feder diktirt iſt. Warum hat man, ſtatt dieſer Reden an ſeine Waffenträger, nicht ſeinen lezten Willen? Iſt dieſer vorhanden, ſo frägt ſich's, ob derſelbe mit der Erklärung dieſer beiden Leute übereinſtimmt?

Der Dauphin und der Herzog ſollten jeder zehn Perſonen zu ihrer Begleitung haben. Der Dauphin war ſchwächlich, und in Waffen wenig geübt; der Herzog von Bourgogne aber war ſehr ſtark. Indeſſen hatte der Dauphin, unter ſeinen zehn Begleitern, drei unbewafnete Rechsgelehrte. Das wäre wohl das erſtemal, daß man zu einer vorherüberlegten Mordthat mit Willen unbrauchbare Gehülfen ausgeſucht hätte.

Der Herzog **Philipp** wollte die Mörder ſeines Vaters auf dem Scharott hinrichten laſſen. Der König Heinrich der V. von England hatte Barbaſan und Tanneguy dü Chatel, zwei Menſchen, die der Bourgogniſchen Faktion am meiſten verhaſſt waren, in Händen; aber er wollte ſie durchaus dem Herzoge nicht ausliefern, ſondern lies ſie los, obgleich die Mörder des Herzogs von Bourgogne von aller Kapitulation ausgeſchloſſen waren. Heinrich der V. war falſch und grauſam; er hatte den Herzog von Bourgogne nötig; er und die Engländer, die ihn begleiteten, muſſten alſo von der Unſchuld dieſer beiden Menſchen ſehr überzeugt ſein.

Der Herzog hatte ſeinen Eidam, den Her-

zog Karl von Bourbon, bei ſich. Dieſer folg- te dem Dauphin, und ſtritt noch in demſelben Jahre für ihn in Languedok, wo er Beziers weg- nam. Iſt es wahrſcheinlich, daß derſelbe ſich ſo betragen haben würde, wenn er geſehn, daß der Dauphin hätte ſeinen Schwiegervater, vor ſeinen Augen, umbringen laſſen?

Die Anhänger des Dauphins haben be- hauptet, daß, nachdem der Herzog von Bour- gogne dem Dauphin den Vorſchlag gethan, mit zu ſeinem Vater zu gehn, und der Dauphin ſich deſſen geweigert hatte, der Herr de No- ailles, nach einigem Wortwechſel, den Dau- phin ergrif, und nach ſeinem Degen faſſte; Tanneguy aber den Dauphin in ſeinen Armen wegtrug, und ihm zum zweitenmahl Freiheit und Leben rettete; (denn er war es auch, der damals, als der Herzog von Bourgogne Pa- ris wegnam, und das Blutbad unter den Ar- magnacs anrichtete, den Dauphin aus dem Bette ris, und auf ſeinem Pferde nach Vincen- nes brachte;) und daß die andern Begleiter des Dauphin's ſich aus dem Staube machten, bis auf viere, welche den Herzog von Bourgogne, und den Herrn de Noailles ermordeten. Dieſe Erzälung iſt viel wahrſcheinlicher, als die Er- zälungen der Bourgogniſchen Partei.

Von dieſen Vieren geſtanden Drei, daß ſie den Herzog von Bourgogne umgebracht, weil ſie geſehn hätten, daß er dem Dauphin Gewalt anthun wollte. Einer derſelben, ein ehmaliger Bedienter des Herzogs von Orleans, rühmte ſich, dem Herzog Johann die Hand abgehauen zu haben, wie dieſer ſie ſeinem Herrn abgehauen hatte. Der Vierte geſtand, daß er den Herrn de Noailles umgebracht hätte, weil er geſehen, daß derſelbe ſeinen Degen zur Hälfte gezogen habe. Man ſehe hiſtoire de Charles VI. par Juvenel des Urſins.

Wir glauben alſo, daß man den Dauphin, und den Tanneguy dû Chatel, ſchlechterdings für unſchuldig, nicht allein an dem vorherüberlegten Meuchelmord, ſondern auch ſogar an der Entleibung des Herzogs Johann ſelbſt, halten mus, und daß nichts Vorherüberlegtes bei dieſem Todtſchlage war, der keine andre Urſach hatte, als die unvorſichtige Verräterei des Herzogs von Bourgogne, der die Schwachheit des Dauphins benuzen, und denſelben zwingen wollte, ihm zu folgen, und den bittern Has, den die vormaligen Diener des Herzogs von Orleans gegen ihn hegten, die dieſen Vorwand ergriffen, um ihn aus dem Wege zu räumen.

Faſt alle unſre Geſchichtſchreiber haben den Dauphin und dû Chatel dieſer Mordthat beſchuldigt, weil alle gleichzeitige Hiſtoriker, den einzigen Juvenel des Urſins ausgenommen, entweder Unterthanen, oder Anhänger, des Hauſes Bourgogne waren.

Ueber dies Faktum aus unſrer Geſchichte kann man, in den Eſſais hiſtoriques ſur Paris par Mr. de Saint Foix, eine ſehr intereſſante Abhandlung nachleſen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 386. Nach den Worten: in Kontumaz verurtheit.)

Vergebens hat der Präſident Henaut, der nicht die Herzhaftigkeit des Präſidenten de Thou beſas, dieſe Thatſache zweifelhaft machen wollen; ſie iſt nur zu ſehr beſtätigt. *)

(Th. III. S. 415. Nach den Worten: Sittenſtrenge zu ſein.)

*) Dieſe Verſe beweiſen nicht allein, daß

*) Des Urſins, Erzbiſchof von Rheims, geſteht ſie in ſeiner Geſchichte. Man ſehe hierüber meine Geſchichte des Pariſer Parlements in dieſem Zeitraum nach.

ſchon damals Leute, welche ihren Geiſt anbäu‑ten, der Vorurtheile zu ſpotten wußten, ſondern daß ſie auch fühlten, wie ſehr dergleichen Verfol‑gungen ungerecht und grauſam waren. In dem Recueil des fabliaux par M. le Grand findet man noch mehr andre Beweiſe davon.

Indeſſen hat der Fanatismus noch ſechs Jahrhunderte hindurch gedauert, theils weil die erſte und lezte Klaſſe einer Nation immer dieje‑nigen ſind, bei denen es am ſpäteſten Licht wird; theils weil immer, ſo lange ein Land nicht gute Geſeze hat, oder die fortſchreitende Aufklärung nicht die Stelle derſelben erſezt, die Macht ei‑gentlich in den Händen des Volks iſt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. III. S. 424. Nach den Worten: nichts ler‑nen als Griechiſch.)

Sie hatten beinahe keine Spur von wahren Wiſſenſchaften, und die wenige Kenntnis, die man damals von der Naturkunde und der Ma‑thematik beſas, verdankte man den Arabern.

(Th. III. S. 443. Nach den Worten: die Knecht‑ſchaft gänzlich abgeſchaft.)

Kurz, es iſt ſo ſchwer, das Gute in Aus‑

übung zu bringen, daß jezt im Jahre 1778., da ich dies Kapitel wieder durchſehe, noch einige Gegenden in Frankreich vorhanden ſind, wo das Volk Sklave iſt, und was eben ſo abſcheulich, als widerſprechend iſt, Mönchsſklave.

*Le monde avec lenteur marche vers la ſageſſe.*

(Z. T. Die Welt nähert ſich nur langſam der Weisheit.)

(Th. III. S. 446. Nach den Worten: Landſtände von Frankreich berief.)

Wir müſſen hier eine wichtige und weſentliche Anmerkung über die Landſtände von Frankreich machen, welche unſre Geſchichtſchreiber ſchon hätten machen ſollen. Dieſe nemlich, daß Frankreich das einzige Land auf Erden iſt, wo die Kleriſei einen Landſtand ausmacht. In allen andern Ländern haben die Prieſter Einfluß, und Reichthümer; ſie unterſcheiden ſich vom Volke durch ihre Kleidung, aber ſie machen keinen geſezlichen Stand, keine Nation in der Nation, aus. Sie ſind, weder zu Rom, noch zu Konſtantinopel, Landſtand. Weder der Pabſt, noch der Türkiſche Grosſultan, berufen jemals die Kleriſei, den Adel, und den Bürgerſtand, zuſammen.

Der Ulema, oder die Klerisei der Türken, iſt eine furchtbare Geſellſchaft, aber nicht das, was wir einen Stand der Nation nennen. In England haben die Biſchöfe Siz im Parlament, aber nur als Baronen, nicht als Prieſter. Die Biſchöfe und Aebte haben Siz auf dem Teutſchen Reichstage, aber blos als Kurfürſten, Fürſten und Grafen. Frankreich iſt das einzige Land, wo man ſagt, die Klerisei, der Adel, und das Volk.

(Th. IV. S. 46. Nach den Worten: Orden vom heiligen Michael.)

*) Man hat aus dieſem Orden eine Belohnung der Verdienſte für den bürgerlichen Stand gemacht; aber auch alle mögliche Vorſicht gebraucht, zu verhindern, daß er nicht zu ehrenvoll ſchiene, recht als wenn man gefürchtet hätte, das Publikum möchte auf die Gedanken geraten, Talente haben wäre rühmlicher, als Ahnen zälen. Wenn die Menſchen jemals zur Vernunft kommen ſollten, ſo werden ſie viele Mühe haben, die Wichtigkeit zu begreifen, die man den Orden, den ſtiftsmäſſigen Kapiteln, und dem Geſchäfte der Genealogiſten,

beigelegt hat. Sie werden ſich wundern, daß Menſchen von geſundem Verſtande, und die ſchon ziemlich aufgeklärt ſind, dieſes lächerliche Handwerk mit dem wundervollſten Ernſte getrieben haben. Sie werden lachen, wenn ſie einen ungeheuren Folioband mit der Genealogie eines Edelmanns angefüllt ſehn, deſſen Familie nicht verdient, eine halbe Seite in der Geſchichte einzunemen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 50. Nach den Worten: **auch zuweilen Senatoren.**)

Es ſei nun, daß man den Senat zahlreicher machen wollte, oder daß ſie ſich das Recht erworben hatten, zu den Staatsbedienungen gewählt zu werden, welche das Recht gaben, in den Senat zu kommen. Dieſe Würde und der Rittertitel waren erblich.

(Ebendaſelbſt. Nach den Worten: **einige Aehnlichkeit hätte.**)

*) Es hat verſchiedene Nationen gegeben, und giebt deren noch, wo man weder erbliche

Würden, noch erbliche Vorrechte, kennt. Familien aber, die, einige Menſchenalter hindurch, reich und mächtig geweſen; die Abkömmlinge groſſer Männer in jeder Art; die Nachkommen dererjenigen, welche dem Vaterlande groſſe Dienſte geleiſtet, oder wenigſtens in dem Ruf ſtehn; die Kinder ſolcher Leute endlich, denen man auſſerordentliche Thaten beilegt, genieſſen in allen Ländern einer erblichen Achtung. Dies iſt in der Natur gegründet, das übrige iſt Vorurtheil.

Die erblichen Vorrechte erſtikken die Nacheiferung, ſchränken die Wahl zu wichtigen Bedienungen auf eine kleinre Anzahl von Menſchen ein, und machen die Talente dererjenigen unnüz, welche Vermögen genug hatten, ſich einer guten Erziehung zu erfreuen, aber nicht von vornemer Geburt genug waren, um auf dergleichen Stellen Anſpruch zu machen. Die käuflichen Vorrechte, wohin auch der Franzöſiſche Adel gehört, ſind eine der Haupturſachen von der ſchlechten Finanzverwaltung und dem Elende des Volks.

Dieſe Vorrechte und Privilegien, zu denen man durch Gewalt, oder durch Intriken, gelangt iſt, haben nach einiger Zeit Menſchen ge-

funden, die ihre Schuzredner geworden ſind, und die Nüzlichkeit derſelben haben beweiſen wollen. Dies iſt das Schikſal aller ſchlechten Einrichtungen; die Stifter derſelben würden ſich oft über die Bewegungsgründe wundern, die man ihnen andichtet, und über den Scharfſinn, den man bei ihnen vorausſezt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th IV. S. 65. Nach den Worten: Pairs des Reichs vorſtellen.)

*) Villain kann auch mit Villageois (Dorfbewohner) gleichbedeutend ſein. Das Wort Ville ward auch gebraucht, um Wohnungen auf dem Lande, Village, zu bezeichnen. Dies beweiſt die groſſe Menge von eignen Namen der Dörfer, die ſich auf Ville endigen, und beſonders in den nördlichen Provinzen Frankreich's ſehr gewöhnlich ſind. Gentleman im Engliſchen will ſo viel ſagen, als was wir in Frankreich einen Mann nennen, der auf anſtändigem Fus lebt.

Diejenigen, denen man dieſen Titel beilegt, welcher eben ſo viel ſagen will, als von dem Er-

träge ſeiner Güter leben, genieſſen einige von den Vorrechten des Adels, und hauptſächlich ſolche, welche mehr der Perſon ankleben, als den Gütern. Man hat Leute, die ſich durch ihre Erziehung über den Pöbel erheben, nicht gern mit dem Pöbel vermiſchen wollen. Aber dieſe Leutſeligkeit gegen einige Bürger iſt eine Ungerechtigkeit gegen das Volk. Dies beweiſt, daß die Regierung von Niemanden einen Dienſt erzwingen mus, durch welchen ſich irgend ein Bürger des Staats, wenn er auch der vornemſte wäre, erniedrigt glauben würde.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 136. Nach den Worten: Bei welchem er Zuflucht ſuchte.)

Was Stefano'n anlangt, ſo ward derſelbe, da er nur ein Prieſter war, vom Volke im geringſten nicht verſchont, ſondern durch die Straſſen von Florenz geſchleift, verſtümmelt, geſchunden, und endlich aufgehangen.

(Th. IV. S. 142. Nach den Worten: für jeden, der ſie verdient.)

Dadurch aber, daß man das Volk immer

in der Unterwürſigkeit erhält, wird auch die Regierung des Adels immer mehr befeſtigt, und bürgerliche Unruhen immer mehr entfernt. Man hat daſelbſt keine Demokratie zu fürchten, welche höchſtens nur einem kleinen Schweizerkanton, oder der Stadt Genf, angemeſſen ſeyn kann. *)



*) Wenn man durch Demokratie eine Regierungsverfaſſung verſteht, wo die allgemeine Verſammlung der Bürger unmittelbar die Geſeze macht, ſo fällt es in die Augen, daß die Demokratie nur für einen kleinen Staat paßt. Verſteht man aber eine Verfaſſung darunter, wo alle Bürger, in verſchiedne Verſammlungen eingetheilt, Abgeordnete wählen, welche die Perſonen ihrer Wählenden vorſtellen, und die allgemeine Willensmeinung derſelben einer Hauptverſammlung vortragen müſſen, die alsdann die Stelle der ganzen Nation vertritt, ſo läſſt ſich leicht einſehen, daß ſich eine ſolche Verfaſſung auch für groſſe Staaten ſchikt.

Man kann ſogar, wenn man verſchiedne Klaſſen von ſolchen ſtellvertretenden Verſammlungen anſezt, dieſe Verfaſſung bei den gröſſten Reichen anwenden, und denſelben, durch dieſes Mittel, eine, bisher noch von keinem erreichte, Feſtigkeit, und zu gleicher Zeit diejenige erforderliche Einheit der Abſichten, mittheilen, die man, bei einer entgegengeſezten Verfaſſung, ſchlechterdings nicht mit Beſtande bewirken kann.

(Th. IV. S. 159. Nach den Worten: für ihren Franziskaner.)

Wenn wir dieſe religiöſe Abſcheulichkeiten in der Geſchichte der Irokeſen fänden, ſo würden wir ſie nicht glauben. Indeſſen fiel dieſer Auftritt bei dem ſinnreichſten Volk auf Erden, in dem Vaterlande eines Dante, Arioſt, Petrarch und Machiavell, vor. Je geiſtreicher ein Chriſtliches Volk iſt, um deſto mehr braucht es ſeinen Scharfſinn dazu, den Aberglauben zu unterſtüzen, und ſeiner Abgeſchmaktheit einen Anſtrich zu geben.

(Th. IV. S. 166. Nach den Worten: voll pöbelhafter Irrthümer ſtekken.)

Daher kommt es auch, daß ſolche groſſe Männer, wie Paskal und Arnaud, am Ende zu Schwärmern werden.

Es wäre ſogar möglich, eine Regierungsverfaſſung einzuführen, wo jedes Geſez, oder doch wenigſtens jedes wichtige Geſez, eben ſo gewis der wahre Ausdruk des allgemeinen Willens des Volks wäre, als es nur immer im groſſen Rate von Genf ſein kann; und in ſolchem Fall müſſte man dieſelbe doch durchaus für eine wahre Demokratie gelten laſſen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 174. Nach den Worten: **beſonders Finanzſtellen.**)

*) Damals betrachtete man den Verkauf dieſer Bedienungen blos als ein Mittel, Geld in die Hände zu bekommen; und man dachte eben ſo, als **Franz der I.** die Richterſtellen, und **Heinrich der III.** das Meiſterrecht in Künſten und Handwerken, verkaufte. In der Folge aber iſt man darauf verfallen, dieſen ſchimpflichen oder tyranniſchen Gebräuchen Lobreden zu halten, und ſie als vortrefliche politiſche Einrichtungen anzupreiſen, die mit dem Geiſte der Nation, und mit der Verfaſſung des Staats, in ſchiklicher Verbindung ſtehn.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 183. Nach den Worten: **ſiehn doch die Menſchen.**)

Ein Pabſt, und ſein Baſtard, welchen man als Erzbiſchof geſehn hatte, beſudelte Italien mit allen erdenklichen Laſtern; ein König von Frankreich, dem man den Namen eines Vaters des Volkes beilegte, unterſtüzte ſie, und die ſtokdummen Nationen ſchwiegen dazu ſtille.

(Th. IV. S. 184. Nach den Worten: War glorreich und unnüz.)

Man verglich ihn mit dem Horatius Kokles; aber er stritt nicht für Römer.

(Th. IV. S. 191. Nach den Worten: doch eine anſehnlichere haben.)

*) Es ſcheint, daß der Kardinal Ehrgeiz und Habſucht beſaß, allein in Geſchäften nur sehr mittelmäſſige Geſchiklichkeit zeigte. Da er aber weder blutdürſtig, noch ein Räuber, war, und beſonders oft getäuſcht wurde, ſo hat er den Ruf eines tugendhaften Mannes hinterlaſſen, den man ſich freilich, in dem Jahrhundert der Ferdinande, und der Borgias, leicht erwerben konnte.

Unſer Autor hat ihn vielleicht in ſeiner Henriade zu ſehr gelobt. Vielleicht iſt der Lezte von den vier Verſen, worin er ſeiner erwähnt, nur der einzige, der nach aller Strenge wahr iſt. Aber Voltaire, der noch überaus jung war, als er die Henriade ſchrieb, ſprach damals nach dem allgemeinen Gerücht, und nicht nach ſelbſt angeſtellten Unterſuchungen über die Geſchichte.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 193. Nach den Worten: zur Hinterliſt gewöhnt hatte.

Aber was war das für eine Hinterliſt! Was für eine ehrloſe Niederträchtigkeit! Man ſieht ſich gezwungen, den guten Ludwig den XII. der Dummheit, oder des Betruges, zu beſchuldigen.

(Th. IV. S. 210. Nach den Worten: verlieſen nur drei Monate.)

Ludwig der XII. hatte noch ein traurigers Schikſal, als Karl der VIII.; denn die Franzoſen hatten ſich doch wenigſtens, unter Karl'n, durch die Schlacht bei Fornovo, einen rühmlichen Rükzug eröfnet. Aber unter Ludwigen wurden ſie, in der Schlacht bei Novara, von den Schweizern allein in die Flucht gejagt. Das war der höchſte Gipfel des Unglüks und der Schande.

Louis de la Trimouille war mit einer Armee abgeſchikt worden, um wenigſtens die Ueberbleibſel des verloren gehenden Mailändiſchen zu retten. Er belagerte Novara. Zwölftauſend Schweizer fallen ihm auf den Hals, ehe er ſich

hatte verſchanzen können. Sie führen keine Kanonen bei ſich, gehn aber grade auf die ſeinigen los, und bemächtigen ſich derſelben. Sie reiben ſeine ganze Infanterie auf, werfen ſeine Kavallerie, erfechten einen vollſtändigen Sieg, den der Präſident Henault mit Stillſchweigen übergeht, und geben dem Maſſimiliano Sforza das Herzogthum Mailand, um welches Ludwig ſo eifrig geſtritten hatte.

(Th. IV. S. 211. Nach den Worten: verjagte zweimal die Franzoſen.)

Ludwig der XII. behielt jenſeits den Alpen nichts übrig. Das war alſo die ganze Frucht von ſo viel vergoſſnem Blute, und von ſo viel verſchwendeten Schäzen. Alle dieſe Unterhandlungen, und alle dieſe Kriege, namen ein unglüklickes Ende.

(Th. IV. S. 259. Nach den Worten: unbekannt geweſen waren.)

Dieſe Höflichkeit leuchtete ſogar mitten unter Verbrechen hervor; ſie glich einem Kleide von Goldſtük und Seiden, das mit Blute beſudelt war.

(Th. IV. S. 322. Nach den Worten: **als ihn aufzumuntern.**)

*) Jedes Prachtgeſez iſt, an und für ſich ſelbſt, ungerecht. Die Menſchen ſind in Geſellſchaften zuſammengetreten, um ihre Rechte aufrecht zu erhalten, nicht aber andern das Recht zu geben, Eingriffe in die Freiheit zu thun, die jedem einzelnen Mitgliede zukommt, ſich, nach ſeiner Grille, zu kleiden, zu nähren und mit Wohnung zu verſorgen, kurz von ſeinem Eigenthum den Gebrauch zu machen, der ihm gefällt, **wenn dieſer Gebrauch nur niemandes Rechten zu nahe tritt.**

Bei den alten Nationen waren die Prachtgeſeze ſehr gemein. Die Veranlaſſung dazu war Neid der armen Bürger gegen die Reichen, oder auch die Politik der Reichen ſelbſt, die nicht zugeben wollten, daß Leute von ihrer Partei Reichthümer, die man zur Vergröſſrung der gemeinſchaftlichen Gewalt brauchen könnte, auf Tändeleien verwendet werden ſollten.

Die Alten, die, in den meiſten ihrer politiſchen Einrichtungen, eine Scharfſicht und gründliche Einſicht blikken lieſſen, die wir mit Recht bewundern, waren, in den wahren Grundſäzen

der Geſezgebung, unwiſſend, und rechneten die Gerechtigkeit für nichts. Sie glaubten, daß der Wille des ganzen Volks von den einzelnen Mitgliedern alles fordern, und dieſelben allen Zumutungen unterwerfen könnte. Dieſe falſche, gefärliche, für die Fortſchritte der Civiliſirung und der Aufklärung verderbliche Meinung dauert nur zu ſehr, noch unter uns, fort.

Die Geſchichte beweiſt, daß alle Prachtgeſeze der Alten und der Neuern, aller Orten, nach Verlauf einer ſehr kurzen Zeit, abgeſchaft, eludirt, oder vernachläſſigt wurden. Die Eitelkeit wird immer mehr Wege erfinden, ſich auszuzeichnen, als die Geſeze werden verbieten können.

Das einzige erlaubte Mittel, den Luxus durch Geſeze zu bekämpfen, und zu gleicher Zeit das einzige wahrhaft wirkſame, iſt dieſes, daß man, durch gleiche Eintheilung der Erbſchaften, die gröſſte Vermögensgleichheit einzuführen ſuche, das Recht, Teſtamente zu machen, gänzlich abſchaffe, oder doch einſchränke, und dem Handel und Gewerbe, nebſt Kunſtfleis und Betriebſamkeit, aller Art vollkommne Freiheit geſtatte; und grade dieſe Geſeze ſind es, wozu Gerechtig-

keit, Vernunft und Natur, jedem aufgeklärten Geſezgeber raten, wenn man auch auf das Verlangen, den Luxus auszurotten, keine Rükſicht nimmt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 399. Nach den Worten: der Welt unerhörten Verwirrung.)

*) Die Misbräuche der geiſtlichen Gewalt im Occident, wurden, gegen das Ende des erſten Geſchlechts unſrer Könige, merklich. Das dagegen erhobne Geſchrei ſchreibt ſich genau von dieſer Zeit her, und hat, ohne Unterbrechung, fortgedauert.

Bis zu den Kriegen gegen die Albigenſer, hatte die Kleriſei, zur Anfrechthaltung ihrer Macht, nichts nötig, als alle diejenigen, welche, durch ein ſolches Geſchrei ſich, unter dem Volke, einen kleinen Anhang machten, als Kezer hinrichten zu laſſen. Dieſe grauſame Gewohnheit, Meinungen mit Todesſtrafe zu belegen, ward von dem Tyrannen Maximus, am Ende des vierten Jahrhunderts, in der Chriſtlichen Kirche eingeführt, und hat nachher hartnäkkiger fortge-

dauert, als irgend ein anderes Stük der Kirchenzucht.

Die Albigenſer hatten ſich nur in einigen Provinzen ausgebreitet. Ein gegen ſie gepredigter Kreuzzug erſtikte dieſe Kezerei in dem Blute von zwei bis dreimalhunderttauſend Menſchen. Böhmen's Beherrſcher begingen den Fehler, ihren Thron auf's Spiel zu ſezen, und ihr Land zu Grunde zu richten, um der Kleriſei die Aufrechthaltung ihrer Gewalt zu ſichern, und ſo ward die Kezerei der Huſſiten vernichtet.

Dieſe Begebenheiten hatten auf das übrige Europa keinen ſonderlichen Einſlus gehabt. Jede Meinung breitete ſich nur in der Provinz aus, wo ſie zuerſt entſtanden war. Nun kam die Erſindung der Buchdrukkerkunſt, und gab allen Dingen eine andre Geſtalt. Ein Schriftſteller konnte ſich nun auf einmal allen Ländern verſtändlich machen, wo man ſeine Sprache verſtand. Ein Lateiniſch geſchriebnes Buch ward von dem ganzen Europa geleſen.

Die Kleriſei glaubte, im ſechszehnten Jahrhunderte, ſich eben der Waffen bedienen zu können, wie im dreizehnten, und betrog ſich. Die

von ihr Verfolgten, beſchwerten ſich vor dem Richterſtuhl aller Nationen, und gewannen doch immer bei einigen derſelben ihren Prozes.

Die Abſchaffung der gemisbrauchten geiſtlichen Gewalt war der heimliche Wunſch aller aufgeklärten und tugendhaften Menſchen, aller Fürſten, und aller Obrigkeiten von Europa. Zum Unglük aber waren diejenigen, welche dieſe Misbräuche bekämpften, Theologen dem Stande nach, und miſchten alſo theologiſche Meinungen in ihr Geſchrei. Bald wurden alle Gemüter von den Streitfragen eingenommen, worüber faſt niemand eine richtige und genau durchdachte Meinung hegte, und an welche der groſſe Hauſe nimmermehr gedacht hatte, und ſo nam ein jeder die von ihm für wahr gehaltne Meinung an, oder behielt ſie bei.

Die Leute änderten ihre Meinung nicht, wie man gemeiniglich glaubt, ſondern jeder nam eine an, oder behielt die, die er zuvor gehabt hatte, ohne zu wiſſen, daß ſeine Nachbaren eine andre hätten.

Es wäre den Fürſten ein Leichtes geweſen, dieſe Streitigkeiten zu erſtikken, wenn ſie gethan hätten, als wenn ſie denſelben nicht die geringſte

Wichtigkeit beilegten, und ihr Volk glüklich zu machen, wenn ſie, durch Abſchaffung der Misbräuche ihre Macht, und ihren eignen Reichthum, vermehrt hätten. Die ſicher geſtellte Unabhängigkeit ihrer Kronen und ihrer Perſonen; ſo viel unnüze, der Bevölkerung und der Arbeit wiedergeſchenkte Geiſtliche; die den Domänen des Staats wieder einverleibte Kirchengüter; die Befreiung des Volks von Auflagen zum Gottesdienſt, zu den Almoſen für die Mönche, zu Feierlichkeiten, zu Prozeſſionen, zu Pilgrimſchaften, und zum Ankauf von Ablas und Diſpenſationen; die Verbannung des Aberglaubens, der Wildheit, der Unwiſſenheit, und des daraus entſpringenden Sittenverderbniſſes; — lauter Vortheile für die ſelten reiche Beherrſcher entvölkerter Provinzen ohne Kunſtfleis und Kultur! Man hätte nur die Augen öfnen dürfen, um auf den erſten Blik bei den Völkern den Abſcheu gegen die Aergerniſſe und Erpreſſungen der Kleriſei, und die Gleichgültigkeit gegen die Lehrſäze der Kirche, wahrzunemen.

Dies iſt ſo wahr, daß alle Fürſten, denen es nur eingefallen iſt, ſich von Rom zu trennen, und ihre Kleriſei zu reformiren, ihren Endzwek

erreicht haben. Die falſche Politik Karl's des V. und Franz des I. war Schuld daran, daß dieſe Revolution weder allgemein war, noch ruhig ablief. Sie dachten nur an den Vortheil, den ſie ſich davon verſprachen, wenn ſie ſich der Unterſtüzung des Pabſtes in ihren Kriegen in Italien verſicherten; und ſie ſchienen zu wetteifern, wer demſelben die meiſten Menſchenopfer ſchlachten würde. Inzwiſchen konnte weder der Schuz des Pabſtes, noch die Staaten, um welche ſie ſich zankten, ihrer wirklichen Gewalt einen ſolchen Zuwachs verſchaffen, als die Vereinigung unnüzer Pfründen mit ihren Domänen.

Die Säkulariſirung der Biſthümer und Abteien in Teutſchland hätte Karl'n im Reiche eine weit gröſſre Macht verſchaft, als diejenige war, die er zu erhalten vergeblich ſtrebte, und deshalb verderbliche Kriege anzettelte, die zweimal im Begrif ſtanden, den Untergang ſeines Hauſes zu veranlaſſen. Der Bericht von dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1623., und ſeine Antwort an den Pabſt, beweiſen, daß es Karl damals in ſeiner Gewalt gehabt hätte, die Reform einzuführen, ohne die geringſte Unruhe zu verurſachen.

Vielleicht hätte die Meinung über die ſchlechte Politik dieſer Fürſten geſiegt; zum Unglük aber blieb ein groſſer Theil derjenigen, die damals über die Meinungen herrſchten, bei der Römiſchen Religion, die ſie im Herzen eben ſo ſehr verachteten, als die theologiſchen Spizfündigkeiten der neuen Sektirer; einige aus Furcht und aus Liebe zum Frieden, andre in der Meinung, daß die Reform der Misbräuche die unfehlbare aber ſtille Folge der Aufklärung ſein würde, und daß man ſich nicht übereilen müſſte, um nicht alles zu verderben. Sie irrten ſich; und ihre Gleichgültigkeit, oder ihr Irrthum, haben Europa in Trübſale geſtürzt, mit denen nichts von alle dem in Vergleichung kommt, was irgend ein andrer Abſchnitt der Geſchichte darbietet.

In der That enthält die Intoleranz der Proteſtanten viele Entſchuldigung für das Betragen dererjenigen, die ſich weigetten, ihnen beizutreten. Sie ſahen nicht, daß der von den Proteſtanten angenommne Unterſuchungsgrundſaz notwendig zur Toleranz führte, wovon der Grundſaz der Autorität, welcher die Hauptgrundlehre des Römiſchen Glaubens ausmacht, eben ſo notwendig abführt, und daß endlich die In-

Toleranz der Proteſtanten, und ſelbſt die von denſelben beibehaltnen Theologiſchen Lehrſäze, nur ein Ueberreſt des Pabſtthums waren, welchen die Grundſäze ſelbſt, worauf die Reformation ſich gründete, dereinſt über den Haufen werfen müſſten.

Sie hielten es alſo für beſſer, da ſie nur unter Ketten zu wählen hatten, diejenigen zu tragen, in welchen ſie geboren waren, als neue anzunemen; und wollten ſich nicht anders in dieſe Streitigkeiten miſchen, als um den Irrthum der Parteien zu mildern, weil in allen den Parteien, in welche Europa getheilt war, derjenige, der ſelbſt denken wollte, keine andre Wahl hatte, als zu ſchweigen, oder ſich verbrennen zu laſſen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 428. Nach den Worten: in Verdacht hatten)

Man kann noch hinzuſezen, daß, in dem Augenblik, da Karl der V. die Regierung niederlegte, die Staaten des Hauſes Oeſtreich in Teutſchland, und die Niederlande, und Spa

nien, und Neapel, von Proteſtanten wimmelten; daß ſelbſt die Katholiken aller dieſer Länder eine Reform verlangten; daß es ihm ein Leichtes geweſen wäre, den Pabſt und ſeine Unterthanen von der Kirchenverſammlung auszuſchlieſſen, und ſo von derſelben Entſcheidungen zu erhalten, die mit dem allgemeinen Intereſſe von Europa übereinſtimmten, und daß dies, beſonders zu des blutdürſtigen und unbeſonnenen Pabſtes Paul's des IV. Zeiten, in ſeiner Gewalt geſtanden hätte.

Unglüklicherweiſe bildete er ſich ein, daß er ſich mit Bullen, Reſkripten, und Beſtechungen, zum Herrn von Teutſchland und Italien machen würde, und fand ſich, bei Niederlegung ſeiner Regierung, nach dreiſſigjährigen Intriken und Kriegen, minder mächtig, als zur Zeit ſeiner Erwählung.

(Th. IV. S. 446. Nach den Worten: Abgründe hinunterzuſtürzen.)

*) Die Anarchie iſt ein groſſes Uebel in der Staatskunſt, weil der allgemeinen Wohlfahrt viel daran liegt, daß die allgemeine Gewalt ſich zur Vertheidigung der Rechte eines jeden vereini-

ge; in der Religion hingegen iſt Anarchie nicht allein gleichgültig, ſondern ſogar zur öffentlichen Ruhe beinahe notwendig. Es iſt ſchwer, daß zwei wetteifernde Sekten neben einander beſtehn können, ohne Unruhen zu verurſachen; aber beinahe unmöglich, daß zweihundert Sekten Unruhen veranlaſſen können.

Uneingeſchränkte Toleranz, und die Vernichtung aller geiſtlicher Gerichtsbarkeit, und alles Einfluſſes der Kleriſei auf bürgerliche Verhandlungen, ſind die einzigen Mittel, die Ruhe ſicher zu ſtellen.

Ueberdies mus man bemerken, daß das Recht, zu unterſuchen, was man glauben ſoll, und laut zu ſagen, was man glaubt, ein natürliches Recht iſt, welches keine Macht auf Erden einſchränken kann, ohne tyranniſch zu handeln, und welches niemand antaſten mag, ohne den erſten Vorſchriften des Gewiſſens Gewalt anzuthun.

Kein ehrlicher Mann, der richtig denkt, kann Intoleranz gebieten, ohne zum erſten Grundſaz anzunemen, daß die Religion nichts anders iſt, und nichts anders ſein kann, als ein

politiſches Inſtitut. Auch findet man, unter den Begünſtigern der Intoleranz, noch mehr Heuchler, als Fanatiker.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 459. Nach den Worten: in tiefem Frieden leben.)

Sie ſind alſo das wahre Gegentheil von den Chriſten geweſen. Dieſe waren im Anfange Brüder, die ſtille und verborgen in Frieden lebten und litten, und endlich abgeſchmakte und barbariſche Böſewichter wurden. Die Wiedertäufer machten den Anfang mit Barbarei, und endigten mit Sanftmut und Weisheit.

(Th. IV. S. 505. Nach den Worten: von Schwärmern mit ſich.)

*) Wenn man unter dem Ausdruk Atheiſt einen Menſchen verſteht, der alle beſondre Religionen verwirft, und von der natürlichen Religion keine Kenntnis hat, ſo hat es deren, zu allen Zeiten, eine groſſe Anzahl gegeben. Sie fanden ſich häufig unter den Mächtigen aller Länder, und vornemlich unter den Prieſtern al-

ler Religionen. Die Welt iſt unaufhörlich ein Raub ſchwachköpfiger Böſewichter geweſen, welche alles glaubten, und ſich von heuchleriſchen Böſewichtern leiten lieſſen, die nichts glaubten.

Dieſe Art von Atheismus war dreiſt genung, in Italien, um das ſechszehnte Jahrhundert, beinahe ganz öffentlich aufzutreten. Man verfiel damals darauf, die Heuchelei und die Lügen in ein Moralſyſtem zu bringen, und zu behaupten, der Glaube an die religiöſe Fabeln wäre ein heilſamer Zaum für die Bosheit der Menſchen; und dieſes Syſtem hat, zur Schande der Vernunft, noch Anhänger.

Was die Philoſophen betrift, welche das Daſein eines höchſten Weſens läugnen, oder blos einen Gott annemen, der bei den Handlungen der Menſchen gleichgültig bleibt, und Laſter nur durch ihre natürliche Folgen, durch Furcht und Gewiſſensbiſſe, beſtraft; ſo ſind dieſe ſowohl, als die Skeptiker, welche dieſe unauflösliche, und eben dadurch unbedeutende Streitfragen dahin geſtellt ſein laſſen, und ſich blos darauf einſchränken, natürliche Moral zu lehren, in Griechenland und Rom ſehr häufig geweſen, und ſam-

gen es auch an unter uns zu werden. Aber dieſe Philoſophen ſind nicht gefärlich. Das Laſter iſt ein reiſſendes Thier, welches ſich von der Religion nach Belieben feſſeln oder aufhezen läſſt. Die Vernunſt allein kann es, gleich bei ſeiner Geburt, erſtikken.

Man mus indeſſen doch bemerken, wie ſorgfältig unſer Autor alle Gelegenheiten ergreiſt, den Menſchen einen Gott zu verkündigen, der die Laſter ſtraſt; bei dieſer Gelegenheit kann man die Redlichkeit der Schriftſteller kennen lernen die ihn beſchuldigen, daß er die Grundſäulen der Moral niederreiſſe, und die ſich, durch unabläſſige Wiederholung dieſer Beſchuldigung, Glauben zu verſchaffen gewuſſt haben.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 564. Nach den Worten: ſeines Vaterlandes vorzieht.)

Joſeph der II. hat eben jezt dieſe Reform unternommen, wonach alle aufgeklärte Leute, und gute Bürger des Staats, in den Katholiſchen Staaten, ſchon ſo lange vergeblich ſeufzten.

Er hat nach und nach eine groſſe Menge

Klöſter beiderlei Geſchlechts, und einige ganze Orden, aufgehoben; bei den unnüzeſten hat er den Anfang gemacht. Den einzelnen Perſonen, die in dieſen Klöſtern lebten, weiſet er ein hinlängliches Auskommen an, und erlaubt denen, welche ſich freiwillig wieder zuſammen begeben wollen, ein gemeinſchaftliches Leben, unter Aufſicht des Biſchofs, zu führen.

Den Ueberſchus von den Kloſtergütern widmet er zur öffentlichen Erziehung, und zu nüzlichen Einrichtungen, zum Unterricht und zur Erleichterung der Laſten ſeines Volks.

Zu gleicher Zeit hat er die Mönche, deren gänzliche Aufhebung er noch nicht für ratſam gehalten hat, von dem Gehorſam gegen den Pabſt, und gegen alle auswärtige Obern, losgeſprochen. Die Biſchöfe hat er in ihre alten Rechte wieder eingeſezt, und der Achtung unbeſchadet, die er für den Römiſchen Stuhl, als den vornemſten geiſtlichen Biſchofsſtuhl, hegt, (welches bei der Römiſchen Kirche für einen Glaubensartikel gilt,) hat er die Gerichtsbarkeit deſſelben abgelehnt, welche, wie die Geſchichte lehrt, eine bloſſe Menſchenſazung iſt, und von der Schwach-

heit der Fürſten, und dem Aberglauben der Völker, herrührt.

Alle ſeine Unterthanen haben das Recht erhalten, dem Gottesdienſte anzuhängen, den ihnen ihr Gewiſſen vorſchreibt, und ſind nur zu einigen geringen Aufopferungen verbunden, welche die Liebe zum Frieden notwendig macht. Aber dieſe Aufopferungen treten weder der Gewiſſensfreiheit, noch irgend einem Rechte der Menſchheit, zu nahe.

Die Leibeigenſchaft iſt in Ländern, wo ſie, nebſt der Intoleranz, ſo lange Zeit das Fortſchreiten der Bevölkerung und der Indûſtrie verhindert hatte, gemildert, oder vielmehr abgeſchaft worden. Dieſe glükliche Veränderungen ſind das Werk des erſten Regierungsjahrs Joſeph's des II. Nie hat irgend ein Fürſt, weder ein alter, noch ein neuer, ſich der Welt als einen mutigern und aufgeklärtern Wiederherſteller der Rechte der Menſchheit, und der Geſeze der Gerechtigkeit, gezeigt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. IV. S. 583. Nach den Worten: und Teutonen, zu küſſen.)

*) Seit der Zeit, daß unſer Autor dieſes

Kapitel geſchrieben hat, iſt die Inquiſition zu Mailand, unter der Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia, und auf Anraten des Grafen von Firmian, aufgehoben worden, welchem Italien das Wiederaufleben der Aufklärung zu verdanken hat, die der Aberglaube, ſeit den Zeiten des Fra Paolo, für immer unterdrükt zu haben ſich ſchmeichelte.

Auch iſt dieſes Gericht nun in Sicilien aufgehoben, und zwar von dem Vicekönig dieſer Inſel, dem Herrn von Caraccioli, einem der gelehrteſten und aufgeklärteſten Staatsmänner von Europa, den wir lange in Paris geſehn haben, wo er einer der angenemſten Geſellſchafter war. Er iſt es, der dieſem Lande freien Kornhandel, freies Brodbakken, und freien Brodverkauf, bewilligt hat, einem Lande, wo die elendeſten Geſeze die Fruchtbarkeit des Bodens, die Vortheile der glüklichſten Lage, und das Genie der Landsleute eines Theokrit's und Archimedes, ſo lange Zeit unnüz gemacht hatten.

In Spanien hat die Inquiſition indeſſen neue Kräfte bekommen, und zwingt viele junge Spanier, welche Talente für Wiſſenſchaften be-

ſitzen, ihr Vaterland mit dem Rükken anzuſehn. Sie hat einen Olavides verfolgt, der eine Wüſte zu einer mit arbeitſamen und induſtrievollen Menſchen bevölkerten Provinz umgeſchaffen, in den Augen der Prieſter aber das gröſſte Verbrechen begangen hatte, weil er den ganzen Schaden genau kennen lehrte, den ſie dem menſchlichen Geſchlechte gethan haben. *)

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. V. S. 33. Nach den Worten: mit dem Thiere verbinden.)

*) Alles, was Menſch heiſſt, mus als Geſchöpf von einerlei Gattung betrachtet werden, weil alle dieſe Abänderungen, wenn ſie ſich begatten, ſogenannte Meſtizen hervorbringen, die, im

*) Daß in Baiern ſeit einigen Jahren die Inquiſition ihr Haupt zu erheben anfängt, und die Zaupſer, Weishaupte, Milbiller und andre helle Köpfe zu unterdrükken und ganz auszurotten bemühet iſt, daß ſie zu dem Ende die mannichfaltigſten Machinationen anwendet, iſt aus öffentlichen Blättern und Journälen mehr denn zu bekannt.

Nach ganz neuern Berichten iſt auch in Parma wieder ein Kezergericht auf den alten ſtrengen Fus eingeführt worden.

A. des Ueberſ.

Ganzen genommen, nicht unfruchtbar ſind. Alle lernen reden, und gehn von Natur auf zwei Füſſen.

Der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Affen iſt gröſſer, als zwiſchen Pferd und Eſel, aber kleiner als zwiſchen Pferd und Ochſe. Es könnten alſo, aus der Begattung eines Menſchen mit einem Affen, ein M e ſt i z entſtehn. Und gleich wie die Mauleſel, die im Ganzen genommen unfruchtbar ſind, doch zuweilen auch Zeugungskraft äuſſern, ſo hätte ja wohl auch durch Zufall eine von dieſen Mittelgattungen zum Vorſchein kommen und fortdauern können.

Aber im Stande der Wildheit iſt dieſe Vermiſchung der Gattungen ſo ſelten, und im civiliſirten Zuſtande würden dieſe Zwittergattungen ſo verhaſſt ſein, und man würde die Folgen davon ſo ſorgfältig verbergen müſſen, daß das Daſein einer ſolchen neuen Gattung wahrſcheinlicherweiſe immer nur im Reiche der Möglichkeiten bleiben wird.

Man kann gar nicht bezweifeln, daß es Menſchen giebt, die ſehr weis ſind, und den Geſichtsſchnitt und die Haare der Negern haben. Aber man weis nicht mit Gewisheit, ob dies

Miſsgeburten von der Negergattung, oder von der Mulattengattung, oder im Gegentheil eigne Arten ſind; ob die Eigenſchaften, wodurch ſie ſich auszeichnen, auf ihre Kinder forterben würden, u. ſ. w. Dieſe und viele andre Fragen der Art werden ſo lange unentſchieden bleiben, als die Reiſende die Gewohnheit beibehalten, Märchen niederzuſchreiben, und die Philoſophen, Syſteme zu ſchmieden.

Was die Streitfrage anbetrift, ob die Natur nur ein Paar Hunde geſchaffen hat, welche die gemeinſchaftlichen Stammältern der Bologneſerhunde und der Windſpiele ſind? oder einen einzigen Mann, und eine einzige Frau, von welchen die Lappländer, die Karaiben, die Neger, und die Franzoſen, abſtammen? oder auch ein Paar von jeder Art, deren Ausartung alsdann alle die andern Gattungen hervorgebracht habe? ſo fällt es in die Augen, daß ſie für uns unauflöslich iſt, und noch lange unauflöslich bleiben wird, daß ſie aber doch nicht auſſer den Schranken des menſchlichen Verſtandes liegt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. V. S. 83. Nach den Worten: zu eſſen bekommen ſollen.)

*) Wenn man dieſe Stelle unterſucht, ſo

ſieht man, daß Gott gleich Anfangs den Iſraeliten befielt, daß ſie den Raubvögeln und wilden Thieren bekannt machen ſollen, er würde ihnen das Fleiſch der Fürſten, und der Krieger, zu freſſen geben; nachher aber, ohne daß ſich aus der grammatikaliſchen Konſtruktion abnemen läſſt, an wen die Rede gerichtet iſt, ſpricht er davon, auf ſeiner Tafel das Fleiſch der Pferde und der Reiter zu eſſen.

Soll man nun vorausſezen, daß Gott zweimal nach einander ſeine Einladung an die Raubvögel wiederholt, aus Furcht, ſie möchten es auf einmal nicht verſtehn? oder ſchlägt er ihnen vor, an ſeiner Tafel Plaz zu nemen? Iſt etwa die Erde ſeine Tafel, worauf er Menſchenfleiſch auftiſcht? Oder verheiſſt er etwa daſſelbe den Juden zu ihrer Belohnung? Mögen es doch die Theologen ausmachen, welche von dieſen Auslegungen mit dem Begrif am meiſten übereinſtimmt, den ſie ſich von dem höchſten Weſen machen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. V. S. 169. Nach den Worten: **bösartiger ſind, wie wir.**)

*) Die Entdekkungen des berühmten **Cook**

haben bewieſen, daß in dieſem Theil der Erdkugel kein eigentliches feſtes Land vorhanden iſt; ſondern verſchiedne mit Inſeln beſäte Meere, und einige groſſe Inſeln, wovon eine einzige, nemlich **Neuholland**, beinahe ſo gros iſt, als Europa. *) Das Eis erſtrekt ſich viel weiter in die ſüdlichen Halbkugel hinein, als in die unſrige. Alles, was jenſeits dem Orte liegt, bis

*) Aber im Innern des Landes ſehr unangebaut. **Grosbrittanien** trift bekantlich ſeit einiger Zeit Anſtalten durch Diebe, durch andres loſes Geſindel, das dieſes Reich in ſeinen Gefängniſſen in Ueberflus hat, und durch die feilen Schönen, die die Straſſen ſeiner Hauptſtadt des Abends und Nachts überſchwemmen, auf dieſem ungeheuren Eilande eine Kolonie anzulegen. Schon iſt ein ſehr ſtarker Tranſport nach **Botany-Bay** †) abgegangen, und ein zweiter, der noch ſtärker iſt, wird ihm in Kurzem folgen. Herr **Georg Forſter** äuſſert (in den Zuſäzen zum allgemeinen hiſtoriſchen Taſchenbuch vom Profeſſor **Sprengel** für das Jahr 1786 S. 35 und 36) die durch ganz unbezweifelte Thatſachen unterſtüzte Vermutung, daß aus dieſer unbedeutenden abſchäzigen Kolonie ein wichtiger, blühender Staat entſtehen dürfte.

†) Ein dortiger Hafen, vom unſterblichen Cook ſo genannt, weil er einen ſo groſſen Reichthum an verſchiednen Gattungen von Bäumen und Gewächſen hat.

zu welchem die Engländer vorgedrungen ſind, wird von denſelben bedekt, oder doch gänzlich unzugänglich gemacht.

Unter den Völkern, welche die Inſeln bewohnen, giebt es verſchiedne Menſchenfreſſer, die ihre Gefangne verzehren. Indeſſen haben ſie gegen die Europäer weder Gewaltthätigkeit ausgeübt, noch Verrätereien angeſponnen, bis daß ſie ſelbſt von ihnen waren übel behandelt worden. Ueberall hat man den wilden Menſchen gut, aber in ſeiner Rache unverſöhnlich, gefunden.

Die nemlichen Inſulaner, welche den Kapitän Marion fraſſen, nachdem ſie ihn, durch wiederholte Zeichen der Freundſchaft, in's Garn gelokt, hatten einige Kranke von dem Schiffe des Herrn de Sürville mit der gröſſten Sorgfalt gepflegt; dieſer Offizier aber unter dem Vorwande, die Entwendung ſeines Boots zu rächen, entführt auf ſeiner Flotte eben den Befelshaber der Wilden, der unſre kranke Matroſen grosmütigerweiſe in ſeine Hütte aufgenommen hatte, und ſtekt, bei ſeiner Abreiſe, verſchiedne Dörfer in Brand.

Dafür rächten ſich dieſe Völker an dem erſten Europäer, der bei ihnen landete. Da ſie die verſchiednen Nationen von Europa noch nicht zu unterſcheiden wiſſen, ſo ſind die Engländer zuweilen für die Gewalthätigkeiten der Spanier, oder Franzoſen, und umgekehrt, beſtraft worden: Immer aber vergreifen ſich die Wilden nur an den Europäern, wie die wilden Schweine an den Jägern, nemlich nachdem ſie von denſelben verwundet worden.

Auf andern Inſeln, wo es mit der Civiliſirung ſchon weiter gekommen, iſt die Gewohnheit Menſchenfleiſch zu eſſen, abgeſchaft. Dieſe Gewohnheit hat ſogar verſchiedne Abſtufungen bei den roheſten Völkerſchaften. Einige eſſen Menſchenfleiſch, wie eine jede andre Nahrung; ſie meuchelmorden nicht, ſondern führen Krieg, um ſich dieſe Nahrung zu verſchaffen. Andre Völker eſſen nicht anders davon, als mit einigen Feierlichkeiten, und nach dem Siege.

Auf den Inſeln, wo das Menſchenfreſſen abgeſchaft iſt, hat ſich die Geſellſchaft vervollkommnet. Die Leute leben daſelbſt vom Fiſchfange, von der Jagd, von den Hünern und Schweinen, die ſie ſo zahm gemacht haben, daß ſie, wie häusliche Thiere leben, von den Früch-

ten und Wurzeln, die ihnen der Boden giebt, oder die ihr unvollkommner Landbau ihnen verſchaffen kann.

Ob ſie gleich weder Gold, noch andre Metalle, kennen, ſo haben ſie doch ihre Geſchiklichkeit und Einſicht in den notwendigſten Künſten ziemlich weit getrieben. Sie lieben das Tanzen, haben muſikaliſche Inſtrumente, und ſogar Schauſpiele, nemlich eine Art von Komödien, wo man die im Lande vorgefallnen anſtößigen Geſchichtchen vorſtellt, wie in den dramatiſchen Stükken, die wir, unter dem Namen der alten Griechiſchen Komödie, beſizen.

Dieſe Leute ſind luſtig, ſanftmütig und friedlich. Sie haben eben die Moral, wie wir, nur daß ſie von dem Vorurtheil frei ſind, den genauen Umgang beider Geſchlechte, unter ledigen Leuten, für ſündlich, oder entehrend anzuſehn.

Sie haben gar keine Art von Gottesdienſt, nicht die geringſte religiöſe Meinung, ſondern blos einige abergläubiſche Gebräuche in Anſehung der Todten. Auch kann man die Ehrfurcht einiger dieſer Völkerſchaften für eine Geſellſchaft von Kriegern, welche Arreoi heiſſen, und ohne ir-

gend etwas zu thun, auf Koſten der andern le⸗ben; zu dem Aberglauben rechnen.

Dieſe Arreoi haben keine Weiber, ſondern freie Beiſchläferinnen, welche, wenn ſie ſchwanger werden, ſich eine Pflicht daraus machen, die Frucht abzutreiben, und deshalb doch keinen geringern Antheil an der Ehrfurcht haben, die man für ihre Liebhaber hegt.

Dieſer Aberglaube ſcheint die Gränzen zwiſchen dem Zuſtande der Natur, und demjenigen Zuſtande, zu bezeichnen, in welchem der Menſch ſich einer Religion unterwirft. Das Verbrechen dieſer Liebhaberinnen der Arreoi widerſpricht demjenigen nicht, was wir von der Moral dieſer Völker geſagt haben. Die Phönicier, die Karthager, und die Juden, haben der Gottheit Menſchen geopfert, und den Mord deshalb nicht minder für ein Verbrechen gehalten.

Man findet auf dieſen Inſeln einige Spuren einer Lehnsverfaſſung, nemlich einen Admiral der von dem oberſten Befelshaber unabhängig iſt, und beſondere Häupter, welche das oberſte Haupt nicht ernennt, und welche, in Angelegenheiten, die die ganze Nation intereſſiren, ſeine Befele empfangen, um ſie ihren Vaſallen bekannt zu machen. Aber dergleichen Gebräuche mus man ungefehr bei allen Nationen finden, die, durch die freiwillige Vereinigung mehrerer Völkerſchaften, entſtanden ſind.

Auf vielen von dieſen Inſeln kann man auch

zwei Klaſſen von Menſchen unterſcheiden. Diejenige, welche die meiſte Stärke und Schönheit beſizt, hat auch mehr Anſtand und ſanftere Sitten. Sie herrſcht über die andre, ohne ſie jedoch als Sklaven zu behandeln.

Der Boden iſt, im Ganzen genommen, sehr fruchtbar; bringt aber bis jezt nichts hervor, was die Habſucht der Europäer reizen könnte. Die Engländer haben nüzliche Thiere, und Werkzeuge zum Akkerbau, dahin gebracht, und Europäiſche Getreidearten daſelbſt ausgeſäet. Sie wollten die Ueberlegenheit der Europäer über dieſe Inſulaner, nur durch Wohlthaten, zu erkennen geben.

Indeſſen verunreinigte ſich eben dieſe Nation in Amerika, und in Aſien, mit aller Treuloſigkeiten und Barbareien. Das kommt daher, weil es, auch bei den aufgeklärteſten Völkern, noch zweierlei Nationen giebt; die eine iſt von der Vernunft unterrichtet, und wird von der Menſchlichkeit geleitet, unterdeſſen daß die andre noch an den Vorurtheilen, und dem Sittenverderbnis der unwiſſenden und barbariſchen Jahrhunderten klebt.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. V. S. 194. Nach den Worten: mit Handarbeiten beſchäftigen.)

*) Dies iſt eine natürliche Folge der Ungleichheit des Vermögens, wovon die ſchlechten

Geſeze Schuld ſind und der Menge von Menſchen, welche das Volk, auf Koſten ſeines Erwerbs, erhalten mus, weil verwikkelte Rechtslehren, ein fiskaliſches, abgeſchmaktes und tyranniſches Regierungsſyſtem, der Aktienwucher, und die Wut groſſe Armeen zu haben, dieſe Erhaltung notwendig machen.

Es giebt keinen Pöbel, weder in Genf, noch in dem Fürſtenthum Neufchatel, und weniger Pöbel in Holland und England, als in Frankreich; auch weniger in Proteſtantiſchen, als in Römiſch-Katholiſchen, Ländern. In jedem Lande, wo gute Geſeze herrſchen, hat das Volk Zeit, ſich zu unterrichten, und ſich die geringe Anzal von Begriffen zu verſchaffen, deren es bedarf, um ſich, der Vernunft gemäs, zu betragen.

A. der Kehlſchen Herausgeber.

(Th. V. S. 204. Nach den Worten: aus dieſen Ländereien.)

Der in Konſtantinopel regierende Padiſcha der Türken, vergiebt auch Lehne an ſeine Spahi und Jengitſcheri; aber er nimmt ſie niemals für ſich ſelber.

(Th. V. S. 405. Nach den Worten: Chriſti getroſt haben.)

Aber die Statthalter Chriſti muſſten auch nicht ſo viele Baſtarde haben.

Alphabetiſches

# Namensverzeichnis

der

merkwürdigſten Perſonen, deren in den ſieben Theilen dieſes Verſuchs ꝛc. Erwähnung geſchieht.

(Die Römiſche Zahl zeigt den Theil, und die Arabiſche, die Seite an, wo ſich der Name befindet, den man ſucht.

## A.


Abaſſiden, II. 26

Abbas, Schach, V. 213. VII. 39. 80

Abdalla, II. 1. f.

Abdalla, (Sultan von Toledo) II. 423

Abderahma, II. 25. 273

Abdias, II. 52

Abelard, III. 424

Abenada, II. 431

Abgar, II. 83
Abid, (Dichter.) II. 11
Abn ſ Eſra, I. 272. IV. 121
Abrabanel, IV. 121
Abraham, oder Brama, I. 90. 97. 105. 107. II. 4
Abubekker, II. 15
Abugafar Almanſor, II. 26
Abulgaſi, I. 29. III. 113
Abutar, II. 275
Achilles, I. 224. 244
Achmet I. (Sultan,) VII. 39
Achmet Kiuperli, VII. 49
Achmet III. VII. 73
Adalis, II. 272
Addiſon, VI. 391
Adelbert, II. 334
Adhemar (Chabanois) II. 374
Adimo, I. 35. 123
Adolph, (Prinz von Geldern.) IV. 90
Adolph, von Naſſau, III. 167
Adonia, I. 282
Aeneas (Piccolomini) III. 482. ſ. Pius II.
Aeſchines, IV. 324
Aeſchylus, V. 192
Agag, I. 248

Agamemnon, I. 33. 167
Agis, (König von Lacedämon) VI. 333
Agobart, II. 200
Agueſſeau VII. 150
Aimoin, I. 369
Akebar, V. 201
Alanku, I. 29
Alarich, I. 357. II. 94
Alba (Herzog von) V. 281. 302. VI. 384. 450
Albert (der Groſſe) II. 414. III. 170
Albert, (König von Schweden,) IV. 276
Alboaſſen, (König von Granada,) IV. 107
Alboin, II. 100. 106
Albrecht von Brandenburg, IV. 272
Albrecht von Oeſtreich, (Kaiſer,) III. 167. 204. 223. IV. 292. f. 308
Albret (Henri d') IV. 358. f.
Albuquerque (Alphonſus von) V. 16
Alcibiades, I. 256
Alcinous, I. 99
Aldobrandin (Peter, Mönch) II. 451
Alençon, V. 395
Alexander, der Groſſe, I. 29. 93. 98. 140. 169. 256. 283. 315. f. 355. 433. 455. 468. 474. II. 20. V. 15.

Alexander (Kaiſer) II. 59
Alexander II. Pabſt, II. 405. 455. 566. VI. 412
Alexander III. II. 499. f. 525. III. 175. 442. VII. 140
Alexander IV. III. 134. IV. 546
Alexander V. III. 271
Alexander VI. III. 300. IV. 140. 147. 180. f. 401. 416
Alexander VII. VI. 425
Alexander, Severus (der Grauſame) I. 473
Alexis (Emanuel) Kaiſer, III. 61
Alexis (Angelus Komnenus), Kaiſer, III. 62
Alexis (Komnenus), Kaiſer, II. 390 III. 13. 18. 25
Alexis, (Zaar,) VII. 35
Alfred, der Groſſe, II. 259. f. 365. 399
Alfrenas, V. 462
Algeram, II. 190
Alice Pierce, III. 352
Alkmäon, I. 326
Alkuin, I. 179. 195. 203
Almagro (Diego d') V. 103
Almamon, II. 29. 279. 283

Almcadan, III. 86
Alphons (Prinz van Kaſtilien) IV. 103
Alphonſus, der Groſſe, II. 273. f.
Alphonſus II. (König von Neapel) IV. 153
Alphonſus (König von Portugal III. 174. IV. 106
Alphonſus I. (Pugnator, der Schlachtenliefrer) König von Navarra und Arragonien, III. 174. 176
Alphonſus V. van Leon, II. 423. 428.
Alphonſus VI. von Kaſtilien, II. 429.
Alphonſns VIII. der Edle, König von Kaſtilien, III. 180
Alphonſus X. der Weiſe oder Aſtronom, König von Kaſtilien. II. 278. III. 184. 188. 393
Alphonſus XI. König von Kaſtilien, III. 354
Alvarado, V. 97
Alvarez (Don Franciſco) V. 46. 48
Aly (Kalife) II. 15. 24. V. 211
Amadeus VIII. III. 481
Amazias, I. 282
Amauri (Graf von Montfort) II. 552
Amayum, V. 200
Amazonen, II. 21

Amboiſe (Chamont, Kardinal) IV. 191. 317. V. 365
Ameaux, (Pierre) IV. 472
Amerikus Veſpucius, V. 60
Amiot (Jaques) V. 418
Ammianus Marcellinus, III. 88
Amon, I. 283. 303
Amos, I. 25. 251
Amurat I. Sultan, III. 489
Amurat II. III. 505. V. 220
Amurat III. VII. 37
Amurat IV. VII. 42
Anaklet (Pabſt), II. 396
Anaſtaſius, II. 116
Ancre (Concini d') VI. 98
Ancre (Marechal), I. 283. V. 83
Andouin (Coriſande d'), VI. 68
Andrado, V. 182
Andreas (König von Ungarn) III. 68. 243. IV. 293
Andreas (St.), II. 72. IV. 512
Andreas Vega, V. 411
Andrew (Erzbiſchof, von St.) V. 355. VI. 372
Andronikus I. (Kaiſer), III. 46. 61. 489

Andronikus II. IV. 73
Anes (Pierre d'), V. 409
Ange (Kardinal, St.) III. 156
Anglois (l') VI. 27
Angouleme, (Herzogin), ſ. Louiſe von Savoien.
Anjou (Herzog von) V. 305. 436 ſ. Karl von Anjou und Heinrich III. König von Frankreich.
Anna Jaroslaw, II. 372
Anna, Herzogin de Beaujeu, IV. 94
Anna von Boley, IV. 478
Anna du Bourg, (Parlamentsrat) IV. 530. V. 364
Anna von Bretagne, IV. 96. 170. 192
Anna von Kleve, IV. 495
Anna von Oeſtreich (Königin von Spanien) VI. 207
Annibale di Capua, VII. 13
Anſon (Admiral), I. 415
Antigon, I. 286
Antiochus Epiphanes, I. 286
— — Eupator, eb. daſ.
— — Sidetes, eb. daſ.
— — Deus (der Gott), I. 284
Anton (von Navarra), V. 380

Anton (von Krato), V. 303
Antonine (Kaiſer, die), I. 121. II. 58
Antonio Perez, V. 258
Antraquet, IV. 92
Apamea, I. 313
Apoll, I. 33. 120
Apollonius (von Thiane) I. 226
Appion, I. 310. 317
Apulejus, I. 122. 158. 251. 304. 457. IV. 125
Aratus, I. 292
Arcemboldi, IV. 282. V. 401
Argenſon, IV. 64. 561
Arger, VI. 50
Ariman, I. 36
Arioſt, II. 22. 141. III. 416. IV. 327. 403. V. 191
Arioviſt, I. 385
Ariſtarch (von Samos), I. 61
Ariſtäus, I. 323
Ariſtobul, I. 286. f.
Ariſtogiton, IV. 133
Ariſtophanes, IV. 325
Ariſtoteles, I. 171. 175. III. 158. IV. 423. V. 58. VI. 111
Arius, IV. 466
Ark, ſ. Johanne d'Ark.

Arkadius (Kaiſer) I. 353
Armagnak (Graf von) III. 378. 383. IV. 11
Armin, VI. 448
Armoiſe, III. 397
Arnauld, I. 173
Arnold (von Breſcia) II. 488
Arnold, oder Arnolph (Kaiſer)
II. 246. 318. VI. 384
Arnold, von Melchthal, III. 223
Arnold (Biſchof von Orleans), II. 343
Arnoud, IV. 34
Arnoux (Jeſuit), VI. 105
Arranda (Graf von), IV. 576
Arſaces, I. 473
Artaxerxes, I. 473
Arthur (König), III. 352
Arthur (Prinz) II. 529. IV. 479
Aſcelin, I. 29
Aſkoli (Prinz von) V. 257
Asraf (König von Perſien), VII. 85
Aſſa, I. 282
Aſſolini, III. 125
Aſtyages, I. 72
Aſtolph, II. 103. 106
Aſtor, IV. 182
Ataballpa, oder Atahualpa, V. 107

Atalarich, II. 100
Athalia, I. 282
Athanaſius, II. 81
Attalus (Kaiſer), II. 95
Attila, I. 359. II. 95
Aubri (Pfarrer), VI. 48
Aubüſſon (Pierre d') III. 537 f.
Auguſt (Kaiſer), I. 140. 209. 475. II. 49
Auguſtin (Mönch), III. 208
Auguſtin (St.), II. 107
Aurengzebe (Mogol), VII. 42. 90
Autin (Erzbiſchof von), IV. 351
Avranches (Biſchof von), I. 187

## B.

Babar (Sultan), V. 199
Bacchus, I. 29. 32. 111. 164. 183. 272.
Baeſa, I. 282
Baglioni, IV. 139
Bajazeth, III. 488
Bajazeth II. IV. 148
Bainham, IV. 490
Bako (Franz, Kanzler) VI. 253. 284. 361
Bako (Roger) III. 329
Balduin, III. 23.

Balduin IX. (Graf von Flandern) II. 531. III. 58
Balthus (Jeſuit), I. 202
Baluz (Stephan) II. 213
Bandini (Bernhard), IV. 137
Banner, VI. 271
Barbara (die Heilige), IV. 437
Barbarini (Kardinal), ſ. Pabſt Urban VIII.
Barbaroſſa (Scheredin), Admiral, IV. 373. 384. V. 328
Barebone, VI. 346
Barnabas, II. 68
Barneveld, VI. 448
Baronius (Kardinal), II. 342. V. 397
Barmeciden, II. 14
Barriere (Pierre), VI. 48
Bartolomeo Albici, IV. 543
Barthelemi (Don), V. 409
Bartolus, III. 253. IV. 56
Baſilides, IV. 262
Baſilius (Kaiſer), II. 292. 307. 412
Baſilius (St.), IV. 534
Basquer, V. 149
Baſſompierre, VI. 167
Batthori, VI. 247

Batukait, I. 29. III. 123. V. 197
Baudricourt, III. 392
Bayard, IV. 184. 354
Bayle, I. 152. VI. 1
Bazin und Bazie, I. 366
Beaufort, VII. 49
Beaumanoir, III. 351
Bedford (Herzog von), III. 390
Bedmar, VI. 436
Beheim (Martin) V. 58
Beliſar, II. 100
Bellarmin (Jeſuit), VI. 55
Belle-Caſtel (Permillac de), V. 457
Belley (Kardinal du), V. 385
Belus, I. 65
Bembo (Kardinal) IV. 180
Benadat (Mauriſcher König von Andaluſien), II. 431
Ben-Honaim, II. 29
Benedikt (St.) IV. 535
Benedikt VI. (Pabſt), II. 348
Benedikt VIII. II. 351
Benedikt IX. II. 350. 354
Benedikt XII. III. 169
Benedikt XIII. IV. 538
Benjamin von Tudele, I. 289

Ben Johnſon, VI. 284
Bentivoglio, IV. 139
Benzoni, VII. 52
Berengar (Archidiakonus), II. 441
Berengar von Friaul, II. 318. 335
Berengar der Jüngere, II. 358. 419
Berg (Graf von) V. 276
Berlingham, VI. 167
Bernhard (König von Italien,) II. 153. 220
Bernhard (St.) II. 396. 488. III. 37. 424
Bernhard (Biſchof von Toledo), II. 430
Bernhard (Herzog von Weimar), VI. 198. 266
Bernier, V. 203
Bernigno (St.), II. 316
Beroſus, I. 64
Berri (Herzog von), IV. 7
Berri (Herzogin von), III. 575
Bertha (Königin von Frankreich), II. 368
Berthol von Maurienne, II. 415
Bertrada (Gräfin), II. 370
Bertrand, III. 34. IV. 54
Beuil (von), VI. 185
Beza (Theodor von), V. 376

Biblena (Kardinal), IV. 325
Bileam, I. 292
Bilpay, I. 434
Bitonto (Biſchof von), V. 406
Blak, VI. 456
Blanka von Bourbon (Königin von Kaſtilien), III. 354
Blanka von Kaſtilien (Königin von Frankreich), III. 154
Blois (Karl von), III. 327. 331. 350
Blunt, IV. 479
Boabdilla, IV. 107
Bocaccio, III. 421
Bochart, I. 186
Bogovis (König), II. 311
Boheira, II. 34
Bohemond, II. 390. f. III. 20. f.
Brisbourdon, III. 382
Bollandus, II. 75
Bona (Prinzeſſin von Savoyen), IV. 234
Bonaventura (St.), IV. 435
Bonifaz VII. Pabſt, II. 348
Bonifaz VIII. III. 166. 191. f. 432. IV. 293
Bonifaz (Biſchof), II. 109. 173

Bonifaz (Marqueſe von Montferrat, III. 63
Bonnivet, IV. 354. f.
Borgheſe (Kardinal), VI. 424
Borgia (Cäſar), IV. 168. 180. f. 553
Boris-Gudenow (Zaar), VII. 25
Boſſuet, I. 377
Bothwell (Graf von), V. 354
Bouillon (Kardinal von), IV. 152
Bouillon, VI. 69. 185. 208. f.
Boulainvilliers (Graf von), IV. 35
Bourbon (Konnetable von), IV. 350. f. 364
Bourdeilles (von), V. 372
Bourg, ſ. Anna du Bourg.
Bourgogne (Duc de) III. 147
Bourgoin, V. 466. VI. 49
Boyardo, V. 191
Bozo (König von Arles), II. 319
Bozzo, IV. 148
Bradshaw, VI. 357
Bragadino, V. 229
Braganza (Herzog von) IV. 577. VI. 230
Brama, I. 35. 59. 80. 103
Bramante, I. 233. V. 30
Brandon, V. 331
Brantome, V. 385

Brienne (Jean de), II. 557
Brizano ſ. Pábſt Urban VI.
Brigitta (die Heilige), III. 262
Brillaud, oder Brillant, V. 457. VI. 73
Briquemaut, V. 399
Briqueſiere, VI. 78
Briſſac (Marſchall), VI. 27
Briſſonet, IV. 148
Broſſe (la), III. 550. IV. 54
Brunehild, I. 368. II. 157. 180
Brunelleſchi, III. 423. V. 60. VI. 409
Braunſchweig (Prinz von), VI. 258
Brutus (Michael), IV. 134
Bucius, I. 158
Bukingham, VI. 145. f.
Bukkold (Wiedertäufer), IV. 456
Buoncompagno, V. 309
Burnet, IV. 488. 507
Buſenbaum (Jeſuit), VI. 58
Butred, II. 261

## C.

Cabral (Admiral), V. 125
Cadizhé, II. 3. 12
Cáſar (Julius), I. 140. 385. IV. 77

Cajetani (Kardinal) IV. 550
Cailus, IV. 92
Calanus, I. 449
Chalcondil, IV. 138. 402
Cam-hi, I. 110. 125. VII. 114. 129
Campian (Jeſuit) V. 347
Candiſh, V. 327
Cange (Dü) III. 430. IV. 78
Cang-hi, I. 422
Cano (Sebaſtian) V. 119
Canut (der Groſſe) II. 400
Capautet (St.) V. 462
Cappel, IV. 380
Caraffa (Kardinal) V. 261. VI. 384.
ſ. Papſt Paul IV.
Caraffa (Johann Baptiſt) IV. 88
Caramburu, VI. 82
Carario, III. 270
Caribert, II. 142. 297
Carillo (Erzbiſchof) IV. 102
Carlisle (Graf von) VII. 36
Carlos (Don) S. Karl II. (König von
Spanien.)
Carobert (König von Ungarn) IV. 293
Carrouge, IV. 83

Caſas, (Barthelemi de las) V. 64. 72. 115
Caſſini, V. 219
Caſtalio, IV. 465
Caſtor, I. 29. VII. 133
Caſtracani, III. 236. 300
Catesbi, VI. 276
Catrou, (Jeſuit) V. 202
Cavagnes, V. 399
Cauchon von Beauvais, (Biſchof) III. 394
Cauſſin, (Jeſuit) VI. 204. VII. 136
Cekrops, I. 165
Celſus, I. 158. 251
Cenci, II. 462
Cerda, (Don la) III. 339. 550. V. 2
Chaiſe, (Jeſuit, la) VI. 367
Cham, I. 93
Chancelor, IV. 265
Chang-ti, I. 129. 402. 406. VII. 114
Chanteloube, VI. 195
Chardin, I. 116. V. 113. VII. 78. 147
Charnacee, VI. 161
Charni, (Geofroi von) III. 333
Charon, I. 158
Charondas, I. 181
Chaſtelet, (Paul Hey Du) VI. 171
Chataigneraye, (la) IV. 85

Chateaufort, (Herr von) II. 515
Chateauneuf, (Jean) VI. 51
Chatillon, (Kardinal von) VI. 117. 126
Chevreuſe, (Herzogin de) VI. 143
Chiapa, (Biſchof von) S. Caſas.
Chieou, I. 417
Chievres, IV. 337
Chi-Hoang-ti, I. 397
Childebert, I. 367. II. 159. 208
Childerich, I. 114
Chilperich, I. 367. II. 142. 160. 297
Chimene, II. 425
Chircha, V. 200
Chlodomir, II. 159
Chlodowich, II. 87. 97 f. 106. 111 f. 159. 163. VII. 132
Chlotar, I. 367. 368. II. 159
Chram, II. 160
Chriſtiern I. (König von Dänemark.) IV. 297
Chriſtiern II. IV. 280. 443 f. VII. 1
Chriſtiern IV. VI. 259
Chriſtine, (Königin von Schweden.) VII. 8
Chriſtine (von Sachſen.) IV. 447
Chriſtine (Herzogin von Savoyen.) VI. 206
Chriſtobulus, III. 528

Chryſoſtomus (St.) II. 70
Chûmianton, I. 458
Cicero, I. 28. 155. 171. 252
Cid (Roderich der) II. 435 f. III. 173
Cimmabûe, III. 423
Cimon, I. 164
Cinq-Mars d' Efiat, VI. 209 f.
Clarence (Herzog von) IV. 235
Clave (De) VI. 111
Clement (Jaques) V. 466. VI. 49
Clerc (Le) I. 272
Cletus (Papſt) II. 52
Cloud (oder Clodoald St.) II. 159
Clovis, I. 367
Clovis II. I. 370. 394
Coalin (Biſchof von Orleans.) IV. 561
Cobham (Baron von) III. 396
Cöleſtin III. (Papſt.) II. 504. 528
Cöleſtin IV. III. 135
Coeur (Jaques) III. 403
Coeuvres (de) VI. 138
Cogni (Sultan) III. 42
Colbert, V. 142. VII. 129
Coleman (Jeſuit) VI. 368
Coligni (Admiral) V. 130. 288 VI. 117
Coligni (Louiſe von) V. 297

Colomban (St.) II. 207
Colombier (Kardinal) III. 258
Colonna, IV. 140. V. 249
Comiers (Jeſuit) VI. 367
Comines (Philip von) IV. 11
Concini, VI. 97
Condé (der Groſſe, Louis de Bourbon.) IV. 353. V. 368 f. 456 VI. 128 f.
Condottieri (die) VI. 228
Confucius, oder Confutſee, I. 130
393. 404. 419 f. 428. V. 24. 189
Contarini, V. 403
Conti (Prinzeſſin von) VI. 66
Corario, III. 271
Corbeil (Baron de) II. 513
Cornaro, VII. 52
Corneille, IV. 335. VI. 218
Cortuſius, III. 405
Cosmo I. Herzog von Florenz. III. 386.
IV. 395. VI. 434
Cosmo Ruggieri, V. 441
Cosroüs II. II. 7
Coton (Jeſuit) VI. 1
Cotta, I. 171
Courtenai (Graf von Devonſhire) V. 333
Cozza (Balthaſar) III. 271

Cranmer von Kanterbury, IV. 455
Crepi (Graf von) II. 373
Creſcentius, II. 347
Creton (Jeſuit) V. 347
Crillon, VI. 4
Criſpus, II. 85
Croix (Jeſuit) VI. 58
Croui, IV. 406
Crouke, IV. 484
Crozat, V. 143
Cruz (Marquis de Santa) V. 306
Cueva (Kardinal de la) S. Bedmar.
Cugnieres (Peter) III. 338
Curtius, I. 93. 94. 317. 457
Cyprian, (St.) II. 59. f.
Cyriak (Patriarch) I. 63. II. 94. 97
Cyrillus (Patriarch von Konſtantinopel:) VII. 63.
Cyrus, I. 27. 72. 140. 167.

## D.

Dacut, VI. 41
Dagobert (König von Frankreich) II. 161 f. 297. 363. IV. 34
Dagueres, IV. 86
Dalai Lama, I. 427. III. 116

Damaſius II. oder Popo (Papſt) II. 353
Damberto, III. 31
Damby, VI. 321
Damiens (Peter) II. 369. 446
Dampierre, V. 33. 84. 169
Daniel (Jeſuit) II. 98. 551. III. 149. IV. 10. 374. VI. 1
Daniel (Prophet) I. 311
Dante, III. 415. V. 10
Darius oder Darah, I. 296. 311. 476
Darnley, ſ. Stuart.
David (Aethiopiſcher König) V. 49
David (Jüdiſcher König) I. 261. 282
David Kommenus (Kaiſer) III. 535
Debora, I. 279
Decius, II. 60.
Demetri (die falſchen) VII. 24
Demetrius Phalareus, I. 345
Derar, II. 25
Derham (Biſchof) III. 326
Deſiderius (Abt) II. 450
Deukalion, I. 124. 160
Devon (Graf von) II. 262
Didier, oder Deſiderius (König der Longobarden) II. 132. 142. f.
Digby, VI. 303

Dio Caſſius, I. 78. II. 58
Diodor von Sicilien, I. 71. 89. 107.
137. 143. 317. 366
Diogenes, I. 298
Diokletian (Kaiſer) II. 60. 62. 66. 91. 176
Diomed, I. 167
Dionys (St.) I. 370. II. 81
Dionyſius (der Kleine) II. 206
Dionyſius, (König von Portugal,) III. 219
Dominikus (Mönch) VI. 122
Dominikus von Soto, V. 411
Dominikus (St.) III. 346. IV. 546
Domitian, Kaiſer I. 351. II. 56. 83
Doria (Andreas) IV. 384. VI. 165
Dorman (Guillaume de) IV. 55
Dorotheus, II. 61
Dragon, II. 386
Drake (Franz) V. 307
Droguet, III. 142
Dſchingiskan, I. 29. III. 35. 77. 102 f.
V. 196. VII. 103. 107
Dubois, (Ritter) IV. 84
Dubos, IV. 196
Duchesne, II. 366
Dukas, III. 525
Dumas, I. 458

Dünois, IV. 4
Düpleix, I. 450
Düpleſſis-Mornay, VI. 123
Düprat, IV. 317. 353. 515
Durazzo (Karl von) III. 246. IV. 294

# E.

Ebbon (Erzbiſchof) II. 229
Eboli (Prinzeſſin von) V. 325
Editha (Königin von England) II. 401
Edmund, III. 136. 446
Eduard (der Heilige, oder Bekenner) II. 401
Eduard I. König von England, I. 227.
III. 165. 310
Eduard II. III. 32 f.
Eduard III. 315. f. 332. 452. IV. 46.
88. 304. 306. 392. V. 3
Eduard IV. IV. 9. 231. f.
Eduard VI. IV. 499. f. 505
Egbert (König von England) II. 26
Eglone, II. 272
Eginhard, II. 114. 148. 178
Egmont (Graf von) V. 256. 278. VI. 10. 451
Elbeuf, VI. 184
Eldar, V. 210. S. Sophi.
Eleonora Galigai, VI. 101

Eleonore von Guienne, (Königin von Frankreich) II. 513. III. 39. 44. V. 389
Eleonore von Gusman, III. 354
Elias, I. 295. IV. 542. VII. 55
Eliſa, I. 27. 294
Eliſabeth von Bosnien, IV. 296
Eliſabeth (Königin von England) IV. 509. V. 159. 295. 328 f. 333. VI. 44. 379
Eliſabeth von Frankreich, (Königin in Spanien) V. 324
Eliſabeth, Zaarin, I. 96
Elmacim, III. 30
Emanuel, (Kaiſer) III. 61
Emanuel, (König von Portugal) V. 12
Emerich Tekeli, VII. 66
Emery de Lüſignan, III. 68
Enghien, (Graf d') IV. 384. 386. VI. 271
Enoch, oder Henoch, I. 336. II. 70
Entragues (Balzac d') VI. 64
Epernon (von) V. 462. VI. 64. 89. 124. 182
Epiktet, I. 424
Epikur, I. 425
Epiphanes, (St.) II. 127.
Erasmus, IV. 412
Eratoſthen, I. 107

Erich, (König von Dännemark) II. 250
Erich (König von Schweden) VII. 3
Eſcovedo, V. 258
Esloin (Mönch) III. 67
Eſop, oder Lokman, I. 475
Eſra, I. 187. 234.
Eſſex (Graf von) V. 318. 347. VI. 317
Eſte (Gräfin) III. 304. IV. 139. 169.
S. Mathildis.
Eſtrades (Graf von) VI. 201. 293
Eteokles, I. 326
Ethelbert, II. 208. 260
Ethelred I. (König in England)
II. 261. IV. 523
Etolle (L') IV. 75
Etrees (Gabriele d') III. 3. 13
Eu (Graf von) III. 339
Eucharius, II. 65
Eudes, (Graf von Bourgogne) II. 531
Eudes (Le Maire) IV. 54
Eudes, oder Odon (König von Frank-
reich) II. 246. 253. 319
Eugen (Prinz) VII. 72
Eugenes (Nebenbuhler des The-
odos) I. 358.

Eugenius III. (Papſt) II. 488. III. 37. 175
Eugenius IV. III. 472. 478. 509
Eugenia, (Klara, Infantin) V. 313. 321
Euphemius, II. 280. 288
Euſebius, I. 86. 87. 92. 161. II. 60. 66. 72. 81 f. IV. 466
Eutiches, II. 97
Ezzelino Aromano, III. 391

## F.

Fabius Pictor, I. 362
Fabricius, I. 276
Fairfax, VI. 316
Fakir, I. 44
Farneſe. Siehe Parma. (Alexander Herzog von)
Fatime, II. 15
Fauchet, V. 2
Fauſt, IV. 329
Fauſta, II. 85
Favilla, II. 273
Fayette (Fräulein de la) VI. 204
Fedor (Zaar) VII. 24
Fedor (Rumanow Zaar) VII. 33
Felicitas (St.) II. 74

Felton, VI. 156. 289
Fendilles, III. 460
Ferdinand I. (Kaiſer) IV. 367. 393. 454. V. 420
Ferdinand II. IV. 395. VI. 164. 242 f. VII. 8
Ferdinand III. IV. 395. VI. 269
Ferdinand III. (König von Kaſtilien) (St.) III. 180. 189
Ferdinand II. (der Katholiſche) König von Navarra und Arragonien. II. 424 IV. 25. 105 f. 183. 569. V. 54. 67
Fernando (König von Neapel) IV. 143. 153
Ferrand (Graf von Flandern) II. 538
Ferrara (Kardinal von) V. 377
Ferrara (Marqueſe von) II. 457
Ferrier, V. 424. 431
Ferriere (Abt von) II. 240
Ficino (Marcillo) IV. 138
Fiſher (Biſchof) IV. 488
Fiz-Osborn, II. 405
Flamma (La) III. 406. 408
Flavio Goia, V. 1
Fleuri, III. 213
Fleurimont, VI. 82
Florentin, (Mönch) V. 173

Florinde, II. 270
Fo-hi, I. 127. 132. 355
Foix (Graf) III. 145. IV. 3
Fonſeka (Biſchof von Burges) V. 57. 102
Fontaine (La) VI. 335
Fontana, VI. 407
Fontenelle, I. 202
Force (de la) VI. 121
Formoſus (Papſt) II. 319. 332
Fouquet (Jeſuit) I. 429
Fränklin, V. 161
Franceſco Moroſini, VII. 49
Franceſco Sforza, III. 308
Franz von Anjou, V. 287
Franz von Aſſiſi (St.) III. 70. IV. 542
Franz von Borgia, IV. 553
Franz (Dauphin) IV. 379
Franz von Guiſe, V. 262
Franz I. (König von Frankreich) IV. 75.
89. 194. 259. 280. 320. 337.
349. 363. 379. 388. 392. 515
Franz II. V. 343
Fra-Paolo (Sarpi) V. 401. VI. 423
Fraſtade, II. 197
Fredegar, I. 368. II. 105
Friederich I. (Rotbart, Kaiſer) II. 490
f. 502. III. 42

Friederich II. (Kaiſer) II. 181. 508. 553. f. 569. III. 128. 161. 286. 413. IV. 118. 565
Friederich III. (Kaiſer) IV. 99. 299. 309
Friederich II. (König von Dänemark) VI. 252
Friederich der Weiſe, (Kurfürſt von Sachſen) IV. 418
Friederich II. (König von Preuſſen) VII. 19
Friederich (König von Neapel) IV. 178
Friederich (der Schöne, Herzog von Oeſtereich) III. 233
Friederich von Holſtein, IV. 285
Friederich von der Pfalz, VI. 254. 286
Friederich von Toledo, VI. 151
Froiſſard, III. 313
Frommentau, IV. 216. 515
Frontenac, VII. 52
Fronton, II. 75
Frupan (Georg) III. 537

G.

Gabriele, VI. 3
Gafar (der Barmecide) II. 30
Galas (Graf von) VI. 198

| | |
|---|---|
| Galen, | II. 29 |
| Galerius (Câſar), | II. 61. f. |
| Galiläi, | IV. 331 |
| Gallus, | IV. 119 |
| Gama (Vaſco de) | V. 12 |
| Gandie (Herzog von), | IV. 169 |
| Gang-hi, | I. 411 |
| Gannai (Jean de), | IV. 152 |
| Garcias (Don), | II. 423 |
| Garcilaſſo (de la Vega), | V. 105 |
| Garnet (Jeſuit), | VI. 276 |
| Garvias (Don), | II. 278 |
| Gaſſar-Kan, | III. 106 |
| Gaſton (de Foix), | IV. 209 |
| Gaſton (von Orleans), | VI. 142. 166 |
| Gaubil, | I. 393. III. 109 |
| Gaucher, (Graf von St. Paul,) | II. 532 |
| Gauren, oder Guebern, | II. 19 |
| Gavaſton (Piers), | III. 312 |
| Geber, | II. 30 |
| Gehan-Gir, | VII. 89 |
| Gehan-Guir (Schach), | VII. 42 |
| Gehan (Schach), | V. 208 |
| Geisler, | III. 223 |
| Gelais (St.) | IV. 389 |
| Gennadius, | III. 530 |

Genſerich, II. 97
Gentili Bellino, III. 519. VII. 116
Geofroi du Maine, IV. 84
Georg (le Sincelle), I. 61
Gerard (Balthaſar), V. 291
Gerbert, ſ. Papſt Sylveſter II.
Gerſon, III. 284
Giacomo, (Kardinal,) II, 560
Giacomo (Pietro), VI. 437
Gideon, I. 279
Gille, III. 71. VI. 543
Giotto, III. 423
Giovanni (oder Johann von Procida), III. 141
Girardon, VI. 218
Giſella, II. 413
Giuſtiniani, III. 524. VII. 52
Glouceſter (von), ſ. Richard III.
Glouceſter (Herzog von), IV. 222
Glouceſter (Prinzeſſin von), III. 396
IV. 221
Godegrand, II. 363
Godſchalk (Mönch), II. 315
Goffredo von Viterbo, II. 349
Gomar, VI. 448
Gomer, I. 92. 381

Gondebaut von Bourgogne, IV. 78
Gonſalez de Cordova, IV. 156. 178
Gontier (Erzbiſchof), II. 299
Gontrand, II. 142. 297
Gonzaga, III. 302. IV. 139
Gonzague (Marie Louiſe de), VII. 16
Gonzalez d'Avilla, IV. 563
Gorgon, II. 61
Goslin (Biſchof), II. 254
Gottfried von Bouillon, II. 471. III. 15. f.
Gottfried (Prinz von Dänemark) II. 252
Gottſchalk (Prieſter), III. 17
Gourgues (de), V. 133
Gourville VI. 229
Grammont (Philibert de), VI. 68
Grange (Kardinal), III. 265. 412
Granvelle (Kardinal), IV. 317
Gratian (Pabſt), II. 352
Gravina, IV. 181
Gray, IV. 234. V. 331
Gregor von Nazianz, III. 425
Gregor von Nicäa (St.), II. 188
Gregor I. der Groſſe (Pabſt), I. 491.
II. 179. 314. IV. 537
Gregor II. II. 129. 170. IV. 447
Gregor III. II. 108. 129. f.

Gregor IV. II. 325. 296
Gregor V. II. 350. 368
Gregor VI. ſ. Gratian.
Gregor VII. II. 148. 388. 411. 433. 454. 457. f. 476. III. 21. IV. 420
Gregor IX. II. 556. f. III. 261
Gregor XIII. V. 26. 300. VI. 394. VII. 122
Gregor XIV. VI. 14
Gregor von Tours, I. 363. 367. II. 84. 105. 142
Gresham, V. 34. 329
Grimoald (Biſchof), II. 374
Griſka=Utopoya, ſ. Demetri.
Grotius, III. 529. VI. 202. 450
Guarini, IV. 325
Guatimozin, V. 99
Guebriant (Marechal), VI. 271
Guele (la), V. 409
Guelfo, (Herzog von Baiern,) II. 476
Gueret (Jeſuit), IV. 556. VI. 54
Guerin (Biſchof), II. 540. IV. 528. f.
Guesclin (Bertrand du), III. 357
Gui, von Auvergne, III. 215
Gui, de Dampierre, II. 532
Gui, Vikomte von Limoges, II. 374
Gui de Luſignan, III. 47

Gui (Herzog von Spoleto), II. 518
Guibert (Erzbiſchof von Raven⸗
na), II. 470
Guiccardini, II. 84. IV. 152. 169. IV. 324
Guiche, V. 397
Guienne (Herzog von), IV. 557
Guido, II. 335
Guido von Arezzo, III. 423
Guignard (Matthäus), IV. 556
Guignard (Jeſuit), VI. 53
Guilford, V. 331
Guillaume (Fier à Bras), II. 380
Guillaume de Nogaret, III. 205
Guinault, I. 184
Guiſen (Herzoge die), V. 342. 366. 379. 458. f.
S. Papſt Leo X. Katharine und
Marie de Medicis.
Guiſe (Kardinal von), VI. 412
Gusman (Eleonore,) III. 354
Guiton, VI. 150. 156
Guſtav Adolph (König von Schwe⸗
den), VI. 158. 265. VII. 7
Guſtav Waſa, IV. 255. 281. 445
Guſtav III. (König von Schwe⸗
den), VII. 12
Guttenberg, I. 408

# H.

Hadrian I. Kaiſer, I. 202. 288. II. 56. f. 74
Hadrian I. Pabſt, II. 115. 120. 142. 179. 183. 186. f. IV. 318
Hadrian II. II. 302
Hadrian IV. II. 156. 489. 492. 497. VI. 403
Hadrian VI. IV. 348. 445. VI. 403
Halde (du), I. 421
Halley, V. 219
Hallier (du), VI. 100
Halodowig, II. 321
Hamedi Kermani, III. 502
Hamilton, VI. 294
Haquin, (König von Norwegen,) II. 570
Hariſon, VI. 345
Harlot, II. 403
Harmodius, IV. 133
Harold (König in England), II. 404
Harun, oder Aaron Alraſchid, I. 451. II. 28. 30. 153. 180. 279
Harvey, IV. 466
Haſtings, IV. 244
Hataku, V. 116
Hay (Jeſuit), VI. 55
Heaton (Biſchof von Ely), V. 336

Hegeſippus, II. 52. 56. 83
Heinrich I. (der Vogler, Kaiſer), I. 371. II. 135. 322. f. IV. 68
Heinrich II. (Kaiſer), II. 351. 450
Heinrich III. (Kaiſer,) II. 353. 425. 455. IV. 557
Heinrich IV. (K.) II. 382. 454. f.
Heinrich V. (K.) II. 478. 481. f.
Heinrich VI. (K.) II. 504. f. 507
Heinrich VII. (Kaiſer,) III. 230. 232
Heinrich I. (König von Frankreich,) II. 372
Heinrich II. (K. v. F.) IV. 74. 86. 322. 393. f. 529. f. V. 364
Heinrich III. (K. v. F.) IV. 59. 62. 74. 557. VI. 412
Heinrich IV. (K. v. F.) II. 112. 205. IV. 59. 91. f. V. 318. 400. 442. VI. 1. 224. 419. VII. 139
Heinrich IV. (König von Spanien,) IV. 101
Heinrich I. (König von England,) II. 513. 518
Heinrich II. (K. v. E.) II. 49
Heinrich III. (K. v. E.) II. 548. III. 81. 90
Heinrich IV. (K. v. E.) III. 370. f.
Heinrich V. (K. v. E.) III. 378. f. 452
Heinrich VI. (K. v. E.) 390. IV. 224. f. 235
Heinrich VII. (K. v. E.) IV. 100. 145. V. 53

Heinrich VIII. (K. v. E.) IV. 213. f. 320. 344. 386. 425. 477. f. 497
Heinrich (Kardinal, nachher König von Portugal), V. 300
Heinrich (Dom, Infant von Portugal) IV. 116. V. 3. 122
Heinrich (Graf) III. 173
Heinrich, von Bourbon, IV. 74
Heinrich, der Schwarze, II. 149
Heinrich von Traſtamara, III. 356. IV. 101
Helene, II. 67
Helgaut, I. 226
Heliogabalus, II. 59
Henriette von Frankreich, VI. 137. 283. 505
Heraklius (Kaiſer), II. 7. 16. 23
Herbelade, V. 462
Herem (St.) V. 397
Herkules, I. 29. 184. 228. II. 33
Hermas, I. 211
Herman, II. 136
Hermes, oder Merkur, I. 145
Hermigild, II. 267
Herodes, I. 75. 287. 326

Herodot, I. 10. 72. 77. 107. 138. 141. 185. 229. 244. 246. 296. 362. II. 93. V. 50. 222
Herrera, V. 82. 110
Hervey, VI. 351
Hervé, (Graf von Nevers), II. 532
Herwich (König von Spanien), II. 270
Heſekiel, I. 293. 300. f. V. 83.
Hesham, II. 26
Heſiodus, I. 87. 261
Hiajan, II. 428
Hiao, I. 394
Hide (Doktor), I. 75. 116
Hieram, I. 229. 296
Hieronymus (St.), I. 325. III. 9
Hieronymus von Prag, III. 294. f.
Hildebrand, ſ. Pabſt Gregor VII.
Hillu, I. 243
Hinkmar (Erzbiſchof), II. 111. 316
Hiob, I. 36
Hippokrates, II. 29
Hippolyt, I. 222
Hirkan, I. 285. 286. f.
Hoaltſang, VII. 116
Holbein, IV. 495

Holſten, I. 276
Homer, I. 19. 33. 170. 202. 261 321.
II. 21. IV. 327
Honoria, II. 95
Honorius, (Kaiſer,) I. 355. 359. II. 95
Honorius I. (Pabſt,) I. 124
Honorius III. II. 556
Hoorn (Graf von), VI. 451
Hopital (de l') I. 132. V. 371. 374
Horatier (die drei), I. 73
Horaz, I. 94. 197. 240. 366. 386. III. 424
Hormisdas, II. 18
Hornak, (Graf von), IV. 297. V. 278
Hortenſius, II. 94
Hoſea (König), I. 282
Hoſea (Prophet), I. 294. 303
Hotham, VI. 306
Hoved, III. 254
Hulaku, III. 124
Huaskar, V. 107
Huet, I. 92. 169. 186. 188
Hugo (Graf), II. 240. 329
Hugo (Longobardiſcher König), II. 337
Hugonis (Doktor), V. 429
Hugo Kapetus, II. 114. 357. 364. f.
Hugo (Abt), II. 364

Hugo (Prinz), III. 19. 35
Hume, I. 369
Humfroi, II. 380
Huniad (Johann Korvin), III. 509. 523.
IV. 299. f.
Hus (Johann) III. 290. f.
Huſum Kaſſan, V. 197. 210. VII. 39
Huſſein, Schach, VII. 82

J.

Jacomuzio, III. 307
Jacques de Bourbon, III. 306
Jaddus, I. 317
Jaffier, VI. 438
Jagellonen, IV. 269
Jakob, Patriarch, I. 26. 90. 322
Jakob (St.), II. 72
Jakob I. (König v. Schottland), IV. 304 V. 59
Jakob II. IV. 304
Jakob III. IV. 304
Jakob IV. IV. 304
Jakob V. IV. 304
Jacob VI. oder I. (König von England)
IV. 305. V. 353. VI. 274. f.
Jakob IV. der Gerechte (König
von Arragonien), III. 181. 191

Jakob von Ardevelt, III. 324
Jannes, I. 238
Januarius (St.), VI. 390
Jan von Leyden, ſ. Bukfold.
Jaraslaw, II. 372
Jarnac, IV. 85
Jars (von) VI. 189
Javan, I. 161
Jaurigni, V. 291
Ibna, oder Ibnal Arabi, II. 140. 275
Ibrahim, (Sultan,) VII. 43
Idamant, I. 244
Idomenäus, I. 167
Jean d'Albret (König von Navarra), IV. 212. 346
Jean le Roi (Mönch), V. 469
Jeannin, V. 317
Jehu, I. 272
Jehud, I. 243
Jemiz, (Kaiſer von Japan,) VII. 125
Jephtha, I. 24. 248. 279. 298. V. 92
Jeremias, I. 24. 25. 231. 293. 299
Jerombal, I. 87. 88.
Jeſaias, I. 293. 297. 333. f.
Jethro, I. 248
Ignatius (St.) II. 68. 73

Ignatius von Lojola, IV. 547. f.
Ignatius, (Patriarch,) II. 305
Illuminatus, III. 70
Imbercourt, IV. 31
Imlar, II. 21
Inachus, I. 158
Innocentius II. Papſt, I. 29. II. 396. 486
Innocentius III. II. 111. 508. 532. III. 58. 144. IV. 565
Innocentius IV. II. 561. 569. III. 131
Innocentius VIII. IV. 140. 167
Joab, I. 282
Joas, I. 68
Johannes (St.), II. 48
Johannes Makkabäus, I. 287
Johann (der Gute, König von Frankreich), III. 439. IV. 72
Johann (ohne Land, König von England), II. 529. f.
Johann Sobiesky (König in Polen), VII. 17
Johann Baſilides, oder Iwan Waſiljewitſch, (Zaar,) IV. 264. VII. 24
Johann (König von Schweden), VII. 3
Johann (König von Dänemark), IV. 279

Johann I. (König von Portu-
gal), V. 9
Johann II. (König von Portu-
gal), V. 46. 54
Johann II. (Papſt), II. 100
Johann VIII. II. 243. 244. f. 309. 315.
Johann IX. II. 333
Johann X. II. 334
Johann XI. II. 336
Johann XII. II. 337. 345. 563. IV. 312
Johann XIV. II. 348
Johann XV. II. 350
Johann XIX. II. 351
Johann XXII. III. 169. 235. IV. 407. 567. VI. 403
Johann XXIII. II. 272. f.
Johann von Brienne, III. 69
Johann (Herzog von Bour-
gogne), III. 376. 465. IV. 40
Johann Bermudes, V. 50
Johann von Bourbonnois, IV. 315
Johann le Clerc, IV. 525
Johann Duns, ſ. Skotus.
Johann von Gent, IV. 347
Johann de Gouge, III. 349
Johann, (Kardinal,) II. 344
Johann von Matha, IV. 559

Johann von Moley, III. 215.
Johann (Mönch), III. 170
Johann Zimiſces, (Kaiſer,) III. 5.
Johanna I. (von Anjou, Königin von Neapel), III. 157. 240. 243. f. 306
Johanna II. (Königin von Neapel), III. 306. f. 422. V. 258
Johanna d'Arc (das Mädchen von Orleans), III. 392. f.
Johanna d'Albret von Navarra, V. 390
Johanna von Seymour, IV. 495
Johanna Gray, IV. 505
Jojada, I. 282
Joinville, II. 204. III. 87. IV. 408
Jonas, I. 67
Joram, I. 282
Jornandes, II. 92
Joſeph (Jude), I. 284
Joſeph (Kapuziner), VI. 135
Joſephus Flavius, I. 34. 167. 170. 200. 234. 236. 285. 310. 332. 343. f. II. 49
Joſua, I. 91. 248. 273. 275
Jouvenci (Jeſuit), VI. 14
Joyeuſe, IV. 74. V. 455
Joyeuſe (Kardinal von), VI. 425
Iphigenia, I. 244

Ippolito (Kardinal), V. 412
Irene, II. 150. 182. f. 287. 290
Irenäus, I. 217.
Ireton, VI. 330
Iſabella Oſorio, V. 257
Iſabella, von Arragonien, IV. 20
Iſabella, von Baiern, (Königin von Frankreich) III. 377. 384
Iſabella, von Kaſtilien, II. 19. IV. 104 V. 54
Iſabella von Frankreich, (Königin von England), III. 312. IV. 73
Iſabella von Frankreich, (Königin von Spanien), V. 257
Iſabella von Lothringen, IV. 71
Iſaak II. Angelo (Kaiſer), II. 503. III. 53. 62
Iſidorus (Kardinal), III. 322
Iſidorus Mercator, II. 189
Iſis, I. 27. 158. 167. 252
Isle (Belle-) IV. 376
Iſmael, I. 100. II. 41
Iſmael Sophi, IV. 369. V. 212
Iſrael, I. 342
Iſtapes, I. 211

Juan von Braganza, (König von Portugal) VI. 231
Juan, von Oeſterreich (Don), V. 240
Juanna (Donna, Königin von Frankreich), IV. 101
Juba, V. 245
Judas Makkabäus, I. 284
Judas (St.), I. 335. 440. II. 57. 83
Judith, (Kaiſerin,) II. 223. 227
Julius Cäſar, VI. 395. f. S. Cäſar.
Julius II. (Papſt), III. 300. IV. 114. 187. 195. f. 220. 323. 336. 401. 413
Julius III. V. 417
Julian, (Kardinal,) III. 484. IV. 401
Julian (Graf), II. 270
Julian, (Kaiſer,) I. 63. 181. 383. II. 91
Juſtinus (St.) I. 211. 217. II. 34. 68. 83
Juſtina, IV. 449
Juſtinianus I. (Kaiſer), I. 407. 490
Juſtinianus II. II. 286
Juvenal, I. 154
Iven, oder Iventi, VII. 107

## K.

Kalchas, I. 57
Kaled, II. 23

Kalliſtenes, I. 60. 127
Kalvin, IV. 441. 459
Kämpfer, V. 24.
Kambyſes, I. 140
Kamill, I. 365. VI. 430
Kantakuzenus (Johann), II. 112. III. 505
Kantemir (Demetri), III. 524. IV. 154. VII. 52
Karakalla, II. 59
Kara Muſtapha, VII. 67
Karl von Anjou, III. 136. IV. 88
Karl König von Arelat, II. 243
Karl Borromäus, VI. 394
Karl von Bourgogne, IV. 5. f. 24. f.
Karl von Bourbon, IV. 341
Karl Emanuel, Herzog von Savoyen, V. 255. 314. VI. 91
Karl, der Groſſe, I. 370. 375. 399. 430. 432. 443. 447. II. 87. 99. 106. 115. 122. 131. 135. f. 139. f. 155. 164. 211. f. 219. 416
Karl II. (der Kahle), Kaiſer, II. 222. 234. 238. 251. 439
Karl III. (der Dikke), Kaiſer, II. 245. 255
Karl IV. (Kaiſer), III. 252. 289. IV. 306

Karl V. (Kaiſer), II. 152. IV. 75. 89. 255. 313. 336. f. 343. f. 357. f. 380. f. 397. 454. V. 67. 402. VII. 139

Karl I. (König von England), VI. 282

Karl II. (K. v. E.) V. 249. VI. 332

Karl II. oder Don Carlos, (König von Spanien), V. 268. 322. 238

Karl III. (der Einfältige, König von Frankreich), II. 257

Karl IV. (der Schöne, K. v. F.) III. 313 321

Karl V. (der Weiſe, K. v. F.), III. 331. 353. 439. 452. IV. 61

Karl VI. (K. v. F.) III. 360. 378. 371. 390. 409. 464. IV. 120. 224

Karl VII. (K. v. F.) III. 391. f. 400. 404. 443. IV. 1. 514.

Karl VIII. (K. v. F.) III. 330. IV. 93. 144. f.

Karl IX. (K. v. F.) IV. 74. V. 90. 133. 372. 438

Karl X. ſ. Vendome.

Karl von Oeſtreich, ſ. Karl V. Kaiſer.

Karl IX. (König von Schweden), VII. 6

Karl X. (K. v. S.) VII. 9

Karl XI. (K. v. S.) VII. 10

Karl XII. (K. v. S.) VII. 19

Karl (der Hinkende, König von Neapel), III. 168
Karl (der Kühne), ſ. Karl von Bourgogne.
Karl (Herzog) v. Lothringen, II. 365. VI. 181
Karl V. von Lothringen, VII. 69
Karl von Mantua, VI. 260
Karl Knudſon, König von Schweden, IV. 278
Karl Martell, I. 370. II. 26. 169. 195
Karl von Valois, III. 191. 440
Karlmann, II. 110. 152
Kaſimir, IV. 270. VII. 16
Kaſſiodor, II. 100
Kaſtriotto (Johann), ſ. Skanderbeg.
Katharine, III. 272
Katharine (Königin von England), III. 384. IV. 478
Kathrine Howard, IV. 495
Katharine von Medicis, IV. 513. V. 305. 372. 376
Katharine Parr, IV. 496
Katharine (Kaiſerin von Rusland), VII. 19
Katharina von Siena (St.), III. 261
Kato, I. 133
Katull, I. 79
Kepler, VI. 251
Ketura, I. 198

Kinkum, VII. 103
Kircher (Pater), I. 147
Klara Eugenia, VI. 16
Klaude (Erzbiſchof von Turin), II. 436
Klemens (St.) von Alexandrien, I. 122. 152. 211, 237. 457
Klemens II. (Papſt), II. 353
Klemens III. III. 51
Klemens IV. III. 92
Klemens V. III. 207. 213. 229. V. 3
Klemens VI. III. 258
Klemens VII. III. 265
Klemens VIII. VI. 29. 417
Klemens X. V. 366
Klemens XIV. Ganganelli, IV. 338. 357
Klitus, IV. 335
Koblai-Kan, III. 119. V. 184
Kotb-ker, VII. 126
Kolumbo (Bartelemi), V. 53
Kolumbo (Christophoro), V. 19. 52
Kommena (Anna, Griechiſche Prinzeſſin), III. 21
Kommenus (Manuel, Kaiſer), III. 41
Konrad I. (Kaiſer), I. 51. V. 19. 52. f.
Konrad II. (der Saller Kaiſer), II. 114. 351. IV. 292

Konrad III. III. 42
Konrad IV. II. 567. III. 128.
Konrad (Sohn Kaiſer Heinrich's IV.) II. 478
Konradin, III. 139. f. IV. 12
Konſtantia (Kaiſerin), II. 505
Konſtantia (Königin von Frankreich), II. 434
Konſtantin (Kaiſer), I. 213. 257. 360. II. 54. 62. 80. f. 89. 90. 104. 120. 135. VII. 132
Konſtantin (Prinz), II. 390
Konſtantin (Kopronymus), II. 128. 287
Konſtantin (Pogonates), II. 286
Konſtantius (Pontius), IV. 577. V. 270
Konſtantin (Porphyrogeneta), II. 182. III. 5
Konſtantius (Chlorus), II. 66. 207
Kopernikus, IV. 332. VI. 252
Kordato (Mauro), III. 528
Korradin (Sultan), III. 70
Kortes (Ferdinand), V. 88. f.
Kröſus, I. 34
Kromwell (Olivier), V. 147. VI. 301. 317. f. 334. f.
Kromwell (Richard), VI. 351. f.

Kukupeter, oder Peter der Ein-
ſiedler, III. 11. f.
Kuli-Kan, III. 119. V. 184
Kunigunde, II. 450
Kurtius (Römiſcher Ritter), I. 364
Kuſan, I. 278

## L.

Laboureur (le), IV. 408
Ladislaus (König von Ungarn
und Polen), III. 507. IV. 299
Ladislaus (Sigmund, König von
Polen), IV. 270. VII. 15
Ladislaus (Albrecht), IV. 299
Lafiteau, I. 52. f.
Laguette, III. 550
Laines, IV. 553. V. 377
Laktantius, II. 62
Lambert, IV. 491. VI. 316
Lamp, V. 182
Lancaſter (die Herzoge von), III. 369
S. Heinrich IV. König in England.
Lancelot (König von Neapel), III. 271. f.
Landino, IV. 138
Landois, IV. 248

Landon, II. 334
Lanfranc, II. 442
Langeai, IV. 527
Lanoy, IV. 354. 361
Lansberg (Matthieu), I. 205
Laokiun, I. 132. 425
Lara (Don Diego de), II. 427
Larcher (Doktor), III. 386
Laſkaris, III. 99. 485. IV. 138
Laud, oder Lowth (Erzbiſchof), V. 164
Lautrec, IV. 347
Laval (Mademoiſelle Gui de), IV. 71
Law, oder Laws, V. 143
Legris, IV. 83
Leibniz, V. 61
Leiceſter (von), V. 295
Lenox, V. 358
Leo (der Armenier), II. 285
Leo (der Iſaurer), II. 128. 287
Leo (der Philoſoph), II. 289
Leo I. (Papſt, St.), II. 96. IV. 560
Leo III. II. 146
Leo IV. II. 279. f. 296
Leo VIII. II: 343. 346
Leo IX. (oder Bruno), II. 354. 383
Leo X. IV. 257. 338. f. 399. f. 404. f. 414

Leo (Prieſter), II. 336
Leontius, II. 287
Leopold (Erzherzog von Oeſt-
reich), VI. 249
Leopold (Kaiſer), VII. 65. f.
Lerma (Herzog de), VI. 227
Lesdiguieres, VI. 15
Leviglld, II. 267
Liceran, VI. 78
Licinius, II. 85
Lillo, VI. 398
Lindſei (Admiral), VI. 156
Linna, V. 3
Linus (Papſt), II. 52. 54
Liſt-ching, VII. 48. 110
Liuva, II. 268
Livarot, IV. 92
Lognac, V. 462
Loiſeau, IV. 35
Loke, IV. 167. V. 157
Lokman, I. 475
Lonchamp (Wilhelm de), II. 542
Longin, I. 186
Longueville (de), VI. 84
Lopez de Vega, VI. 326
Loredano (Doge), IV. 197

Loth, I. 107
Lothariuſſe (die Kaiſer), II. 212. 228. 234. f. 241. 295. f. 396. 485
Louet, IV. 59
Louis (Prinz von Condé), V. 366
Louiſe von Savoyen, IV. 350
Lowth (Erzbiſchof), VI. 294. 315
Luci (de), IV. 55
Lucius II. Papſt, II. 417. 487
Ludlow, VI. 153. 331
Luigi Monaldeſco, III. 236
Luitprand (Biſchof), II. 314. 338. 355
Ludwig I. (der Schwache, oder Gutmütige, König von Frankreich), II. 152. 219. f. 248. VII. 139
Ludwig II. (der Stammler), II. 111. 245
Ludwig IV. (Transmarinus), II. 328
Ludwig V. II. 358
Ludwig VI. (der Dikke), II. 513
Ludwig VII. (der Jüngere), II. 513. f. III. 38. 42
Ludwig VIII. II. 543. 549. f. III. 154. VII. 132
Ludwig IX. (der Heilige), II. 402. III. 79. f. 94. f. 164. IV. 79. 118. 566
Ludwig X. (Hütin), II. 220. 317. 443
Ludwig XI. III. 402. IV. 1. f. 46. 331. 349

Ludwig XII. III. 307. IV. 94. 168. f. 321
Ludwig XIII. VI. 88. f.
Ludwig XIV. I. 475. IV. 60. V. 132. 160. 282. VI. 362. VII. 66
Ludwig II. Kaiſer, III. 242
Ludwig (von Anjou) König von Ungarn, III. 243. f. IV. 294
Ludwig (der Baier) Kaiſer, II. 232. 234. III. 235. f. 252. 324. IV. 567
Ludwig (der Teutſche), II. 243
Ludwig, von Tarent, III. 244
Ludwig (der Maur), IV. 131. 171. 175. f.
Luines (Charles Albret de), VI. 49
Lukas (St.), I. 214
Luka (Gauriko), V. 440
Lukas (d'Archieri), III. 159
Lukrez (Dichter), III. 424
Lukrezia (Römiſche Frau), I. 73
Lukrezia Borgia, IV. 169
Luna (Pedro), III. 269. V. 424
Luther (Martin), IV. 415. f.
Lykaen, I. 244

## M.

Machiavel, II. 84. III. 300. IV. 134 189.
324. 410
Machmut, (Sultan,) VII. 73
Maffredo, III. 207
Magellan, oder Magelhan, V. 119. 168
Magnus (König von Schweden), III. 168
Magog, I. 93
Mahamad-Schach (Mogol), VII. 94
Mahmud, V. 196. VII. 83
Maigret, I. 131
Maimbourg, II. 448. IV. 527. VII. 20. 136
Maimonides, I. 272. IV. 121
Majorian (Kaiſer), IV. 560
Maitre (Jean le), IV. 59
Malandrins, III. 356
Malaſpina, III. 142
Malherbe, VI. 111
Manaſſe, I. 282. 293
Mancheſter, VI. 317
Mandane, I. 72
Mandog (König von Lithauen), II. 572
Manethon, I. 34. 87. 107. 145
Manfred, oder Mainfroi, II. 201. III. 131
Manfred, von Neapel, II. 563

Manko-Kapak, I. 21. 29
Mansfeld, VI. 139
Marcel, III. 346
Marcell, II. 52
Marc (Marechal de la), IV. 86
Marche (Graf von), IV. 226
Marcill, IV. 138
Marcillo (Ficino), IV. 138
Marko-Paolo, oder Mark-Paul, I. 436. III. 119. V. 19. 88
Markulph, II. 193. 217
Margarete (von Anjou), Königin von England, IV. 222. f. 233. 240
Margareta von Bourgogne, III. 317
Margareta von Lothringen, VI. 191
Margareta von Navarra, IV. 529. V. 455
Margarete von Parma, V. 275
Margarete Waldemar (Königin), IV. 276
Margarete, Gouvernantin der Niederlande, IV. 337
Mariana (Jeſuit), VI. 55
Marie von Arragonien, (Kaiſers Otto III. Gemalin), II. 448
Marie von Bourgogne, IV. 30. 97
Marie von England, IV. 215. 505
Marie von Lothringen, IV. 305

Marie von Medicis, VI. 90. f. 163
Marie (Königin von Neapel), III. 168. IV. 293
Marie Amalie von Oeſterreich, (Königin in Spanien) IV. 70. VI. 238
Marie (Stuart), IV. 12. 305. 515. V. 308. f. 343. f. 349. f.
Marie (die Schöne), II. 8
Marie Thereſie, VII. 17
Marigni, III. 386. 550
Marillac, VI. 166
Marina (Donna), V. 88
Marion (Delorme), VI. 131
Marius, I. 357. II. 93
Markomir, II. 53
Mark-Anton, I. 287
Mark-Aurel, II. 59. 91. 204
Marot (Klement), IV. 389. 529. V. 377
Maroſia, II. 334
Marquemont, VI. 138
Marſigli, III. 551. V. 230. VII. 40
Martel, ſ. Karl I. König von Frankreich.
Martin IV. (Papſt), II. 166
Martin, V. 283

Martin von Tours (St.), II. 112. 437
Martina (Kaiſerin), II. 286
Martinuſius (Kardinal), IV. 318. V. 420. VI. 267
Marterillo (Franz), IV. 15. 547
Maſſiniſſa, V. 245
Matthäus Paris, III. 136. 159
Matthäus (St.), I. 287. 326
Matthias, (Kaiſer,) V. 286. VI 242
Matthieu, (Pater, Geſchichtſchreiber), VI. 10
Mathilde, (Gräfin von Eſte,) IV. 455. VI. 418
Maugiron, IV. 92
Mauregat, II. 274
Mauren, II. 25
Maurier (du), VI. 448
Mauritius (Kaiſer), I. 490. II. 286
Maxentius, II. 66. 67. VII. 132
Maximilian I. (Kaiſer), IV. 31. 99. f. 173. 279. 309. 316. 336. 407. 453
Maximilian II. VI. 246. 399
Maximilian von Baiern, VI. 256
Maximin, II. 60
Maximian (Herkules, Kaiſer), II. 64. 85. 87

Mayenne (Herzog von), V. 314. 465. VI. 4
Mazarin (Kardinal), IV. 353. VI. 179
Medechino, ſ. Pabſt Pius IV.
Medicis (die), I. 475. IV. 132. f. 354. 357. 401
(S. Leo X. Katharina und Maria von Medicis.)
Meſſam (Diakonus), II. 566
Meinhard, III. 419
Melanchthon, IV. 374
Melchior (Lucius), V. 423
Melekſala, III. 77
Melekſeraph (Sultan), III. 96
Meledin (Sultan), III. 70
Meliorati (Kardinal), III. 269
Menager, IV. 59
Menahem, I. 282
Mequinez, V. 229
Meteſan, VI. 155
Mezeral, II. 341. III. 319. 334. 387
Micha, I. 293
Michael (Angelo), I. 232. V. 30. VI. 409
Michael (Europalatus), II. 287
Michael (Ducas, Kaiſer), II. 390
Michael (Federowitſch) Zaar, VII. 33
Michael, der Jüngere, II. 292

Michael (Koribut), König von Polen, VII. 17
Michael (Paphlagonatus), III. 6
Michael (Porphyrogenitus), Kaiſer, II. 305
Michael (der Stammler), Kaiſer, II. 280. 288
Michael (Paläologus), II. 310. III. 99. 486
Micislas (St.), Herzog von Polen, II. 413
Midleton, I. 272
Milo, III. 147
Miltiades, I. 164
Ming, V. 186. VII. 107
Minos, I. 89. 158. 169. 170
Mirabel, VI. 166
Miramolin, II. 431
Moawijah, II. 23
Moine (le, Kardinal), III. 202
Molina (Jeſuit), VI. 55
Molucco, V. 299
Moncormillon (Nonne), III. 170
Mondar (König), II. 8
Monk, VI. 355
Monlenet (von), VI. 69

Monluc (Biſchof), V. 426
Monmouth, VI. 373
Mons, IV. 285
Monſtrelat, III. 392
Montaigu, III. 550
Montbrun (St. André), VII. 49
Montchal (Erzbiſchof), VI. 132
Montecuculi, IV. 379. VII. 65
Monteil (Biſchof), III. 24
Montemar (Herzog von), V. 252
Montesquieu, VII. 147
Montezuma, IV. 576. V. 90
Montferrat (Marquis von), III. 59
Montfort (Graf von), III. 327. IV. 226
Montiheri (de), II. 513
Montmorenci, IV. 330. 376. VI. 165. f.
Montpenſier, VI. 191
Montreſor, VI. 326
Montroſe (von), VI. 337
Montſorau (Frau von), IV. 7
Moret (Graf von), VI. 185
Morgan, V. 149
Moriz, von Sachſen, IV. 394. V. 421
Morland, VI. 25
Morlas, VI. 70

Mors, VII. 124
Mortimer, III. 313. 316
Morus (Thomas, Kanzler), IV. 488
Moſes, I. 26. 89. 198. 266. f. 343. 422. V. 83
Motaſſem (Kalif), III. 2
Motteville (Frau de), VI. 187
Mouchi, IV. 531
Muhamed (Ben Joſeph), III. 179
Muhamed (Sultan), III. 103
Muhamed (Prophet), I. 97. 106. 206. 289. II. 1. f. 32. 45
Muhamed II. (Bujuk), III. 517. f. IV. 570. V. 220
Muhamed III. VII. 38
Mullei-Iſmael, III. 72. V. 253. VII. 48
Münzer (Thomas), IV. 451
Murray (Graf von), V. 352
Musk, III. 159
Muſſus, III. 411
Muſtapha, VII. 40
Muſtapha (Kuprogli oder Kiuperli), VII. 71
Muſtapha II. VII. 73
Muza-Sophi, VII. 82
Muzza, II. 271
Myrl-weis (König von Perſien), VII. 82

# N.


Nabonaſſar, I. 65. 66. 69

Nadab, I. 282

Naemann, I. 27

Nani, VI. 101. 438

Narſes, II. 100. VI. 3

Naſſau, IV. 97

Naſſer von Bagdad (Kalife), VII. 111

Nathan (Rabbiner), VII. 56

Navailles (Herzog von), VII. 49

Navarette, Erzbiſchof, I. 423. 430

Nebucadnezar oder Nabuçodonoſor, I. 26. 139. 204

Nehemias, I. 286

Nektarius, II. 202

Nemours, IV. 184

Nero, I. 257. II. 49. 51

Nerva, II. 58

Neſtorius, I. 356. II. 97

Nevers (Graf von), III. 147. 490

Neuilli, VI. 81

Newton, I. 272. V. 30. 61

Nicephorus (Kaiſer), II. 279. 287

Nicephorus (Phokas), III. 5

Nicetas Koniates, III. 10. 63

Niecamp, I. 471

| | |
|---|---|
| Nikolaus I. (Papſt), | II. 299. f. |
| Nikolaus II. (Papſt), | II. 386 |
| Nikolaus III. (Papſt), | III. 166. IV. 292 |
| Nikolaus V. (Papſt), | III. 439. VI. 409 |
| Ninus, | I. 67 |
| Nithard (Jeſuit), | IV. 67. VI. 239 |
| Noah, | I. 161 |
| Noſſo dei Fiorentini, | III. 212 |
| Noradin, Sultan, | III. 49 |
| Norbert (St.), | IV. 542 |
| Norfolk, | V. 330. 355 |
| Northumberland (Herzog von), | V. 331 |
| Noſtradamus, | I. 35 |
| Novatian, | II. 124 |
| Noue (de la), | VI. 84 |
| Nugnez, | I. 272 |
| Numa Pompilius, | VI. 395. f. |
| Nushiron, oder Koſroes, | I. 490 |

## O.

| | |
|---|---|
| Obdam, | VI. 456 |
| Ochus, | I. 140 |
| Odet Daide, | IV. 8 |
| Odet de Chatillon (Kardinal), | V. 384 |
| Odilo (St.), | II. 446 |

Odin, I. 29
Ogiges, I. 160
Ojoupeo, I. 430
Oktai-Kan, III. 119. 123. V. 184
Oldekorn (Jeſuit), VI. 276
Oliva (Jeſuit), VI. 367
Olivarez (d'), VI. 145. 211. 227
Oliverotto, VI. 181
Olonner (der), V. 148
Omar (Kalife), I. 140. 148. 291. II. 6. 17. III. 10. V. 211
Ommiah, II. 26
Onias, I. 284
Opas, II. 270
Ophioneus, I. 33
Oppede (Jean Meymier d'), IV. 527
Orange (die Herren d'), IV. 56
Oranien (Prinzen von). V. 274. 277. 287. 294. VI. 246. 448. 453
S. Naſſau.
Oreſt, I. 326
Origines, II. 59. IV. 467
Orleans (Advokat), VI. 19
Orkan, III. 505
Ornano, VI. 143
Oromazes, I. 36

Orpheus, I. 158. 171. 185. 255
Orre (Vikomte d'), V. 397
Ortogrul Beg, III. 3
Oſiander, IV. 420
Oſſat (Kardinal d'), VI. 419
Oſiris, I. 36. 143
Osman, Prinz, II. 24. VII. 48
Osman (Sultan), VII. 14
Oſſune (Herzog d'), VI. 436
Ottaviano Sporco (Papſt), II. 337 ſ. Joh. XII.
Ottavio Farneſe, V. 417
Otto, Kolonna ſ. Papſt Martin V.
Otto (Herzog von Sachſen), II. 323
Ottonen, II. 149
Otto der Groſſe (Kaiſer), II. 327. f. 339. f. 377
Otto II. (Kaiſer), II. 347. f. 377
Otto III. (Kaiſer), II. 149. 351. f. 420. 448
Otto IV. von Sachſen, (Kaiſer), II. 508. 538. f. 543
Otto (Pfalzgraf), II. 495
Otto (Prinz von Braunſchweig), III. 247
Ottokar (König von Böhmen), III. 162
Ovid, I. 184. 189. f.
Ouin, VI. 50
Oxenſtierna, VI. 197. 267

# P.

Pachimere, II. 216
Palafox (Don Juan), IV. 554
Paläologi (Griechiſche Kaiſer), III. 473. f. 488. f. 517. IV. 152
Paläologus (Meſſith), III. 538
Palladius, I. 122. 457
Pallevicini, IV. 347. V. 401. 419
Palliano (de), VI. 384
Pandolf (Legat), II. 535
Pandora, I. 36
Paolo Geove, IV. 150. 207. VI. 432
Papebroog, II. 80
Parenin, I. 411
Parma (Alexander Farneſe, Herzog von). I. 316. V. 286. 310. 315
Parſi, II. 19
Paſchal II. (Papſt), II. 481. f.
Paſchaſius Ratbert, II. 440. IV. 420
Pasquier (Etienne), VI. 48
Paſtourel, IV. 55
Patarin (Ritter), IV. 84
Patroklus, I. 244
Paul III. (Papſt), IV. 393. 491. 550. 552
Paul IV. IV. 398. 581. VI. 383

Paal V. VI. 387. 420

Paulus Oroſius, I. 317

Pauſanias, I. 171. 244. 255. 258. II. 253

Pax, III. 407

Payanotos, VII. 52

Pazzi, IV. 134

Pedro, von Arragonien, (König) III. 141. 181. 190. IV. 88

Pedro, der Grauſame, (Don) III. 190. f.

Pedro, von Navarra, (General), IV. 185

Pedro, von Toledo (Don), VI. 436

Pekah, I. 282

Pekajah, I. 282

Pelagius (Albano, Kardinal), III. 73

Pelagius (der Sektirer), III. 207

Pelagius (Teudomer), III. 273

Pellevé (Kardinal von) VI. 28

Pelops, I. 222

Pelſart, V. 33. 169

Pembroke (Graf von), II. 525

Pen (Wilhelm), V. 161

Pennington (Johann), VI. 154

Perci, VI. 276

Pérefor, VI. 3

Perez, V. 55. 253

Perikles, IV. 324
Perin (Tomaſek, Papſt) 269
Perkins, IV. 252
Perron (Kardinal), VI. 94. 419
Perſan, VI. 100
Perſeus, I. 29. 165
Peſcaire (Marquis de), IV. 254
Petao, I. 162
Peter (la Chatre), II. 513
Peter-Damien, III. 434
Peter, der Eremit, III. 11. f.
Peter, der Grauſame (von Kaſtilien), III. 353
Peter, der Groſſe (Zaar), I. 96. III. 387. V. 323. VII. 18. 23
Peter Hen, VI. 455
Peter (König von Ungarn), IV. 292
Peter, von Leon (Papſt), II. 486
Petit (Johann), III. 285
Petrarch, III. 241. 415. f.
Petrucci (Kardinal), IV. 403. VI. 385
Petrus (St.), II. 52. f. 71. 107
Pharamund, II. 15
Pharao, I. 264. 272
Pherecides, I. 53
Philibert (Herzog von Savoyen), V. 254

Philip, (Römiſcher König), II. 508
Philip, der Grosmütige, (Landgraf von Heſſen), IV. 447
Philip II. (König von Spanien), III. 386. IV. 397. f. 509. 579. V. 67. 128. 202. 254. f. 302. f. VI. 8. 11. 222. 383
Philip III. IV. 580. V. 327. VI. 222. 436
Philip IV. VI. 227
Philip I. (König von Frankreich), II. 112. 303. 367. 370. 410. 460. IV. 54
Philip II. (Auguſt, König von Frankreich), II. 303. 527. III. 51. IV. 75. VII. 135
Philip III. der Kühne, König v. Frankreich), III. 157. 443
Philip IV. (König von Frankreich), III. 167. 177. 192. 317. f. 409. 444. 546. 453. f. IV. 57. 80
Philip V. der Lange, (König von Frankreich), III. 233. 321. 456. 459
Philip VI. von Valois (König von reich), III. 310. 322. 447. 453. IV. 18. 89
Philip (Bardanes), I. 287
Philip (der Gute), III. 384. 398. IV. 2. 46

Philip (der Schöne, Herzog von Burgund), IV. 174
Philip (von Comines), III. 519. IV. 11
Philip (Mönch), III. 40
Philo, I. 86. 342. II. 49
Philoſtrates, I. 227. 457
Phokas, I. 491. II. 286
Phocion, I. 164
Photius (Patriarch), II. 292. 305. f.
Pico von Mirandola, IV. 158. 162
Picard (Jean, Chevalier), IV. 84
Picatrix, I. 242
Pierre de Caſtelnau, III. 126
Pierre de Courtenai, III. 98
Pierre Flotte, III. 199
Pietro Girardo, III. 301
Pietro de Medici, III. 147. 401
Pietro Philargi, ſ. Alexander V. Papſt.
Pilatus, II. 69. 71
Pilet, V. 253
Pinzano, V. 55
Piſiſtrates, IV. 133
Pizarro (Franzeſco), V. 103
Plan (Karpin, Mönch), III. 122
Plato, I. 29. 175. 176. 252. 329. 389. 438. f. V. 106

Plautus, IV. 325. 402
Plelo (Graf von), II. 264
Plinius (der Aeltere), I. 15. 223. V. 2. 106
Plutarch, I. 245. V. 418
Poggio, III. 295
Poitiers (Frau von), IV. 320
Polentini, IV. 139
Polinices, I. 326
Poliziano (Bernhardo), III. 232. IV. 138
Poltrot de Meré, V. 292. 382
Polus (Kardinal), IV. 412. 491
Polybius, I. 369
Polykarpus (St.), II. 75
Pempo Targoni, VI. 154
Pomperan, IV. 358
Popo, II. 355
Porcellets, III. 142
Porphyr, I. 87. 122. 457
Posquier, I. 370
Poſſevin, (Jeſuit), VII. 4
Pouſſin, (Mahler), VI. 218
Prätextat, II. 90
Preuilli (Geofroi de), IV. 68. 316
Prinz (der Schwarze), III. 327. 329. 343
Priſcillian, II. 436

Prokop, II. 92. 134. III. 483
Prokriti, I. 123
Prometheus, I. 162
Ptolomäer (die), I. 148. 154. 157. 167. 184. 236. 283. f. 344. II. 29
Ptolemäus, V. 2
Puſendorf, IV. 279. 345. VII. 8
Pulci, III. 422
Pyrrha, I. 162
Pyrrhus, I. 355
Pythagoras, I. 110. 419. 434

Q.

Quankum (Kaiſer), VII. 103

R.

Rabelais, I. 242
Racan, VI. 111
Rachis, II. 131
Racine, IV. 335
Raſi, II. 25
Ragozy, VII. 20
Rahab, I. 249
Raimund (Graf von Toulouſe), III. 428.

Raimund Düpuy, III. 36
Raleigh, V. 131. 159. 327
Rambouillet, VI. 69
Ramiro (Don), III. 177
Raoul, III. 443. IV. 54
Raphael (Kardinal), IV. 134. V. 30
Ratram (Mönch), II. 439
Ravaillac, VI. 60
Roulin, III. 385
Raymund (von Antiochien), III. 43
Raynal, V. 161
Reginus, II. 243
Regner, II. 250
Regulus, I. 365. f.
Remigius (St.), II. 111. 163
Renaud, oder Reinhard, (Graf von Boulogne), II. 532
Renaud (de Chatillon), III. 48
Renaudin (Duc Barri de la), V. 368
Renaudot, I. 418
Renatus von Anjou, III. 308. IV. 69. 234.
Renat (Herzog von Lothringen), IV. 30
Requeſens (Don Juniga y), V. 281
Rez (Kardinal von), VI. 130. 208
Rez (Marſchall von), III. 396. V. 461
Riario, IV. 134

Ribaumont (Euſtach von), III. 333
Riberac, IV. 92
Ricault, III. 555
Richard von Averſa, II. 384
Richard I. Löwenherz (König von England), II. 506, III. 54
Richard II. III. 368
Richard III. IV. 244. f.
Richardot, VI. 444
Richelieu (Kardinal von), I. 316. V. 139. VI. 103 f. 292. f.
Richmont (Graf von), IV. 247
S. Heinrich VII. König von England.
Richemont (Konnetable), III. 391
Ridicovi, VI. 50
Rienzi (Nikola), III. 241
Rimaria, IV. 139
Rinaldo, VI. 348
Rizzio, V. 352
Robert Brüce (König von Schottland), III. 313
Robert (Franciskaner), III. 159
Robert von Artois, III. 86
Robert, König von Frankr. II. 303. 367. f. 436
Robert Stuart (König von Schottland), III. 361

Robert Guiscard, II. 381. 475
Robert von der Normandie, III. 19
Robert (Kaiſer), III. 271
Rochefort (Gui de), IV. 174
Rochefaucault (Kardinal de la), VI. 132
Roderich, II. 269
Roger (von Sicilien), II. 392. VI. 442
Roger von Apulien, II. 392
Roger (Biſchof von Salisbury), II. 520
Rogers, V. 78
Rohan (Benjamin, Herzog de) VI. 120. f.
Roland, II. 141
Rollin, I. 34. f. 316. 319
Rollo oder Raoul, II. 256
Romanus (Kaiſer), III. 5
Romanus (Diogenes, Kaiſer), III. 6
Romulus, I. 29. 351. 353
Rosni, VI. 37
Rotharis, II. 101
Rovere (Giuliano, Kardinal de la), IV. 192
ſ. Papſt Julius II.
Rubriquis, III. 120
Ruccelai, IV. 325
Rudolph (Herzog von Schwaben, Gegenkaiſer), II. 469

Rudolph I. von Habsburg (Kaiſer), III. 162. 222. IV. 292. 305. 392
Rudolph II. von Schwaben, (Kaiſer), VI. 44. 242. f. VII. 39
Rui Gomez, V. 258
Ruinart (Dom), II. 80
Rui (Don de Martanza), II. 452
Ruiſch, V. 7
Ruiter, VI. 363
Ruprecht (Prinz), VI. 309
Ruſtan (Schach), V. 212
Rutland, IV. 229

## S.

Sa (Emanuel, Jeſuit), VI. 55
Saal (Katharine von), IV. 447
Sabatei-Sevi, VII. 54
Sabellius, IV. 466
Sacharia, I. 282
Sacremore, VI. 69
Sadoleto (Kardinal), IV. 402. 526
Sady, III. 427
Said Effendi, I. 153
Saka, V. 20
Saladin, III. 46. f.

Salcede, V. 291
Sallum, I. 282
Salmanaſſar, V. 226
Salmeron, IV. 553. VI. 55
Salomo (König von Ungarn), II. 472
Salomo (Jüdiſcher König), I. 198. 229. 261. 282. 296. 326. 344. IV. 113
Salomo (König von Bretagne), II. 242
Salüce (die Herren de), IV. 56
Salſtad (Johann von) Erzbiſchof, IV. 278
Salviati, IV. 134
Samod (Slavoniſcher König), II. 162
Sammonokodon, I. 59. 364
Samuel, I. 248. II. 109. V. 93
Samuel Pennia, VII. 58
Sancerre (de), V. 371
Sanche (König von Kaſtilien), III. 187
Sanche (der Dikke, König von Leon), II. 422
Sancho (König von Navarra), III. 178
Sancho Garcias (Graf von Kaſtilien), II. 423
Sanchuniaton, I. 64. 86. 89. 92. 146
Sauci, V. 465
Sephadin (Sultan), III. 69
Savelli, IV. 140. 181
Saul, I. 261. 281. V. 92
Savanarola, IV. 157. f.

Saurid, I. 137
Scala, III. 301
Scävola (Mutius), IV. 507
Schach-Abbas I. II. 19
Schach-Jehan, VII. 89
Schach-Nadir, VII. 86
Schach-Sophi, VII. 81
Schall (Adam), VII. 113
Schomberg, IV. 92. VI. 170
Schwarz (Barthold), III. 329
Scipio, I. 350
Scotus (Johann Duns), II. 439. IV. 545
Sebaſtian (König von Portugal), V. 50. 298. f.
Sedille, IV. 55
Seguier (Kanzler), VI. 207
Seleuciden, I. 283. 430. 473
Selim I. I. 140. V. 220
Selim II. V. 228. VII. 37
Semiramis, I. 65
Seneka, II. 70
Sergius (Mönch), II. 34
Sergius II. (Papſt), II. 239
Sergius III. II. 333. 236
Servet, IV. 466
Seſak, I. 450

Seſoſtris, I. 85. 138. 142. V. 226
Severa (Kaiſerin), IV. 449
Sextus (Pompejus des Groſſen Sohn), I. 240
Sextus (Empirikus), I. 78. 480
Seymour (Thomas und Eduard), IV. 493. V. 530
Sforza (die), III. 300. IV. 129. f. 341
Shaftsbury (Graf von), VI. 359
Sibyllen, I. 208
Sigisbert, II. 142. 297
Siegfried, II. 253
Sigismund I. (Kaiſer), III. 251. 274. f. 473. IV. 297
Sigismund (König von Polen und Schweden), IV. 271. VI. 261
Silverius (Papſt), II. 100
Simeon, II. 73
Simon (Zauberer), II. 53
Simon Bar-Jonas, ſ. St. Petrus.
Simon (Herzog de Saint), VI. 204
Simon de Montfort, III. 66. 148. f. 181
Simonetta, IV. 131
Simſon, I. 279. 323
Sion (Kardinal von), ſ. Skeiner.
Sixtus IV. (Papſt), IV. 133

Sixtus V. IV. 538. V. 345. VI. 388. 402. f.
Skanderbeg, III. 512
Steiner (Matthias, Kardinal von Sion), IV. 339. 347
Smerdis, I. 57
Socini (Lelio), IV. 466
Sokrates, I. 177. 227. 351
Soiſſons (Graf de), VI. 143. 208
Soli (Kardinal), IV. 403
Soliman, I. 313
Soliman, II. 368
Soliman (Sultan von Nicäa), III. 6. 18. V. 227
Soliman III. VII. 71
Solis (Antonio de), V. 98
Sommerſet (Caré, Herzog von) VI. 281
Sophi, oder Eidar, V. 210
Sophie von Baiern (Kaiſerin), III. 290
Sophokles, IV. 335
Sorel (Agnes), IV. 390
Soubiſe, VI. 117. 125
Sourdis (Kardinal), VI. 197
Soʒigenes, VI. 399
Spencer, III. 313. V. 328. VI. 284
Spina (Alexander), III. 406
Spinola (Marquis de), VI. 164. 444
Squin de Florian, III. 313

Stahremberg (Graf), VII. 68
Stanley, IV. 249
Stauffacher (Werner), III. 223
Stefano (Prieſter), II. 433. IV. 154
Stefanetta, II. 342
Stene Sture, IV. 281
Stephan (König von England), II. 515
Stephan (König von Ungarn), IV. 290
Stephan (St.), I. 231. VI. 391
Stephan II. (Papſt), II. 103. 110. 113. 115. 117, 168. 297
Stephan III. (Papſt), II. 108
Stephan VI. (Papſt), II. 332
Stephan VIII. II. 337. 563
Stiliko, I. 358
Storch, IV. 451
Strabo, I. 79. 122. 298. 456. IV. 267
Strada (Jeſuit), V. 291
Strafford, VI. 294. f. 371
Stuarts, IV. 304. V. 352
Suarez (Jeſuit), VI. 55
Suetonius, I. 223
Suffolk, IV. 223
Suidger (Pabſt), II. 353. ſ. Klemens II.
Süger (Abt), III. 38
Sülli (Roni Düc de), IV. 331. VI. 3

Sylla, I. 349
Sylveſter II. (Papſt), II. 366
Sylvius (Aeneas), III. 484
Symphoroſa (Heilige), II. 74
Syphax, V. 245
Symmachus, II. 100

## T.

Tachon (Ecüyer), IV. 84
Tacitus, I. 94. 386
Tadeo, V. 181
Tailleſer, II. 405
Taitſung, V. 187. VII. 109
Taitſu, VII. 108
Tallerand-Chalais, VI. 143
Tamerlan, oder Timur-Lenk, III. 492. V. 197. 199.
Taneguy du Chatel, III. 271. 383. f.
Tankred von Hauteville, II. 380. 505
Taraiſus, II. 185
Tarif, II. 271
Tarquin, I. 208. 296
Tasman, V. 169
Taſſillo, II. 324
Taſſo, I. 22. 378. III. 416 IV. 325

Tavernier, V. 203. VII. 93. 108
Taupin (Nicole), IV. 55
Tekuſa (Heilige), II. 76
Tell (Wilhelm), III. 223
Tertullian, I. 218. 258. II. 56. 83
Teutates, I. 129
Teutberga, II. 214. 298
Thales, I. 175
Thamar, IV. 483
Thamas, IV. 369. V. 213. VII. 85
Thara, I. 105
Thaut, I. 145
Thamites, VI. 100
Themiſtokles, III. 542
Theodebert (König der Franken), II. 134
Theodekt, I. 346
Theodor Laſkaris (Kaiſer), III. 66
Theodora, II. 290. 294. 334
Theodoret, I. 87
Theodorich, II. 99. 106. IV. 67
Theodoſius, II. 88. 91. 94. f. 157. 170. 192. 231
Theodoſius II. I. 214. 356. II. 97
Theodot (St.), II. 75
Theophilus (Kaiſer), II. 289. f.
Theopompus, I. 345
Thibaud de Champagne (König von Navarra), III. 76

Thoiras (de), VI. 149
Thomas, (Apoſtel,) I. 430
Thomas Beket (von Kanterbury),
II. 521. f. VII. 140
Thomas (Mar.), I. 451
Thomas, Doktor (St.), II. 204. IV. 435
Thomas Vilqueſi, VI. 24
Thou (de), I. 369. III. 387. V. 259. VI. 213
Thucidides, IV. 324
Tiberius, II. 50. 70
Tien, I. 129
Tilly, VI. 259. f.
Tiriau, VI. 155
Tirel, IV. 245
Titus Livius, I. 223
Titus, I. 235. II. 56
Tobias, I. 78. 328
Tolet (Jeſuit), VI. 55
Toman-Bey, V. 226
Tomoré (Mönch), IV. 301
Torys, VI. 284. 376
Torizo (Biſchof), II. 271
Torquemada, IV. 572
Torſtenſon, VI. 271
Toſcanelli, II. 351
Toulouſe (Graf von), III. 146

Toſchi, III. 123
Trajan, I. 100. 288. II. 20. 56. 73
Tramblay (Kapuziner), VI. 175
Trevor, IV. 450
Tremouille (la), IV. 96. 176. 203. V. 417
Triſſino, IV. 325
Trivulzi, IV. 210. 341
Troll, IV. 282. 413
Tromp, VI. 456
Truchſes (Gerhard von), VI. 250
Truſſel (Wilhelm), III. 315
Tudor, V. 334
Türenne, III. 363. VI. 40. 271
Tubal, I. 92
Turpin, II. 141
Tuti, III. 124
Tycho de Brahe, VI. 251
Typhon, I. 36

## U.

Ulpius, I. 202
Ulugbek, III. 503
Ulyſſes, I. 19
Uraka, II. 427
Urban II. (Papſt), II. 393. 477. III. 12. f.
Urban IV. III. 137. 171. VI. 403

Urban VI. Brigamo, III. 248. 264
Urban VIII. V. 410. VI. 426
Urbino (Herzog von), IV. 181
Uſſum Kaſſan, III. 535
Uſtaris, VI. 234

## V.

Vala (Abt), II. 222
Valderios, V. 182
Valdon, II. 203
Valentine von Mailand, II. 374
Valentinian I. II. 95. IV. 449
Valette (Kardinal de la), VI. 197
Valette (Duc de la), VI. 201
Valette (Grosmeiſter, Jean de la), VI. 442
Valid, I. 25
Valid Almanzor, II. 271
Valverde (Vinzenz), V. 109
Vamba, II. 109. 130. 268
Vandale, I. 92. 202
Vanolles, V. 294
Vaquerie (la), IV. 95
Varade (Jeſuit), VI. 48
Varillas, III. 387
Vaſco (Marcheſe del), IV. 386
Velaſquez, V. 96. 113
Vendome (Kardinal von Bourbon), VI. 4. 142

Veniero (Sebaſtiano), V. 240
Venti, I. 415
Veramon, II. 274
Verchin (Jean de), IV. 89
Vernon, VI. 344. VII. 135
Vertot (Abbé de), IV. 279
Vervins (Ritter de), IV. 83
Veſal, V. 219
Veſois (Mönch), IV. 7
Veſpaſian, I. 200. 224. II. 56. 58
Vieuville, VI. 131
Vigne (Kanzler des), II. 563. 565
Viktor II. Papſt, II. 499
Villaut, III. 239
Vilegagnon, V. 130
Villequier, V. 461
Viliers l'isle Adam, VI. 441
Virgil, I. 150. 188. 210. 213. 239. 252. 323. 427. II. 445
Viſconti (Matthias), III. 300. IV. 129. 567
Viſnu, oder Vitſnu, I. 112. V. 41
Vitelli (Paolo), IV. 181
Vitellius, V. 396
Vitiza (König in Spanien), II. 269
Vitri, VI. 100
Vitruv, I. 71. 235

Voragine, VII. 135
Voſſius, I. 418

W.

Waldek, (Biſchof) IV. 457
Waldo, (Peter) IV. 416. 524. f.
Wallenſtein, VI. 259. 267
Waller, VI. 317
Walpole, IV. 239
Walrade, II. 298
Walther (Fürſt), III. 203
Walther (ohne Geld), III. 16
Warburton, I. 172. 256
Warwik, IV. 226. f.
Waſa (Guſtav), ſ. Guſtav.
Waſiljewitſch (Ivan), IV. 263
Wenzel (Kaiſer), IV. 224
Whigs, VI. 284. 376
Wigand (Mönch), IV. 436
Wilhelm v. der Normandie (Baſtard), II. 399 IV. 80
Wilhelm III. I. 227. II. 402. V. 231. VI. 343
Wiklef, oder Wiklif, III. 287
Wilhelm (der Rote), III. 19
Wilhelm von Tyrus, III. 12
Witt (de), V. 83. VI. 453
Witterich, II. 268
Wittekind, II. 136
Wolodimir, II. 412
Wolſey (Kardinal), IV. 317

X.

Xaver (Franz, Jeſuit), IV. 553. V. 25

Xenophon, I. 72
Xeſud, II. 24
Ximenes von Toledo, III. 181. IV. 115. 317. 405. 571. V. 73
Xixutru, I. 61

## Y.

Yetſer, IV. 436
Yegt⸗ſong, V. 188
Yont⸗ching, I. 401. 421. VII. 118
Yo, I. 396
York, IV. 223. VI. 365
Yu, I. 411
Yves (de Chartres), IV. 84

## Z.

Zacharias (Papſt), II. 108. 156
Zagatai, III. 124
Zaide, II. 430
Zaleukus, I. 179
Zamolxis, I. 89
Zarata, V. 111
Zedekia, I. 299
Ziska (Johann), III. 297
Zizim, IV. 149
Zoroaſter, oder Zerduſit, I. 27. 74. 103. 158. 251. 458. 476. 488. V. 35
Zorobabel, I. 311. f.
Zoſim, I. 257
Zwingli, IV. 432. f. 440. f.
Zuski, VII. 28

# Anhang
des
Ueberſezers.

I.

# Ueber die Juden.

(Th. IV. S. 121. Z. 4. von unten.)

Den Juden eröfnen ſich in mehreren Gegenden die angenehmſten Ausſichten, ihnen geht eine ſchöne Morgenröte zur Wiederherſtellung der Menſchheitsrechte auf. Die Ruſſiſche Monarchin ſezt ſie in jeder Rükſicht ihren andren Unterthanen gleich, hebt jeden Unterſchied in Anſehung der öffentlichen Abgaben und der bürgerlichen Verhältniſſe auf, und ſucht ſorgfältig, dieſe Nation von der Verachtung, der ſie bisher bei ihren Nebenbürgern aus Vorurtheil und Gewohnheit unterworfen war, ſo viel als möglich zu befreien. Der Römiſche Kaiſer verſtattet dieſem Volke in Böhmen, Mähren, Galizien und Ungarn ungehinderten Akkerbau, der jezige König von Preuſſen, Friederich Wilhelm II. ſchenkt ihnen groſſe Handelsprivilegien, die Holländiſchen Freimaurer nemen ſie als Brüder auf, und ein Päbſtlicher Nepot (Fürſt Oneſti in Rom) will

ihnen gar ein neues Jeruſalem bauen laſſen. In Wien iſt ein Jüdiſches Geſchlecht der Schleſinger, welche, wie ſie vorgeben, 481 Jahre in dem Oeſtreichiſchen gelebt haben, und faſt von allen Herzogen und Kaiſern Privilegien und Belobungsdekrete aufweiſen können. Männer wie Dohm vertheidigen die Sache dieſer Nation mit der ſiegreichſten Beredſamkeit, und Skribler wie G * * * ſprudeln lauter Galle gegen ſie.

## II.

# Ueber die Zigeuner.

(Th. II. S. 125. Z. 7.)

In den Kaiſerlichen Landen, vorzüglich in der Bukowine, in Galizien und in Ungarn, auch im Königreiche Spanien, giebt es von dieſem Volke noch ganz anſehnliche Ueberreſte. Joſeph II. hat die in ſeinem Lande herumſchweifenden Zigeuner genötigt, theils Militärdienſte zu nemen, theils ſich auf den Akkerbau zu legen. In Spanien iſt ganz kürzlich durch eine Verordnung vom zwölften Auguſt den Zigeunern, deren wenigſtens vierzigtauſend im Reiche ſind, angedeutet worden, ihre bisherige Lebensart ganz zu ändern, und entweder den Akkerbau oder ein andres ehrliches Gewerbe zu treiben. Wer dies nicht nach drei Monaten

thut, ſoll mit Stokſchlägen gezüchtigt, und nach Verhältnis ſeiner Halsſtarrigkeit, gebrandmarkt, an Naſen und Ohren verſtümmelt, und endlich gar mit dem Schwerte hingerichtet werden.

## III.

## Beilage zu dem Kapitel: Von Kolumb.

(Th. V. S. 52.)

### Unlängſt gefundner Brief Chriſtoph Kolumb's, an den König von Spanien. *)

Nachſtehender Brief iſt aus einem alten Manuſkripte gezogen, das ſich in Jamaika befindet: er trägt alle Zeichen der Wahrheit an ſich, und ſcheint während der vierten Reiſe geſchrieben zu ſein, da ſich Kolumb in der traurigſten Lage an den Küſten von Jamaika befand. Nachdem er ſeine ſchönſte Entdekkungen, von dem Meerbuſen von Honduras an, bis an der Mündung des Oronoko gemacht hatte, war er genötigt, an dieſe Küſte zu landen. Seine



*) Staatenjournal, H. 4. April 1787. S. 25—32.

Schiffe waren ſo ſchadhaft und von den Würmern ſo zerfreſſen, daß ſie nicht mehr See halten konnten. Hier muſſte er das ſchreklichſte Elend erdulden: viele ſeiner Leute waren vom Scharbok aufgerieben, der gröſſte Theil derſelben hatte ihn verlaſſen, er ſelbſt litt an den fürchterlichſten Gichtſchmerzen, die Lebensmittel waren verzehrt, die Eingebornen ſeine Feinde, und ſeine ganze Hofnung beruhte darauf, ob ein treuer Diener, den er noch beſas, in einem Indiſchen Kanot den Weg nach St. Domingo finden würde. Er kam glüklich daſelbſt an, und überbrachte folgenden Brief. Ob er jemals an den Spaniſchen Hof gekommen ſei, weis man nicht.

Sire,

„Diego Mendes, und die Papiere, die „ich ihm mitgegeben habe, werden Ew. Majeſtät berichten, welche reiche Goldminen ich zu „Veragua entdekt habe, und, daß ich mir vorſezte, meinen Bruder am Fluſſe Betlin zu „laſſen, wenn der Wille des Himmels, und „das gröſſte Unglük der Welt mich nicht daran „gehindert hätten. Es iſt genug, daß Ew. „Majeſtät und Dero Nachfolger die Ehre und „den Nuzen genieſſen werden, den dieſe Entdekkung verſchaft, und, daß die erſten Beſizungen durch einen andern Glüklichern, als „den armen Kolumbus, geſchehen werden.

„Wenn Gott ſo gnädig iſt, und den Men-
„des glüklich nach Spanien bringt, ſo wird
„er der Königin, meiner Gönnerin und Ew.
„Majeſtät offenbaren, daß dieſe Entdekkung
„hier nicht eine Feſtung oder Schlos iſt, ſon-
„dern die Entdekkung einer Welt voll Unter-
„thanen, Ländereien und Reichthümer, die
„gröſſer ſind, als ſie ſich die lebhafteſte Einbil-
„dungskraft vorſtellen, oder ſie der Geiz ſelbſt
„verlangen könnte. Aber nicht dies Papier,
„nicht die Zunge eines Sterblichen iſt jemals im
„Stande, alle die Leiden und Arbeiten meines
„Körpers und meiner Seele zu ſchildern, noch
„das Elend und den Verluſt meines Sohns,
„meines Bruders und meiner Freunde zu be-
„ſchreiben.

„Schon ſeit zehn Monaten wohnen wir auf
„dem Verdek unſrer Schiffe, zerſtreut auf der
„Küſte. Diejenigen, die von meinen Leuten
„geſund blieben, haben unter Perras von Se-
„villa rebellirt, und meine Freunde, die noch
„an mir hangen, ſind entweder krank, oder
„ſterbend. Wir haben die Vorratshäuſer der
„Indier verwüſtet; ſie fliehen uns, wie Unge-
„heuer, und wir müſſen wahrſcheinlich Hun-
„gers ſterben. Alles dies Unglük wird noch
„durch ſo viele Nebenumſtände vermehrt, die
„mich zum beklagenswürdigſten Schlachtopfer
„des Unglüks machen, das jemals auf der
„Welt lebte. Das Misfallen des Himmels

„ſcheint ſich mit der Undankbarkeit der Spa„nier zu vereinigen, und die verdienſtvollſten „Unternemungen als Strafe ahnden zu wollen.

„Gütiger Himmel, und alle ihr Heiligen, „die ihr ihn bewohnt! Wüſſt' es doch Ferdi„nand und Iſabella, daß mein Eifer in „ihrem Dienſt und für ihr Intereſſe mich zum „unglüklichſten Menſchen gemacht hat! Es iſt un„möglich, bei ſolchen Leiden zu leben. Ich „will es wagen, mein ſchrekliches Elend und „das Grauſen erregende Schikſal meiner Freun„de zu ſchildern, die bald aus Liebe zu mir ih„ren Geiſt aufgeben werden.

„Gerechtigkeit und Treue ſind in die Woh„nungen der Seligen zurükgekehrt. Es iſt „ein Verbrechen geworden, ſeinem Nebenmen„ſchen zu viel Gutes zu thun, und ihnen noch „mehr zu verſprechen. Mein Unglük hat mir „mein Leben zu einer Bürde gemacht, da mich „die Spanier wegen des eiteln Titels, Vice„König und Admiral, beneiden. Man möchte „vor Bosheit lachen, wenn man alle die Mit„tel ſieht, die ſie anwenden, um ein ſchwaches „Rohr zu zerbrechen, das der erſte Wind um„wehen kann. Ich bin ein abgelebter Greis, „und leide die unerträglichſten Schmerzen von „der Gicht und von andern Krankheiten, habe „weder Lebensmittel, noch Arznei für meinen „erſchöpften Körper, noch Prieſter und Sa„krament für meine Seele. Mein Bruder,

„mein Sohn, und alle meine Freunde ſind „krank und ſterbend. Die Indier haben uns „verlaſſen, und der Gouverneur von Domin„go hat zwar ein Schif geſchikt, aber mehr, „um zu ſehen, ob ich ſchon todt ſei, oder viel„mehr, um mich lebendig zu begraben, als uns „zu Hülfe zu kommen. Seine Abgeſandten „haben weder mit uns geſprochen, noch einen „Brief abgegeben; da ſie auch nicht einmal „einen annemen wollten, ſo ſchlieſſ ich daraus, „daß die Officiere Ew. Majeſtät die Abſicht „haben, daß ſich meine Reiſen und mein Leben „hier endigen ſollen.

„Heilige Mutter Gottes, die Du Mitleiden „mit den Unglüklichen und Unterdrükten haſt, „warum hat mich Cenel Bovaditla nicht ge„tödtet, da er mich und meinen Bruder un„ſers Goldes beraubte, das uns ſo ſauer zu „ſtehen kam, da er uns in Ketten ohne Urtheil, „ohne Recht, ſelbſt ohne den Schatten eines „Verbrechens, nach Spanien ſchleppte. Dieſe „Ketten ſind jezt mein einziger Troſt, und ſie „ſollen mit mir begraben werden, wenn ich ſo „glüklich bin, eine Ruheſtätte zu finden: denn „ich will, daß das Andenken einer ſo ſchrekli„chen und ungerechten Handlung mit mir „ſterben ſoll, und daß ſie zur Ehre der Spa„nier auf immer vergeſſen werde. Wäre das „geſchehen, ſo würd' uns nicht Obando zehn „bis zwölf Monate ohne Hülfe gelaſſen und

„durch eine Niederträchtigkeit, die eben ſo gros „als unſer Unglük iſt; dem Hungertode über„geben haben.

„O! daß dieſe ſchändliche Neuigkeit nicht „noch mehr den Namen der Kaſtilier ſchände, „und daß künftige Jahrhunderte nicht erfahren „möchten, daß es in dieſen Zeiten Menſchen „gab, die ſich ein Verdienſt daraus machten, den „unglüklichen Chriſtoph Kolumbus, nicht we„gen ſeiner Laſter, ſondern, weil er Spanien „eine neue Welt geſchenkt hatte, zu unter„drükken.

„Du wareſt es, groſſer Gott, der mir die„ſen Entſchlus eingab, und ihn zum Glük der „Spanier gelingen lies; o! daß doch alle die„jenigen auf der Welt, die Gerechtigkeit und „Menſchlichkeit lieben, mich beklagten. Hei„lige Engel, die ihr meine Unſchuld kennt, ver„zeihet's dem gegenwärtigen Jahrhunderte, daß „es hart und unempfindlich gegen meine Kla„gen iſt. Gewis werden die künftig Gebornen „eines Tages weinen, wenn man ihnen erzä„len wird, daß Chriſtoph Kolumbus mit ſei„nem eignen Gelde, ohne den Antheil einer „Krone mit Gefahr ſeines eignen und ſeines „Bruders Leben in zwanzig Jahren und vier „Reiſen, Spanien gröſſre Dienſte leiſtete, als „kein Menſch jemals einem Könige erzeigte, „und daß man dieſen, ohne das geringſte Ver-

„ſehen begangen zu haben, arm und unglük-
„lich ſterben lies, indem man ihm zuvor alles
„wegnam, auſſer ſeine Ketten, ſo daß derjeni-
„ge, welcher Spanien eine Welt ſchenkte, nicht
„einmal eine Bauerhütte für ſich und ſeine Fa-
„milie hat.

„Sollte das Schikſal mich noch länger ver-
„folgen, o, ſo bringet ihr Heiligen Engel, die
„ihr die Unſchuld bewahret, dieſen Brief zu
„meiner Gönnerin; ſie weis, was ich zu ihrer
„Ehre unternommen und in ihrem Dienſte er-
„duldet habe, und ſie wird ſo viel Gerechtigkeit
„beſizen, nicht zuzugeben, daß der Bruder und
„die Kinder eines Mannes, der Spanien un-
„ermeslichen Reichthum gab, Hungers ſterben,
„oder Almoſen betteln müſſen. Sie wird er-
„kennen, daß Undankbarkeit und Grau-
„ſamkeit die Rache des Himmels beſchleunigt.
„Die Reichthümer, die ich entdekt habe, wer-
„den alle Nationen zur Plünderung rufen,
„und mir Rächer erwekken, und die Nation
„wird vielleicht noch in künftigen Zeiten die
„Strafe für ihre Niedrigkeit, ihre Undank-
„barkeit und ihren Geiz einärnten.“

IV.

# Ueber die Hinrichtung des Dücs und Kardinals de Guiſe.

## Aus bewährten Aktenſtükken geſammlet. *)

(Th. V. S. 460. Z. 11.)

Karl der IX. König von Frankreich, deſſen Andenken durch die berühmte Pariſer Bluthochzeit beflekt iſt, ſtarb 1574, und hinterlies die Regierung ſeinem Bruder, Heinrich III., der ſich damals in Polen, wo man ihn zum Könige erwählt hatte, befand. Gleich bei ſeiner Thronbeſteigung in Frankreich waren drei Parteien im Königreiche; die erſte ward vom Könige und von der Königin Mutter angeführt; die Oberhäupter der zweiten waren der Düc und der Kardinal de Guiſe, ihre Partei führte den Namen der heiligen Ligue. Die dritte, oder die Partei der Hugenotten unterſtüzte Heinrich, König von Navarra.

Die heilige Ligue unter Anführung der Guiſen, wurde dem Könige um ſo gefärlicher, weil ſie ſich unter den Schleier der Religion verbarg. Heinrich III. trat aus Staatspolitik zu

*) Journal aller Journæle. III. B. 2tes Heft, S. 307 — 316. und IV. B. 1ſtes Heft. S. 112 — 122.

dieſem Bündniſſe, ohne daß ihm dies den geringſten Vortheil gebracht hätte. Man zwang ihn vielmehr dadurch, die vorigen Edikte zu widerrufen, und mit dem Könige von Navarra Krieg zu führen; ohne ihm Mittel an die Hand zu geben, die Kriegsunkoſten zu beſtreiten. Er verſammlete um deswillen die Stände zu Blois, wo gleichwohl nichts ausgerichtet wurde. Indeſſen nam die Macht und das Anſehn der Guiſen immer mehr zu. Der König ſelbſt konnte ihnen nicht mehr widerſtehen; ſie zwangen ſogar den Monarchen, eine zweite Ständeverſammlung zu Blois anzuſezen, welche meiſtentheils aus Anhängern der Guiſen beſtand.

In dieſer gefärlichen Lage beſchlos der König den Tod der Guiſen. Der Marechal d'Aumont riet ihm zwar, ſie gerichtlich belangen zu laſſen; dies würde edler und billiger geweſen ſein. Indeſſen waren zu viele Pairs und Parlamentsglieder Freunde derſelben, ſie würden triumphirt und das Volk zum Aufſtande gereizt haben. Auch war es nach dem damaligen Zuſtande der Sachen nicht erlaubt, einem ſo vornemen Geiſtlichen, wie der Kardinal de Guiſe, durch weltliche Richter den Proces machen zu laſſen. Die Hinrichtung deſſelben und ſeines Bruders ward alſo feſt beſchloſſen.

Im Jahre 1588, vierzehn Tage vor dem Tode gedachter Herren, erfuhren ſie unter der

Hand den wider ihre Perſon gefärlichen Anſchlag. Ihre vertrauteſten Freunde rieten ihnen, ſich von Blois zu entfernen. Der Kardinal und der Düc de Guiſe beratſchlagten ſich mit ihren Anhängern, und namen ſich vor, des Gerüchts ungeachtet, da zu bleiben, weil es thöricht wäre, auf nicht völlig gegründeten Verdacht abzureiſen, und dadurch ihren Feinden Gelegenheit zu verſchaffen, wahrſcheinliches Mistrauen in ſie zu ſezen. Sie wollten ihr Leben lieber in Gefahr wiſſen, als Urſachen zu Verläumdungen geben. Der Düc verſicherte vielmehr, daß er bleiben würde, es möchte auch daraus entſtehen, was da wolle. Umſonſt hinterbrachte man ihm verſchiedne andre Nachrichten; er achtete ſie nicht.

Zwei Tage vor ſeiner Hinrichtung befal der König einigen Herrn des Konſeils, ſich am Freitage zu verſammlen, um mit ihnen über den Zuſtand der Finanzen zu beratſchlagen, und einige Anordnungen deswegen zu treffen.

Pierre de Pinau, Erzbiſchof zu Lion, ein Anhänger der Guiſen, begab ſich daher früh um ſieben Uhr nach dem Schloſſe. Als er durch das Thor ging, welches zur Gallerie führte, (die die Gallerie der Hirſche genannt wurde) ſagte der Portier, der ihn vermutlich nicht kannte: „Mein „Herr, wenn Sie hinein ſind, hab' ich vom „Herrn de Bellegarde Befel, niemanden „mehr hinein zu laſſen.“ Daſſelbe wiederholte

man ihm an einem zweiten Thore, das noch weit ſtärker beſezt war. Der Erzbiſchof gab nicht darauf Acht, und verfolgte ſeinen Weg, ob ihn gleich einer ſeiner Begleiter beim Rok faſſte, und ihm zurief: „Hören Sie denn nicht, was „der Menſch ſagt?“

Bei ſeiner Ankunſt im Staatsſaal fand er bereits den Dùc de Guiſe, dem er ſeine Verwunderung über die ungewöhnliche Zuſammenberufung zu einer ſo frühen Stunde bezeugte. Der König hatte zum Schein eine Reiſe vorgegeben: Der Erzbiſchof fragte ihn: „wo will „denn der König ſo früh und bei ſo ſchlechtem „Wetter hin?“ — Ich glaube, er wird ſich, wie er pflegt, auf einige Täge entfernen, erwiderte ihm der Dùc. Kurz darauf erſchien auch der Kardinal de Guiſe, den der Monarch ebenfalls, wegen Staatsſachen dahin berufen hatte.

Dem Dùc fing die Naſe an heftig zu bluten, er lies ſich alſo durch den Herrn de Fontenay ein weiſſes Schnupftuch holen; ihm ward übel, und er forderte von Saint-Pois einige Konfitüren, der ihm auch ſogleich einige in Papier gewikkelte zuſchikte; zulezt fing ihn an zu frieren, und er lies ſich Feuer machen.

In der Zeit brachte der Staatsſekretär Rùſé, ein Memoire, worin die wichtigſten zu verhandelnden Punkte abgefaſſt waren, und legte

es auf den Tiſch. Jeder nam Plaz nach ſeinem Range; man unterſuchte den erſten Artikel, als der Staatsſekretär Renol hineintrat, und dem Dûc de Guiſe in's Ohr ſagte: Der König wolle mit ihm reden. Er ſtand auf, verneigte ſich gegen den Staatsrat, und ging mit dem Schnupftuch und einer ſilbernen Schale in der Hand aus dem Saale.

Kaum trat er in des Königs Zimmer, ſo ſchlos man die Thüre hinter ihm ab, und nicht lange nachher hörte man ein entſezliches Geräuſch.

Den verſammleten Herren kam dies äuſſerſt verdächtig vor; ſie ſtänden Alle auf, und der Marechal de Rez rief ganz laut: Frankreich iſt verloren! Zugleich warf der Erzbiſchof von Lion ein in der Hand haltendes Papier auf den Tiſch und ſchrie: Alles iſt verloren! Augenbliklich ging er nach der Thüre des Gemachs, wo das Geräuſch herkam, und verſuchte ſie zu verſchiednenmalen aufzumachen. Vernemlich hörte er die Worte des Dûc de Guiſe: Ha! meine Herren! und wieder: o welche Verräterei! Er hörte die Hiebe und Stöſſe und zulezt noch ſein ängſtliches Rufen: mein Gott, Barmherzigkeit!

Bei ſeiner Zurükkunft fand er den Saal des Konſeils mit Trabanten angefüllt, die ſich alle mit Hellebarden und Flinten bewafnet hatten. Er ſtellte ſich mit dem Kardinal de Guiſe, der

bereits arretirt war, und den ein Gefreiter von der Garde bewachte, an das oberſte Ende der Tafel; hier kam ein andrer Gefreiter, Namens Bourenton, und nam auch den Erzbiſchof gefangen; gleich darauf trat der Herr de Loignac ohne Mantel und Hut herein und benachrichtigte ſie, der Duc de Guiſe wäre todt, wobei er hinzufügte: er habe lange im Todeskampfe gelegen, eh' er ſterben konnte.

Man rief ſofort den Kardinal de Vendome und die andern Herren des Staatsrats ab; der Erzbiſchof ſchrie ihnen laut nach: Meine Herren, ſagen Sie doch dem Könige, daß wir hier ſind, und daß er bald befele, was über uns verhängt werden ſoll. Beide wurden hierauf in ein kleines Zimmer geführt, wo das Tageslicht nur durch ſehr ſchmale Fenſterſcheiben fiel.

Um ſechs Uhr Abends ſchikte ihnen der König Eier, Brod und Wein; ſie aaſſen aber ſehr wenig, und der Kardinal war in beſtändiger Furcht. Auf ihr Bitten gab man ihnen ihr Breviar, ihren Schlafrok und ihr Bette. Gegen elf Uhr legten ſie ſich auf ihre Strohdekken und Madrazen. Ungeachtet das Zimmer voll Trabanten war, hatten ſie doch Gelegenheit mit einander zu ſprechen; ſie tröſteten ſich, ſo gut ſie konnten, und verrichteten ihr Gebet zuſammen.

Früh um drei Uhr ſtand der Erzbiſchof, der nicht ſchlafen konnte, wieder auf, auch der Kardinal verlies frühzeitig ſein Nachtlager; ſie beteten bis acht Uhr, als der Kapitän Guaſt und ein Königlicher Kammerdiener mit einer Fakkel in der Hand hereintraten. Der Kapitän meldete dem Kardinal, daß ihn der König ſprechen wolle. „Soll ich allein, oder ſollen wir „Beide kommen?„ fragte der Kardinal. Guaſt erwiderte, er hätte nur Befel, ihn zu rufen. Beim Weggehn ſagte der Erzbiſchof dem Kardinal leiſe: Befelen Sie Sich Gott!

Nicht lange nachher hörte man ein entferntes groſſes Geräuſch, und Nachmittag um drei Uhr ſagte einer der Hofleute dem Erzbiſchof heimlich: er habe den Kardinal in einer nicht weit von dieſem Zimmer anſtoſſenden Gallerie todt und im Blute liegend gefunden.

Einer der Staatsräte, Michel Marteau, der zu Blois damals gegenwärtig geweſen, und der die nähern Umſtände dieſer Ermordung genauer wuſſte, berichtet, daß, als er am nemlichen Tage früh um ſechs Uhr zum Důc gehen wollte, Leztrer ſchon in's Konſeil gegangen geweſen ſei. Der Verdacht, den er geſchöpft, es müſſe etwas Auſſerordentliches vorgefallen ſein, beſtärkte ſich bei ihm noch mehr, da er erfuhr, daß Antragues, ein Feind des Důc's, ſchon ſehr früh zum König gegangen, und die Treppen des Schloſſes allenthalben mit Soldaten beſezt worden wären.

Gedachter Michel Marteau begab ſich indeſſen nach dem Rathauſe, wo die Deputirten der Bürgerſchaft, deren Präſident er war, ſich auf des Königs Befel verſammlet hatten, um die Abgaben nach dem Plan von 1576 zu reguliren. Er ſaas bereits mit den Deputirten, als der Thürhüter hereintrat, und die Nachricht brachte, Herr Saint-Martin wäre vor der Thüre und wünſchte wegen ſehr wichtiger Dinge mit ihm zu ſprechen. Der Präſident ging hinaus, und erfuhr von ihm, daß im Schloſſe ein groſſer Lerm ſei, und die Thore allenthalben wären zugeſperrt worden.

Dieſer Nachricht folgten noch einige andre gleichen Inhalts; die meiſten Herren wollten ſich ſchon entfernen, allein der Präſident bat ſie, noch zu verziehen, und verſicherte ihnen, ſie könnten keinen rühmlichern Tod, als in ihren Berufsgeſchäften, ſterben. Zugleich kam einer ſeiner Bedienten und beſtätigte das wahrſcheinliche Gerücht, mit der hinzugefügten Bitte, auf ſeine Sicherheit ſo viel als möglich bedacht zu ſein.

In dieſen ungewiſſen Entſchlieſſungen erſchien Richelieu an der Thüre und rief ſehr trozig: „Keiner rühre ſich hier von der „Stelle, meine Herren! Man hat den König „tödten wollen, zwei Soldaten ſind auch ſchon „feſtgeſezt.“ Die Verſammlung erſchrak bei die-

ſen Worten; einige wollten aufſtehn, allein der Herr de Richelieu grif nach dem Degen und befal, denjenigen ſogleich niederzumachen, der ſich nur im geringſten rühren würde; er war an der Spize von etlichen vierzig gut bewafneten Soldaten, die ihre Lanzen gegen die Deputirten richteten. Hierauf zog er eine Rolle aus der Taſche, und wandte ſich mit dieſen Worten zum Präſidenten: „Sie ſind der erſte Angeklagte, Sie „haben den König tödten wollen; Sie, und der „Präſident Neüilly, der Präſident du Berger „und verſchiedne Andre.“

Ungeachtet der Betheurungen ſeiner Unſchuld ſchleppte man ihn nebſt den Räten Neüilly, Compans und le Roi mit Gewalt nach dem Schloſſe, wobei man ihnen nicht einmal Zeit lies, ihre Mäntel und Hüte zu nemen. Sie fanden die Thore geſperrt und alle Wachen im Gewehr. Kaum waren ſie die Haupttreppe hinauf geſtiegen, ſo erblikte der Präſident Marteau den Graf Dünes; er war geſtiefelt und geſpornt, ganz blas und ſo zerſtreut, daß er den Präſidenten, gegen den er ſonſt allezeit ſehr höflich geweſen war, gar nicht einmal grüſſte. Richelieu führte ſie darauf in den Saal, wo das Konſeil gewönlich gehalten wurde, und wo ſie einige Mitglieder des Staatsrats zerſtreut, blas und in tiefen Gedanken antrafen.

Hier muſſten ſie auf Richelieu's Befel warten, in welcher Zeit ſie durch die Seitenthüre

des daran ſtoſſenden Kabinets zwei groſſe Haufen noch dampfenden Bluts gewahr wurden, worüber der Präſident erſchrokken ausrief: „Mein Gott! hier iſt ein Unglük vorgefallen.“ — Haben Sie den Körper des Dûc de Guiſe nicht geſehn? fragte ihn la Mouſſiere — „Mein „Gott, iſt er todt?“ — „Freilich, der König „hat ihn umbringen laſſen.“ — Er erfuhr hierauf von einigen andern: der Kardinal ſei auch hingerichtet, und der Erzbiſchof von Lion auf Lebenszeit nach der Citadelle Chalons gebracht worden.

Der Präſident und die drei Räte wurden in ein kleines, über dem Konſeilſaale befindliches Zimmer geführt, genau bewacht, und ihnen angedeutet, ſie möchten für ihre Seelen ſorgen, weil ſie ebenfalls ſterben müſſten.

Sie blieben beinahe acht Tage in dieſer ängſtlichen Erwartung, in welcher Zeit man ſie aus einem Zimmer in das andre ſchleppte. Der Präſident Marteau verſichert durch das blutige Gemach gekommen zu ſein, wo die Körper des Dûc und des Kardinals de Guiſe verbrannt worden ſind; die gefangnen Räte kamen mit dem Leben davon, und der Präſident ward eine Zeitlang nach dem Schloſſe Amboiſe gebracht.

Der Kapitain Guaſt, Kommandant gedachten Schloſſes, hatte die vornemſte Rolle bei der Ermordung des Kardinals de Guiſe ge-

ſpielt. Von verſchiedenen Herren, denen der König dieſen grauſamen Auftrag machte, wollte keiner die That übernemen; man ſchlug endlich den Kapitän Guaſt vor. Der Monarch lies ihn rufen, empfieng ihn ſehr gnädig, beklagte ſich ſehr vertraut gegen ihn über den wenigen Eifer, den man bezeuge, ihm bei der gegenwärtigen Lage zu dienen, und verſicherte ihn ſeiner ganzen Gnade, wenn er den Kardinal tödten würde; allein Guaſt wollte ſich nicht damit befaſſen. Am folgenden Tage ward er zum zweitenmal zum Könige gerufen; es mögen nun die ſchmeichelhaften Worte des Monarchen, oder die groſſen verſprochnen Geldſummen daran Schuld geweſen ſein, genug, Guaſt lies ſich bereden: er nam ſechs ſeiner Soldaten, und der König gab ihm zur Ausführung dieſes Vorhabens noch den Kammerdiener Fontaine zum Gehülfen.

Guaſt und Fontaine gingen allein in das Zimmer, wo ſich der Kardinal de Guiſe und der Erzbiſchof von Lion befanden; die Soldaten wurden in den Vorſaal geſtellt. Guaſt wandte ſich mit den Worten an den Kardinal: „Mein Herr, der König verlangt Sie zu „ſprechen. Der Kardinal fragte: Bin ich's? nam hierauf Abſchied vom Erzbiſchofe, und ging aus dem Zimmer in die Gallerie, wo er ſogleich von den erwähnten Soldaten mit Lanzen und Schwerdtern durchbohrt ward.

Der Präſident Marteau bezeugte bei nachmaligen Verhören ſchriftlich: er habe dieſes alles aus dem Munde des Kapitäns Guaſt ſelbſt erfahren, der ihm auch verſichert hätte, die Soldaten wären dafür mit zweihundert Thalern beſchenkt worden.

Eine ähnliche Ausſage, betreffend die meuchelmörderiſche Hinrichtung des Düc de Guiſe, finden wir in den ſchriftlichen Akten des Jean Pericard, Finanzrat und Sekretär des Düc de Guiſe; dieſer bezeugt, daß gedachter Herzog, vor ſeiner Abreiſe aus Paris, aus allen Theilen des Königreichs Nachricht erhielt, welche ihm die gegen ſeine Perſon gemachten Anſchläge bekannt machten. Voll Vertrauen indeſſen auf ſeine Untadelhaftigkeit, und mit völliger Ergebung gegen Gott und ſeinen König, reiſte er nach Chartres, wo ſich Heinrich befand.

Der Monarch gab ihm ſogleich die Stelle eines Generallieutenants der Armee, eine Stelle, die den Worten nach ſehr wichtig ſchien, aber in der That unbedeutend war. Man hielt die Ausfertigung des Patents darüber mehr denn acht Tage auf; dies erweckte einigen Verdacht, welcher ſich nur gar zu ſehr in der Folge äuſſerte, und auf die man den Düc bereits zu Chartres aus gewiſſen Merkmalen aufmerkſam machte.

Als die Deputation der Delegirten zu Chartres zuſammen kam, erkannte der Düc ſehr deutlich die böſen Abſichten des Königs, der

wider alle Rechtmäſſigkeit den Herrn de Maintenon in ſeiner Stelle erhalten wiſſen wollte, weil er hofte, ſich dieſes Mannes zur Ausführung ſeines ſchändlichen Unternemens bedienen zu können.

Der König ging hierauf mit dem Dûc nach Blois, und lies den Schloshof mit vierhundert Schweizern und zwei Kompagnien Franzöſiſcher Garde beſezen, welche täglich die Wachen haben muſſten. Indeſſen erkannte man bald öffentlich Heinrich's Geſinnungen; denn er ſuchte insgeheim die Deputirten zu gewinnen, und war Willens, den Dûc de Guiſe in der öffentlichen Ständeverſammlung in ein nachtheiliges Licht zu ſtellen. Dies gelang ihm aber nicht, und er ſah ſich genötigt, den Entſchlüſſen der Stände zu folgen, von denen ihn täglich der Herr de Maintenon und einige andre Deputirte benachrichtigten. Gleichwol ſpielte der Monarch in einer öffentlichen Rede, auf das Vorhaben, das er im Sinne hatte, an; es wurde zu deutlich ausgedrükt, als daß es der Kardinal de Bourbon und deſſen Bruder, der Dûc de Guiſe, nicht bemerkt und ſich darüber beſchwert haben ſollten.

Die Begleiter des Dûc de Guiſe, welche aus dieſen allen die unglüklichſten Folgen für unvermeidlich anſahen, drangen auf's heftigſte in ihn, ſich von Blois wegzubegeben.

Hiezu kam noch der Streit, worin man geriet, da man behauptete, die Stadt Orleans wäre nicht mit unter die Sicherheitsſtädte begriffen, ob ſie ſchon nach den Artikeln des Unionsedikts und nach einem vom Könige und von Pinnart eigenhändig unterſchriebnen Reſkripte, ganz ausdrüklich darunter benannt wurde.

Auch erbitterte das Betragen des Monarchens gegen einen Kapuziner, welcher zu Orleans predigte, die Gemüter nicht wenig. Dieſer Geiſtliche wurde nach Blois berufen, woſelbſt ihm der Legat, der dem Monarchen ſtets zu Willen ſprach, wegen ſeines Amts ſehr unanſtändige Vorwürfe machte.

Die heimlichen Ränke, die Antragues in Orleans ſpielte, zielten nur auf die Erfüllung jenes Verſprechens, welches er dem Könige gegeben hatte, ſich Meiſter der Stadt zu machen; auch verſicherte er kurz darauf, daß ihm die Thore zu jeder Stunde geöfnet werden würden. Auf dieſe Verſicherung mag wohl die Ausführung der ſchändlichen That wider den Dúc und den Kardinal de Guiſe erfolgt ſein, woran der Stolz und der Geiz des Herrn d' Antragues und ſeines Bruders am meiſten ſchuld geweſen ſind. Man kann dies um ſo gewiſſer behaupten, weil gedachtem Antragues die Generallieutenantsſtelle bei dem Gouvernement von Orleans ertheilt worden war. Seine Herrſchſucht und ſein Neid konnten den groſſen Ruhm und das Anſehn des Dúc de Guiſe nicht ertragen.

Herr Pericard, Deponent dieſer Außſage, verſichert, daß am Freitage, den 20. Dezember; der Düc von dem Herrn Fernandin, ſeinem erſten Kammerdiener auf den ungewöhnlichen Lerm, welchen er theils im Hofe, theils am Schlosthore hörte, aufgewekt worden ſei; allein der Düc hielt dieſe Nachricht für unbedeutend, und glaubte, der Lerm würde von einer Spazierfahrt nach einem nicht weit vom Thiergarten entlegnen Lusthauſe herrühren, da überdem der Monarch dies Gerücht den Tag vorher mit Fleis hatte ausſprengen laſſen.

Der Düc ſtand früh um ſechs Uhr auf, und begab ſich vor acht Uhr zu der Königin Mutter. Hierauf ging er mit dem Herrn de Pericard in den Saal, wo gewönlich die Ständeverſamlung gehalten wurde; worauf auch der Kardinal de Guiſe, welchen der König durch den Haushofmeiſter hatte rufen laſſen, ſogleich; und nicht lange nachher der Erzbiſchof von Lion erſchien.

Anfänglich hielt man kein förmliches Konſeil; alle dieſe Herren ſtanden an verſchiednen Ekken des Saals und ſprachen abgeſondert miteinander. Rambouillet unterredete ſich mit dem Düc de Guiſe, der Kardinal mit dem Biſchof von Lion, der Kardinal Gondi mit den Herren Marcel und Poitremol. Während dieſer verſchiednen Geſpräche befal der Düc de Guiſe dem Herrn Pericard, ihm eine

ſilberne Zukkerſchale zu bringen; als Leztrer da⸗ mit zurükkam, fand er plözlich die Gegenſtände völlig verändert: Fünfundzwanzig Soldaten von der Königlichen Leibgarde ſtanden längs der Trep⸗ pe bis an die Saalthüre und verſagten ihm den Eintritt; denn die an der Thüre wachthaltenden Officiere hatten bei Lebensſtrafe verboten nieman⸗ den hinein zu laſſen.

Hierauf bat Pericard den Thürhüter des Konſeil, dem Dúc die Schaale zu bringen, und ihn von dem Zuſtande der Sachen zu benachrich⸗ tigen. Leztrer ging auch wirklich hinein, gab die Schaale dem Dúc, der ſich ihrer ſogleich zu ſei⸗ ner Notwehre bediente, und einem ſeiner Mör⸗ der eine tiefe Wunde am Kopfe verſezte.

Pericard und der Herr de Hautefort ſuchten nun in aller Eile alle Diener und Freunde des Dúc's zuſammen, deren grade an dieſem Tage, wegen des ſehr ſchlechten, regnichten und finſtern Wetters ſehr wenige in Bereitſchaft wa⸗ ren. Sie gingen alsdann zur Dücheſſe de Ne⸗ mours, baten ſie, aufzuſtehen, ſich der Kö⸗ nigin zu Füſſen zu werfen, und ihre Majeſtät dringend zu erſuchen, zum Könige hinaufzuge⸗ hen, um das Unglük abzuwenden, und ihn an ſeine eigne Worte und Verſprechungen zu erin⸗ nern, da ſich der Dúc vorzüglich auf dieſelben verlaſſen hätte, und in Rükſicht derſelben an den Hof gekommen wäre. Kaum gingen ſie aus dem Zimmer der Prinzeſſin, ſo ſahen ſie den Herrn

Klermont d'Antragues und Chateauvieux ſehr geſchäftig in's Schlos laufen, die hierauf an die Zimmer der gedachten Fürſtin zwölf Schweizer ſtellten, um niemanden mehr ein noch auszulaſſen. Sie gingen ſofort in das Zimmer des Dûc de Guiſe, benachrichtigten ſeine Domeſtiken von dem bevorſtehenden Unglük, und bäten ſie, den Schreibkaſten des Dûc's ohne Verzug zu verbrennen.

Gedachter Pericard ſchrieb alsdann ein paar Zeilen an ſeine Gemalin, die ſich zu Blois aufhielt, mit dem Bedeuten, deſſen Briefkaſten zu öfnen, und die Schriften aus dem Hauſe zu ſchaffen. Er warf dies Billet zum Fenſter hinaus. Der Kapitän Odigni fing es auf und brachte es ihr, worauf ſie augenbliklich alles in's Werk richtete.

Kaum war dies geſchehen, ſo kam der Schazmeiſter Hottemar aus dem Staatsrat und rief den Pericard. Dieſer ſtellte ſich auch an die Thür, ſuchte ſich durch ſieben Trabanten durchzudrängen, ward aber ſo unglimpflich zurükgeſtoſſen, daß er mit Lebensgefahr ſieben bis acht Stufen herunter ſprang, und ſich in das Zimmer der Königin Mutter rettete.

Er traf den Herrn de Chambeuf in ihrem Vorgemache an, dem er alles klagte. Dieſer antwortete ihm aber: er brauche nichts zu fürchten, denn der König wolle den Dûc de Guiſe zum Chef der Finanzen machen. Hier hörten ſie

nun das Stampfen der Füſſe, und den Lärm, der oben über ihnen im Zimmer vorging und nichts anders als die Ermordung des Prinzen bedeutete. Sie beſorgten ſogleich den Tod, oder die Feſtnemung des Dücs, gingen heraus, und begaben ſich in eine Gallerie, die an's Zimmer des unglüklichen Fürſten ſties; dort ward der Deponent dieſer Ausſage vom Herrn de Chateauvieux arretirt, zehn Trabanten übergeben, die ihn zwei Stunden bewachten.

Während der Zeit bemächtigte man ſich der Perſonen des Kardinals de Guiſe und des Erzbiſchofs von Lion. Nachher ward der Deponent in den Saal des Konſeils, wo der König zu ſpeiſen pflegte, und Nachmittags um drei Uhr in das Zimmer des verſtorbenen Dücs de Guiſe geſchleppt. Den andern Tag führte man ihn vor den König, wobei ihm der Präſident Faucon, Türcan, le Gamüs, Languesle, der Generalprokurator, und der Advokat Despaſſes die Verſicherung gaben, ſie würden ſeiner im Beſten beim Könige erwähnen, und ihm vorſtellen, daß, da er vom verſtorbnen Düc erzogen, und treu in deſſen Dienſten geweſen wäre, er gewis unſchuldig ſein müſſte. Sie rieten ihm, um alles in der Welt, das zu entdekken, was er wiſſe und nichts zu verheelen, weil er ſonſt Gefahr laufen könnte, alles zu verderben. Man führte ihn in's Zimmer.

Der König und alle Glieder des Staatsrats ſtanden, und waren im Begrif nach der Meſſe zu gehen. Er kniete nieder. Der König gebot ihm, aufzuſtehn, und ſagte zu ihm: daß, wenn er dasjenige nicht nach der Wahrheit geſtände, worüber man ihn fragen würde, er ihn in weniger als einer Viertelſtunde aufknüpfen laſſen wollte.

Perikard ſtand auf, der Monarch hies ihn näher an's Kamin des Zimmers treten, rief den Sekretär Rüſé, und fragte hierauf den Deponenten, „ob ihn der Düc de Guiſe nicht „hätte aufheben und mit Gewalt nach Paris führen wollen?“ Perikard läugnete dies mit glaubhaften Eidſchwüren, worauf er weiter gefragt wurde, „ob der Düc ſich nicht „hätte wollen zum König ernennen laſſen?“ Auch dies läugnete er ab; worauf man ihn weiter verhörte, „ob er nicht hätte Konnetable „werden wollen?“ Als er dies ebenfalls mit einer der Wahrheit ſchuldigen Standhaftigkeit abläugnete, verſezte der König, „er wäre ein „Lügner, und er würde ihn gewis aufknüpfen laſſen,“ und fragte ihn nochmals, ob ihn nicht der gedachte Düc de Guiſe habe entführen wollen, welches ihm die Frau d'Aumale vor acht Tagen für ganz gewis berichtet habe?

Perikard antwortete dem Monarchen: „Leben und Tod ſei in ſeinen Händen, und er

„wäre bereit zu ſterben, wenn aus dem gering-
„ſten Zeugniſſe, oder aus dem kleinſten ſeiner
„Papiere die Unwahrheit deſſen, was er geſagt,
„zu ſchlieſſen wäre.“

Hierauf fragte ihn der König: „warum
„der Düc de Guiſe das Kommando hätte nie-
„derlegen wollen?“ Er antwortete ihm, „daß
„der Düc auf die Klagen, die man ihm als Ge-
„neralleutenant von allen Seiten über den ſchlech-
„ten Zuſtand der Beſazungen in den Provinzen,
„der Garniſonen in den Städten und Plätzen,
„vorgelegt, und bekümmert, keine nötige Ver-
„haltungsbefele ertheilen zu können, weil er ſähe,
„wie wenig aufmerkſam der König darauf ſchiene,
„ſo hätte er ſich entſchloſſen, ſich dieſer unerträg-
„lichen Laſt zu entledigen, und die Macht zurük-
„zugeben, die er nur dem Namen nach führe,
„und ihm nur hinterliſtigerweiſe vom Monar-
„chen wäre zugelegt worden, um auf ihn den
„Has, die Verwünſchungen und den Neid des
„ganzen Königreichs zu bringen.“

Weiter fragte der König: „ob der Düc
„de Guiſe kein Verſtändnis mit dem Herzoge
„von Savoien gehabt?“ Er ſchwur bei ſeiner
Seele, daß er nie eins gehabt habe, und daß die
Wahrheit davon genugſam durch die Antwort er-
hellen würde, die der Verſtorbene dem Herzog-
lichen Geſandten auf die ihm gemachten Vor-
ſchläge ertheilt, woraus man am beſten auf die
Redlichkeit und Treue des Düc's ſchlieſſen könnte.

Der König richtete noch manche eingebildete Fragen an den Herrn Perikard, die er alle nach der Wahrheit und nach ſeinem Gewiſſen beantwortete, ohne auf irgend eine Weiſe das Andenken des Dücs de Guiſe zu ſchmälern. Man konnte den Deponenten keiner Anſchuldigung überführen, und er kam nach einer kurzen Gefangenſchaft wieder los.

Dies war das Ende zweier Prinzen, die das Opfer der damals am Hofe herrſchenden Ränke wurden. Weder Rang noch Geburt kam bei einem Könige in Anſchlag, der von ſeiner blutdürſtigen Mutter, Katharina von Medicis, regiert und von ſeinem Ehrgeize geblendet ward. Dieſe und noch mehrere blutige Auftritte füllten die Tage ſeiner Regierung, unter welcher Frankreich der Schauplaz innerlicher Kriege, und das Land der Verfolgungen und blutiger Verheerungen ward.

# V.

(Th. IV. S. 88.)

# Schreiben

## Heinrich's des Vierten an ſein Parlament, das ſich der Einregiſtrirung zweier Edikte widerſezte.*)

„Ich habe eine lange Reiſe gemacht, ob ich „ſie gleich noch länger habe machen wollen. „Denn wär' es mir möglich geweſen, ſechs „Wochen dort **) zu ſein, ſo würde ich alle „meine, gewis ſehr wichtige, Angelegenheiten in Ordnung gebracht haben. Doch Gott „wird mir helfen, wie er mir bisher geholfen „hat.

„Ich bin mit der Poſt gekommen, weil „mir meine treuſten Diener verſicherten, daß „meine Gegenwart notwendig ſei. Ich gewann „meinen Feinden den Vortheil ab; aber dieſe „Macht rührt nicht von mir, ſondern allein „von Gott her. Der Konnetable von Kaſti-



*) Journal aller Journaele, IV. 2tes Heft, S. 309-311.

**) Der König meint darunter Bourgogne.

„lien iſt mir in nichts überlegen geworden. Al=
„lenthalben kann ich nicht ſein.

„Ihr wiſſt, was in der Pikardie vorging;
„gern wollt' ich mich deſſen nicht mehr erin=
„nern; auch mag ich Keinem einen Mangel
„an Tapferkeit Schuld geben; einige haben
„vielmehr deren zu viel bewieſen. Wär' ich
„dabei geweſen, oder hätte man meinen Be=
„felen nachgelebt, ſo würde das Alles nicht er=
„folgt ſein.

„Ihr ſagt, daß ich mich zu ſehr der Ge=
„fahr ausſeze; ich thue dies gewis nicht gern;
„allein ich bin dazu gezwungen; denn wo ich
„nicht hingehe, gehn die Andern auch nicht;
„es ſind Alle Freiwillige, die ich nicht zwingen
„kann. Hätt' ich Mittel, meine Soldaten
„zu bezalen, ſo würd' ich mir bewährte Kriegs=
„männer anſchaffen, die ich in zweifelhaften
„Fällen ausſchikken könnte; dann ging ich nicht
„ſelbſt; aber jezt hab' ich ja niemanden. Es
„ſtoſſen Truppen in Menge zu mir, allein
„wenn ich ſie werde vierzehn Tage erhalten
„haben, ſo weis ich nicht, wie es mit ihnen
„gehn wird.

„Ich hoffe in der Zeit den Feind zu ſehn,
„und dann ſollen die zweitauſend Reiter, die
„bei mir ſind, gewis nicht müſſig ſtehn blei=
„ben. Sollten die Sachen ſchlecht ablaufen,
„ſo werd' ich Euch keine Nachricht geben, denn
„in dem Fall bleibe ich da; geht's aber gut,

„ſo werdet Ihr gewis mich deſto mehr lieben. „Aber ich mus Geld haben, und das kann ich „nicht beſſer, als durch meine Edikte bekom„men, welche Ihr morgen werdet durchgehen „laſſen. Saget denenjenigen, die Schwierig„keiten machen ſollten, daß ſie unfehlbar da„durch meine Perſon in Gefahr ſezen.

„Genemigt Ihr die Edikte, ſo werd' ich „Euch eine doppelte Verbindlichkeit ſchuldig „ſein; die eine, weil Ihr etwas in Rükſicht „auf meine Bitten thatet; die andre, weil ich „mich alsdann nicht ſo vieler Gefahr ausſezen „werde; denn hab' ich erſt ordentliche ange„nommne Kriegsleute, ſo werden ſie gehen, „und ich werde mich auf ſie verlaſſen können.

„Meine Schweizer haben mir verſprochen, „bis an den Marneflus zu kommen, aber oh„ne Geld gehn ſie gewis nicht über den Flus. „Thut alſo dies um meinetwillen; denn was „Ihr zu meinem Beſten unternemet, gereicht „ja auch zu dem Eurigen.

„Mittwoch reiſ' ich ab, ich befinde mich wohl. Im Schritt ging ich fort, und im Ga„lopp komme ich zurük. Ich brauche weiter „nichts als Geld. Ich habe meine beſten Pfer„de verloren, nun mus ich mir zu meiner Rei„ſe neue anſchaffen. Bälle und Maskeraden „will ich damit nicht anſtellen, aber ich will „die Feinde nach ihren Ländern zurüktreiben.

„Sechstauſend Franzoſen ſind bei mir. „Sancy führt mir noch dreitauſend Landsknech„te zu. Ich werde Hülfe aus England erhal„ten; und alles wird gut gehn, wenn ich Geld „habe. Helfet mir, und Ihr ſollt ſehen, daß „Ihr keinen beſſern König haben könnt, der „Euch mehr liebt, und ſein Leben mehr wagt, „als u. ſ. w.“

Welch ein Brief, und welch ein König!

## VI.

(Th. VI. S. 276.)

# Nachricht von Guſtav Adolph's Tod.*)

Man weis, daß Guſtav Adolph, König von Schweden, kurz vor der Schlacht bei Lützen, welche am 16ten November 1632 gewonnen ward, umkam; aber man wuſſte noch nichts Gewiſſes von den eigentlichen Umſtänden ſeines Todes. Einige behaupteten, daß der Kardinal Richelieu die Urſach davon ſei; andre, daß er durch den Herzog Albert von Sachſen,

*) Journal aller Journaele, IV. B. 2tes H. S. 311-313.

Lauenburg, einen ſeiner Generale, welcher in der Schlacht ſelbſt umkam, ermordet ward. Neulich hat man in den Schwediſchen Archiven einen Brief gefunden, welcher dieſen traurigen Vorfall auf eine andre Art berichtet. Er iſt vom 27ſten Januar 1725 datirt, und vom Herrn Andreas Gödding, Probſt der Stadt Werio auf Gothland, an den damaligen Sekretär des Reichsarchivs geſchrieben worden.

"Als ich im Jahre 1687 in Sachſen war, entdekte ich durch einen glüklichen Zufall die Umſtände von dem traurigen Ende Guſtav Adolph's. Dieſer Fürſt war blos in Begleitung eines einzigen Bedienten den Feind zu rekognoſciren geritten. Ein dikker Nebel verhinderte ihn, ein Detaſchement Oeſtreichiſcher Truppen gewahr zu werden, die auf ihn Feuer gaben, ihn verwundeten, doch ohne ihn zu tödten. Der Bediente, welcher den König nach dem Lager zurükführen half, brachte ihn vollends durch einen Piſtolenſchus um's Leben, und bemächtigte ſich der Brille, welcher der König, der ſehr kurzſichtig war, ſtets gebrauchte.

Ich kaufte dieſe Brille vom Dechanten von Naumburg. Während dieſes meines Aufenthalts alldort, nahte ſich der Königsmörder, der ſehr alt war, ſeinem Ende. Die Gewiſſensbiſſe, welche eine ſo abſcheuliche That ihm natürlicherweiſe verurſachen muſſten, ver=

gönnten ihm keinen Augenblik Ruhe. Er lies den Dechanten, von welchem ich eben geredet habe, zu ſich bitten, und berichtete ihm ſein Verbrechen. Ich habe dieſe Nachricht aus dem Munde des Dechanten ſelbſt, von welchem ich die Brille gekauft, und ſie dem Schwediſchen Archiv überliefert habe.

## VII.

## Beilage zu S. 333. Th. VI.

### Prächtige Tafelhaltung Karl's des Erſten von England.*)

An Karl's des Erſten Hofe wurden täglich ſechsundachtzig wohlbeſezte Tiſche verſehen, wovon der Tiſch des Königs, achtundzwanzig; der Königin, vierundzwanzig; vier andre Tiſche, jeder ſechzehn; drei andre, jeder zehn; zwölf andre, jeder ſieben; ſiebzehn andre, jeder fünf; drei andre, jeder vier; zweiunddreiſſig andre, jeder drei; und dreizehn andre, jeder zwei Schüſſeln enthielten; ſo daß jede Mahlzeit auf

*) Journal aller Journaele, IV. B. 2tes Heft, S. 392-394.

fünfhundert Schüſſeln zu ſtehen kam, ohne was an Bier, Wein und andern Erforderniſſen verzehrt wurde.

Dies alles ward von Einkäufern angeſchaft, die rechtmäſſige und ordentliche Aufträge und Gerechtſame dazu hatten, und die Lebensmittel zu mäſſigen Preiſen erhielten, wie ſie in vormaligen Zeiten in den verſchiednen Grafſchaften Englands geſtanden hatten.

Dieſe Preiſe waren wegen der groſſen Veränderung des Geldwerts ſehr niedrig geworden, fielen aber dem Reiche, im Ganzen genommen, wenig zur Laſt, und gaben der Königlichen Würde, ſowohl in den Augen der Fremden, als Eingebornen, ein groſſes Gewicht.

Das Beiſpiel des Königs munterte den hohen und niedern Adel England's zu einer verhältnismäſſigen Gaſtfreiheit in ihren Landſizen auf; die Landleute legten ſich auf die Viehzucht, und der kleine Handel ging ſehr betriebſam; das Geld hatte einen freien Umlauf durch den ganzen Körper des Königreichs.

In des Königs Hauſe gingen jährlich auf: funfzehnhundert Ochſen, ſiebentauſend Schafe, zwölfhundert Kälber, dreihundert junge Schweine, vierhundert junge Rinder, ſechstauſend achthundert Lämmer, dreihundert Spekſeiten, ſechsundzwanzig wilde Schweine; überdies vierhundertſiebzig Duzend alte, ſiebenhundertfunfzig Duzend junge Hüner, eintauſend vierhundert

ſiebzig Duzend Küchel; dreitauſend ſechshundert Scheffel Weizen, ſechshundert Tonnen Wein, eintauſend ſiebenhundert Tonnen Bier, ſechsundvierzigtauſend ſechshundertundvierzig Pfund Butter, nebſt einer verhältnismäſſigen Anzal von Fiſchen, Geflügel, Wildbrett, Früchten und Gewürz.

Dieſer ungeheure Aufwand des Königlichen Hofes brachte den Fremden eine höhere Meinung von dem Könige bei, und vermehrte die Zuneigung der Eingebornen, die immer willkommen waren, gegen denſelben; denn der König von England muſſte auf dieſe Art die Herzen der Engländer, die gern ſchmauſten, zu gewinnen ſuchen, wie Italieniſche Fürſten ihre Unterthanen durch Schauſpiele und Gepränge, die daran eben ſo viel Wohlgefallen haben.

Daher muſſten auch auf beſondern Befel, jeden Tag einige Bediente des Königs bei Gerichtszeiten nach Weſtminſterhall gehen, und zwiſchen elf und zwölf Uhr die Herren zu des Königs Mahlzeit einladen, wozu bei Parliamentszeiten auch deſſen Mitglieder gezogen wurden. Da ſich aber die Zeiten ſehr geändert, und Richter, Adeliche und Parliamentsglieder gröſſtentheils Häuſer in der Stadt haben, ſo fällt die Notwendigkeit, ſo groſſe Tafel zu halten, weg, und die Abſchaffung der überzäligen Beamten iſt als eine Handlung hoher Weisheit und Mäſſigung anzuſehen.

# VII.

# Zweite Beilage zur 333. Seite im VI. Th.

## Anekdote von Karl's I. Ermordung.

Es iſt allgemein bekannt, daß bei der Hinrichtung des Königs Karl's I. ein Mann mit einer Larve das Amt eines Scharfrichters vollzog. Dieſer Umſtand hat zu mannigfaltigen Mutmaaßungen und Berichten Anlas gegeben. Im Gentlemens Magazin vom November 1767 und vom Januar 1768 ſind Nachrichten von einem gewiſſen William Wolker, welcher der Scharfrichter ſein ſoll. In demſelben Magazin vom Juni 1784 wird ein gewiſſer Richard Brandoni dafür ausgegeben, und ein langer Bericht aus einem Zeitungeblatte von Exeter deswegen angeführt. Allein William Lilly hat in der Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Zeiten folgende merkwürdige Stelle:

"Viele haben ſehr neugierig darnach geforſcht, wer es wäre, welcher ihm (dem Könige) den Kopf abſchlug. Es iſt mir nicht erlaubt, von dergleichen Dingen zu reden. Ich ſage blos, daß derjenige, welcher es that, ein ſo tapfrer

und entſchloſſner Mann war, als irgend einer; und ſich in guten Glükſumſtänden befand.

Um über dieſe Stelle mehr Licht zu verbrei- ten, wollen wir unſern Leſern Lilly's Verhör, ſo wie er es ſelbſt erzält, vorlegen, welches von dem erſten Parliamente Königs Karl's II. im Juni 1660 erfolgte:

"Sobald ich erſchien, ward mir von ver- ſchiednen der jungen Mitglieder ſehr beleidigend begegnet, die allerlei mutwillige Fragen an mich ergehen lieſſen. Herr Weſton hielt ein Papier vor ſeinen Mund, befal mir, keinem, als dem Herrn Prinn zu antworten; ich gehorchte ſei- nem Befele, und entging dadurch vieler Ungele- genheit; und wenn Herr Prinn ſchwere oder zweideutige Fragen an mich ergehen lies, ſo half Herr Weſton mir mit einer ſchiklichen Ant- wort aus. Nachdem man mich nun faſt eine Stunde herumgezerrt hatte, verlangt' ich end- lich, daß man mir Gehör geben möchte, um vorzubringen, was ich von der Perſon ſagen konnte, die Karl'n I. den Kopf abſchlug. 'Nach- dem man mir Erlaubnis zu reden gegeben hatte, berichtete ich Folgendes:"

"Am zweiten Sonntage nach der Enthaup- tung Karl's I. lies Robert Spavin, dama- liger Sekretär des Generallieutenant Krom- well, ſich zum Mittagseſſen bei mir melden, und brachte den Antony Peirſon, nebſt verſchied- nen andern, mit. Der vornemſte Gegenſtand ih-

rer Unterredung bei Tiſche war, wer doch derjenige wäre, welcher den König enthauptet hätte. Einer ſagte, es wäre der ordentliche Henker geweſen; ein Andrer: Hugh Peters; es wurden auch noch andre genannt; niemand beſtimmte aber etwas Gewiſſes. Nach der Mahlzeit nam mich Robert Spavin bei der Hand, und führte mich an's ſüdliche Fenſter. Alle dieſe Herren, ſagte er, irren ſich; ſie haben denjenigen nicht genannt, welcher die Hinrichtung vollzog. Es war der Obriſtlieutenant Joice. Ich befand mich im Zimmer, als er ſich zu dieſer Verrichtung in Bereitſchaft ſezte; ſtand hinter ihm, als er ſie vollzog, und ging, nachdem ſie vollbracht war, wieder mit ihm hinein. Es weis dies niemand; als mein Herr, (nemlich Kromwell) der Kommiſſär Ireton und ich." — — Weis Herr Ruchworth es nicht? — — ſagte ich. — "Nein, er weis es nicht," ſagte Spavin. Spavin wiederholte eben dies, wenn wir allein waren; oft gegen mich.

Folgende auſſerordentliche dieſen geheimnisvollen Umſtand betreffende Anekdote iſt aus den *Délaſſemens de l'homme ſenſible* von Herrn d'Arnaud entlehnt, einem in Frankreich wegen des tugendhaften Endzweks ſeiner Schriften berühmten Verfaſſer; welcher, ob er gleich ſeine Erzälung augenſcheinlich verſchönert, indem er derſelben eine dramatiſche Wendung gegeben hat; dennoch feierlich verſichert, daß er die Um-

ſtände von einem gelehrten Manne von gröſſter Redlichkeit hat, welchem ſie von einem vertrauten Freunde des Lord S — erzält wurden.

Lord S — war ein Liebling Königs Georg II., und einer von der Engliſchen Armee in der Schlacht bei Dettingen. Die Anſtalten des Marechal de Noailles waren mit ſolcher Klugheit gemacht, daß nichts, als die groſſe Hize eines Franzöſiſchen Subalternofficiers, die Armee vom Untergange rettete, ja ihr zu einem unerwarteten Siege verhalf. Die Folge war, daß Lord S — der Einzige, welcher die unregelmäſſigen Bewegungen der alliirten Armee einſah, deſſen Meinung aber verworfen ward, die Gnade ſeines Souveräns verlor, und die Armee verlies. Bei ſeiner Ankunft in London nam er ſich vor, auf ſeinen Gütern in Schottland zu leben; allein einige Tage vor ſeiner beſchloſſnen Abreiſe findet er einen Brief von einer ſehr auſſerordentlichen Schreibart, der auch zugleich ſo eingerichtet war, daß er einen Mann, welcher ſich nicht ſogleich ſchrekken lies, zur Neugierde reizte. Man verlangte darin eine Zuſammenkunft zu einer beſondern Zeit und an einem beſondern Orte, wegen einer Sache von äuſſerſtem Belang, und man bat ihn, unbegleitet zu kommen.

Der Lord würdigte dieſen Brief nicht ſogleich ſeiner Aufmerkſamkeit, worauf er am folgenden Tage einen zweiten, in noch dringendern Ausdrükken, erhielt. Dieſe, zweite Einladung

ſchien zu ſonderbar zu ſein, als daß er nicht dar-
auf hätte achten ſollen. Lord S — begab ſich
alſo ohne Begleitung, aber nicht unbewafnet,
nach dem angewieſnen Orte. Er war auch nicht
ganz ohne Furcht, als er ſich in einen der Schlupf-
winkel dieſer groſſen Stadt begab, welche gemei-
niglich Wohnpläze der Armut und des Elends
ſind. Er gelangte auf einer ſchmuzigen Treppe
zu einem Boden, wo er bei einem ſchwachen
Lichte eines Mannes gewahr wurde, welcher auf
einem Bette ausgeſtrekt lag, und alle Merkmale
des höchſten Alters an ſich hatte.

„Mylord," ſagte dieſer Mann, den er da-
ſelbſt nicht vermutet hatte, „ich erwarte Sie mit
groſſer Ungeduld. Ihr Ruhm iſt mir zu Ohren
gekommen. Sezen Sie Sich; Sie haben von
einem Manne, welcher hundertundfünfund-
zwanzig Jahre alt iſt, nichts zu beſorgen." Lord
S. ſezte ſich und erwartete mit äuſſerſter Unge-
duld die Entwiklung dieſer auſſerordentlichen Be-
gebenheit. Der mehr als hundertjährige Greis
fuhr hierauf fort zu fragen: "ob der Lord nicht
gewiſſe Schriften brauchte, die ſich auf ſeine Fa-
milie und auf ſeine Güter bezögen?"

„Ja," verſezte der Lord, ſehr gerührt, "es
fehlen mir gewiſſe Papiere, deren Verluſt mich
eines groſſen Theils meiner Erbſchaft beraubt
hat." — "Dort," verſezte der Greis, indem
er ihm den Schlüſſel zu einem kleinen Kaſten gab,
„dort liegen dieſe Schriften in Verwahrung." —

„Wem, ſagte der Lord, ſobald er dieſen Schaz „entdekt hatte, wem hab' ich dieſe unſchäzbare „Gunſt zu danken?“ — „O mein Sohn,“ „verſezte der Greis, komm und umarme Deinen „Aeltervater.“ — „Meinen Aeltervater?“ unterbrach ihn der Lord mit unbeſchreiblichem Erſtaunen. Allein, wie ſehr wuchs dieſes, als ſein Anherr ihm die Nachricht gab, daß er der vermummte Scharfrichter wäre, welcher den König Karl I. enthauptet hätte.

„Eine unerſättliche Rachbegierde, fuhr er fort, verleitete mich zu dieſem abſcheulichen Verbrechen. Mir war, wie ich mir einbildete, von meinem Souverän auf das unwürdigſte begegnet worden. Ich hatte ihn im Verdacht, daß er meine Tochter verführt hätte. Ich opferte alle Empfindungen der Treue und Tugend der Rache dieſer eingebildeten Beleidigung auf. Ich lies mich auf alle Abſichten Cromwell's und ſeiner Anhänger ein. Ich bahnte den Weg zu ſeiner unrechtmäſſigen Gewalt; und that alles, um meine Rache recht empfindlich zu machen. Ich bat Cromwell'n, daß er die Hinrichtung durch mich vollziehen laſſen möchte; und um das Maas meiner Schuld recht voll zu machen, ſorgt' ich dafür, daß der unglükliche König vor dem tödtlichen Streiche erfuhr, wer derjenige wäre, der ihm denſelben geben ſollte. Von dieſem Tage an war meine Seele ein Raub der Unruhe und Gewiſſensbiſſe. Ich habe faſt achtzig Jahre als

ein Verbannter, als ein freiwillig Verworfner, in Europa und Aſien zugebracht. Der Himmel hat mein Leben zu meiner deſto gröſſern Strafe über das gewöhnliche Ziel der Natur hinaus verlängert. Dieſer Kaſten iſt das Einzige, was mir von meinem Vermögen noch übrig iſt. Ich kam hieher, meine unglüklichen Tage zu endigen. Ich hatte gehört, daß Sie bei Hofe in Ungnade gefallen wären, welches Ihre Tugenden doch nicht verdienten; und es regte ſich bei mir ein Verlangen, vor dem Ende meines Daſeins auf die Weiſe zu Ihrer Wohlfahrt beizutragen. Alles, was ich dagegen von Ihnen verlange, iſt, daß Sie mich meinem unglüklichen Schikſale überlaſſen, und dem Andenken desjenigen eine Thräne weihen, deſſen lange, lange Reue endlich ſein Verbrechen, wie ich hoffe, tilgen wird.“

Lord S. drang ernſtlich in ſeinen grauen Anherrn, daß er ſich mit ihm nach Schottland begeben, und daſelbſt den Reſt ſeiner Tage unter einem angenommnen Namen zubringen möchte. Er widerſtand geraume Zeit allen ſeinen Bitten, endlich aber willigte er, durch ſein Anhalten ermüdet, ein, oder ſchien vielmehr darin zu willigen. Allein als der Lord am folgenden Tage zurük kam, fand er, daß ſein reuevoller Aeltervater ſich entfernt hatte, und aller angeſtellten Nachſuchungen ungeachtet, bleibt ſein Schikſal noch bis auf dieſen Tag ein Geheimnis.

# IX.

# Geſchichte der öffentlichen Einkünfte Grosbritanniens. *)

## (Nach J. Sinclair.)

(Th. VI. S. 381.)

Seit dem Jahre 1684 bis auf gegenwärtige Zeit ſind die jährlichen Einkünfte Grosbritanniens um zwei Millionen geſtiegen, und betragen wenigſtens funfzehn Millionen Pfund Sterlings. Glüklicherweiſe konnte der Staat dieſe Laſt bisher noch ertragen: ſollte aber noch eine etwas beträchtliche Vermehrung geſchehen, ſo dürfte ſolches unmöglich werden, und auf jeden Fall, da aus einem ſolchen Syſtem, früh oder ſpät, ein gänzlicher Bankerot, oder die äuſſerſte Bedrükkung erfolgen mus, iſt es für die Nation die höchſte Zeit, einen Plan zu entwerfen und anzunemen, der ſie und ihre Nachkommenſchaft von der ihr drohenden Schande und dem gänzlichen Verfall retten könnte. — Nichts kann dem Publikum bei einer ſo ernſthaften Unterſuchung behülflicher ſein, als eine Beleuchtung der vormaligen Finanzſyſteme, die manche gute Fingerzeige enthalten.

*) Journal aller Journale, 4t. B. 2tes Heft. von S. 227—54.

Man hat von der Art, wie die öffentlichen Einkünſte zur Zeit der alten Britannier gehoben wurden, keine authentiſche Nachrichten: die Geſchichte dieſer Zeit iſt zu ſehr mit Fabeln umhüllt, als daß uns etwas Mehreres als Mutmaaſſungen übrig blieben. Tacitus hat uns einen allgemeinen Begrif von der Regierungsart der alten Völker gegeben, und hieraus können wir vergleichungsweiſe beurtheilen, welcher Mittel die Brittiſchen Monarchen ſich damals bedienten, um ihrer Macht und ihren Vorrechten die nötige Unterſtüzung zu verſchaffen. Sie beſelichten die Kriegsvölker ihrer Nation, und bekamen einen beträchtlichen Antheil von der im Kriege gemachten Beute: auch hatten ſie das ausſchlieſſende Privilegium, Geld zu ſchlagen, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Recht ihnen groſſe Einkünſte verſchafte, wodurch ſie ihren Rang und ihr Anſehn zum Theil behaupten konnten. Die Geſchenke und die Subſidien der fremden Völker machten ebenfalls einen wichtigen Zweig ihrer Einkünſte aus: und einige Fürſten, die ſich die Liebe des Volks zu erwerben wuſſten, vermehrten ſolche noch durch freiwillige Beiträge ihrer Unterthanen.

Unter der Herrſchaft der Römer wurden die Abgaben in Britannien und in den andern Provinzen des Reichs, theils in Natura, theils in Gelde abgetragen. Diejenigen, die in Natura bezalten, entrichteten ungefähr den zehnten

Theil des jährlichen Ertrags ihrer Ländereien, und muſſten denſelben oft ſehr weit fortſchaffen, nachdem das vorgegebene Bedürfnis des Staats oder der Eigenſinn des Oberherrn es erheiſchte. Man legte einen ſchweren Impoſt auf das Vieh, welches man damals in Britannien ſchon ſehr häufig zog; und dieſer Impoſt, nebſt noch andern Belaſtungen, verurſachten einen gefährlichen Aufſtand, der nur mit vieler Mühe geſtillt ward. Man legte unerhörte Abgaben auf alle Waaren, die aus- und eingeführt wurden. Die Eigenthümer der Bergwerke waren genötigt, einen gewiſſen Theil ihrer Ausbeute abzugeben. Auch muſſte von allen Waaren, welche in Auktionen, oder im Handel, über einen vorgeſchriebnen Preis verkäuft wurden, etwas Gewiſſes entrichtet werden. Ueberdies fand noch eine Kopfſteuer ſtatt, die ſehr ſtreng eingefodert ward, wozu noch mancherlei andere Abgaben, wie z. B. von Teſtamenten, Sklaven, Häuſern u. ſ. w. kamen.

Während des Sächſiſchen Regiments, das, von dem Abzuge der Römer bis zur Eroberung der Normänner gerechnet, eine Periode von mehr als 600 Jahren ausmacht, legten die Sächſiſchen Monarchen Abgaben auf die Verbrecher, und dieſe muſſten nach Maasgabe ihres Vermögens und ihres Ranges entrichtet werden; auch trieben ſie groſſe Summen von denen ein, die reich genug waren, die verwirkten Strafen durch Geld abzukaufen.

Nach der urſprünglichen Regierungskonſtitution der Angelſachſen war jeder Eigenthümer einem dreifachen Rechte unterworfen. Das erſte foderte einen Beitrag zur Zurüktreibung der Feinde (Hergelt genannt); das zweite legte ihm auf, etwas zu Anlegung der Feſtungen zu entrichten, (Burgbote); und das dritte verpflichtete ihn, eine gewiſſe Summe zur Ausbeſſerung der Brükken zu erlegen. (Brigbote.)

Um die Dänen zurükzutreiben, machte man eine andere merkwürdige Auflage, die man Danegeld nannte. Ethelred hob ſie zuerſt im Jahre 991, um ſich in Stand zu ſezen, einen ſchändlichen Waffenſtillſtand von den Dänen für 10,000 Pf. (nach unſrer heutigen Münze, 300,000 Pf. St.) zu erkaufen. Dieſe Taxe, die bald ſtärker bald ſchwächer war, ward von den liegenden Gründen erhoben. Sie trug im Jahre 1018 unter Kanut gegen 83000 Sächſiſche Pfunde ein, welche eine Summe von zwei und einer halben Million Pf. Sterl. ausmachen, und folglich eben ſo viel, als man heutiges Tages von den liegenden Gründen zieht.

Unter die Quellen, woraus die Einkünfte der Krone England floſſen, gehören auch die Kron- und Königl. Domänengüter, die Förſte, die Gold- und Silberminen, die Oberherrſchaft über alle Ländereien des Königreichs, der Antheil an entdekten Schäzen, an geſtolnen und verlaſſenen Sachen, welcher leztere ſogar dann entrich-

tet werden muſſte, wenn der Raub einem Diebe auf der Flucht abgenommen ward; an verirrtem Vieh, an geſtrandeten Schiffen und Gütern u. ſ. w.

Die freiwilligen Beiträge waren unter der Sächſiſchen Regierung ein andrer Zweig, der zur Vermehrung der Einkünfte beitrug; da aber dieſe Art von Schazung nur bittweiſe erhalten ward, ſo grif der Staat zu andern Mitteln, um ſich eine immerwährende Hülfsquelle zu eröfnen, und es wurden von den Köpfen, von den Juden, von den liegenden Gründen, von den Schornſteinen, u. ſ. w. Schazungen gehoben; auch hatte man Steuerämter, Zollkammern und eine Akziſe.

Man ſieht alſo, daß man heutiges Tages keine Auflage hat, von welcher man nicht ſchon Beiſpiele gehabt hätte: vielleicht aber waren ſie vor Zeiten nicht ſo drükkend und nicht in ſo viele Zweige verbreitet. Die gegenwärtige Lage Englands, in Anſehung der Impoſte, kann alſo gern mit ſeinem ältern Zuſtande verglichen werden; nicht einmal zu gedenken: daß zwei Artikel, die den Unterthanen ſonſt ſehr läſtig waren, nemlich die Bedrükkungen der Könige, und die Erpreſſungen der Päpſte, jezt gänzlich weggefallen ſind.

Es mögen die *laudatores temporis acti* daher ſagen was ſie wollen, ſo mus ein Unparteiiſcher doch geſtehen, daß unſre Vorfahren keine

Urſache hatten, mit ihrer politiſchen Lage, ſelbſt in Anſehung der Auflagen, ſo beſonders zufrieden zu ſein. Man kann gegenwärtig eben ſo gut leben, als zu irgend einem der vergangenen Zeitalter; denn wenn die Taxen gleich höher ſind, ſo iſt dagegen das Kommerz auch gröſſer. Viele Schwierigkeiten ſind aus dem Wege geräumt, die Wege verbeſſert, die Reichthümer vermehrt, und Sicherheit und Freiheit bleiben ungekränkt.

Unter der Herrſchaft der Normänner fanden andre Finanzeinrichtungen Statt. Wilhelm I. der Erobrer, um ſeine Kriegserwerbungen zu behaupten, nam zu verſchiednen Hülfsmitteln ſeine Zuflucht. Hierzu gehören: die Einführung des Lehnſyſtems; die Beſchreibung, welche er von dem Königreiche überhaupt, und von den Königl. Domänen insbeſondere, machen lies; und die Einrichtung eines Wapengerichts.

Eine ſo beträchtliche Unternemung, als die Beſchreibung und Zählung des Königreichs war, ward in ſechs Jahren zu Stande gebracht: und die Frucht davon beſteht noch in jener alten ſo berühmten Karte, die erſt neulich auf öffentliche Koſten iſt geſtochen worden, und unter dem Titel: Doom'sday Book, bekannt iſt. Doom'sday Book heiſſt ſo viel als: groſſes Erbregiſter, oder groſſes Erbzinsbuch von England; und es ward deſſen Anſehen für ſo entſcheidend gehalten, daß ſeine Ausſprüche alle über Lehnsbeſizungen entſtehende Streitigkeiten beilegten; und ſelbſt dann,

wenn die Entſcheidung zum Nachtheil der Krone ausfiel.

Die Einkünfte Wilhelm's I. floſſen aus dem Ertrage der Königl. Domänen, aus den freiwilligen Gaben, aus den geſezmäſſigen Gefällen, aus den tyranniſchen Erpreſſungen u. ſ. w. und betrugen nach *Odoricus Vitalis*, der neun Jahr nach der Eroberung geboren ward, jährlich an 400,000 Pfund, welche eine Summe von ungefähr 9 bis 10 Millionen Pf. Sterling ausmachen. Obſchon einige neue Schriftſteller dieſe Rechnung bezweifeln wollen, ſo iſt ſie doch keinesweges unglaublich, wenn man die Pracht und Verſchwendung ſeines Hofes, ſeine Freigebigkeit gegen die Kirche, ſeine öffentlichen Arbeiten, ſeine koſtbaren Kriege, und die Schäze, welche er nachlies, in Erwägung zieht.

Unter den Königen, Wilhelm dem Roten, Heinrich I. und Stephan, bis zu dem Tode des Leztern, hatte die Wiſſenſchaft des Finanzweſens wenig Fortgang. Während dieſer ganzen Epoche, glaubte man, die Könige müßten von ihren Domänen und von den Vortheilen leben, die ſie aus ihren Lehnsgerechtſamen zogen; und jede Art des Impoſtes war ein Gegenſtand des Haſſes und des Abſcheus. Das Danegeld, welches die einzige regelmäſſige Taxe war, verurſachte, ungeachtet es zur Beſchüzung des Handels vielleicht notwendig war, vieles Murren; dergeſtalt, daß alle Könige,

welche es zu heben wagten, für Tyrannen und Unterdrükker gehalten wurden.

Unter der Regierung des Hauſes von Plantagnet kam man in dem Finanzweſen ſehr weit. Man entdekte die Notwendigkeit, die Verbindlichkeit, ſich zum Kriegsdienſte zu ſtellen, in einen Geldbeitrag zu verwandeln, die Taxen wurden ſo wohl auf die perſönlichen als auf die wirklich eigenthümlichen Beſizungen gelegt; die Zölle wurden auch ein wichtiger Zweig der Einkünfte; und die Geiſtlichkeit muſſte ebenfalls einen Beitrag entrichten, ohne daß man den Papſt deswegen um ſeine Einwilligung anging. Man verſuchte noch andre Arten von Auflagen, die, ob ſie ſchon übel ausgeſonnen und fruchtlos waren, dennoch von den Bemühungen zeugten, die diejenigen, denen das Regiment über die Nation anvertrauet war, anwandten, um ihr ein ſolches Einkommen zu verſchaffen, welches fähig wäre, ihr den hohen Rang zu behaupten, der ihr unter den Europäiſchen Reichen von Rechtswegen zukam.

Zur Zeit der Regierung der Häuſer York und Lankaſter trug man die meiſte Achtung für die Rechte und Freiheiten des Volks, weil das Intereſſe beider Nebenbuhler es ihnen notwendig machte, ſich der Zuneigung deſſelben zu verſichern. Während dieſer Periode, die eine Zeit von ungefähr ſechsundachtzig Jahren ausfüllt, unternam man nichts, was im Geringſten die Konſti-

tution beleidigte, auch machte man keine Auflage, die nicht die Weihe des Parliaments erhalten hätte.

Unter der Regierung Heinrich's IV. vermehrten ſich die Zolleinnamen durch den Anwachs des Handels. Unter dieſem Könige fand auch eine Taxe auf die Aemter, Penſionen, und auf die Konceſſionen der Krone Statt. Die Gemeinen, die über die Einkünfte der Krone eiferſüchtig wurden, verwilligten Heinrichen, zu zweienmalen, nur ſechstauſend Pfund zu ſeinem eignen Gebrauch, und ſchlugen den Ueberreſt der bewilligten Subſidien zu den zu öffentlichen Ausgaben beſtimmten Summen. Sie ernannten eigne Schazmeiſter darüber, die für ihr Empfangnes ſtehen, und dem Parliamente davon Rechnung ablegen mußten; und als Heinrich im Jahre 1410 verlangte, daß man ihm verwilligen möchte, auf Lebenszeit von der Geiſtlichkeit eine Steuer von zehen, und von den Laien eine von funfzehn Procenten aufzunemen, ſo verwarf man dieſen Antrag ungeachtet ſeines Vorwands, daß er dieſe Einrichtung blos darum wünſche, um ihnen die Mühe zu erſparen, ſich dieſer Sache wegen alle Jahre zu verſammlen, dennoch mit Unwillen. Im zwölften Jahre der Regierung Heinrich's betrugen ſeine Einkünfte nicht mehr, als jährlich 48000 Pfund, den Impoſt auf die Wälle und den Zehend der Geiſtlichkeit mit inbegriffen.

Ueber die Einkünfte Heinrich's des V. ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Nach einer von Riemer angeführten Urkunde, beliefen ſie ſich nicht höher als 55,754 Pfund jährlich. Herr Sinclair liefert einen mehr aus einander geſezten Etat der Kroneinkünfte, und zwar ſo, wie er 1433 dem Parliamente vorgelegt wurde, und dieſer beſtimmte ſie auf 67,643 Pfund. Alles erwogen, iſt es wahrſcheinlich, daß die Einkünfte dieſes Monarchen ſich an 80,000 Pf. belaufen haben mögen, welche, wenn man den Preis der Bedürfniſſe damaliger Zeit gegen die gegenwärtigen in Anſchlag bringt, eben ſo weit reichten, als in unſern Tagen 500,000 Pf.

Man machte, während dieſer blutigen unruhigen Periode, abermals nur wenige Fortſchritte in dem Studium des Finanzweſens. Indeſſen mus man doch bemerken, daß zu dieſer Zeit der erſte Verſuch Statt fand, in England Poſten anzulegen. Der Plan dazu ward unter Eduard IV. entworfen, der von zwanzig zu zwanzig Meilen Wechſelpferde zu halten anordnete, um von den Vorfällen des Krieges, welchen er mit den Schottländern führte, Nachricht zu erhalten. Unter Richard III. ward der Plan mehr erweitert und gemeinnüziger gemacht.

Unter Heinrich VII., erſtem Könige aus dem Hauſe Tudor, ward der Brükkenzoll und der Impoſt auf die ausgehenden Waaren auf Lebenszeit zugeſtanden; und die Einkünfte der Zölle

wurden zu einem immerwährenden Zweig des Königl. Einkommens gemacht. Die lezten Regierungsjahre dieſes Königs wurden beſonders von der grauſamſten Bedrükkung beflekt. Er erhielt mehr Geld, als irgend einer ſeiner Vorgänger, und da er weniger, als Einer derſelben aufgehen ließ, ſo war es natürlich, daß er einen Schaz hinterlaſſen mußte; man fand auch wirklich nach ſeinem Tode eine Summe von 1,800,000 Pfund, welche nach unſrer Münze 2,750,000 Pf. Sterl. ausmachen; ein Schaz, mit welchem man zur damaligen Zeit eben ſo viel, als in unſern Tagen mit acht Millionen ausrichten konnte.

Unter der eigenmächtigen Regierung Heinrich's VIII. ſtiegen die Bedrükkungen noch höher, und das Vermögen der Unterthanen ward nicht ſelten dem Eigenſinne des Königs, oder der Miniſter aufgeopfert. Seine Erpreſſungen erſtrekten ſich über alle alte Artikel, die einer Konceſſion bedurften, über die Kopfſteuer, Lehnsgerechtſame, erſten Früchte und Zehnten; er verringerte überdies die Münzen, machte Anleihen über Anleihen, nam freiwillige Geſchenke, unterdrükte erſt die kleinen und dann die gröſſern Klöſter, plünderte die Geiſtlichkeit u. ſ. w. und alles dieſes zuſammengetriebne Geld ward gar bald durchgebracht. Nach weniger Zeit hatte die Krone eben ſo viele Bedürfniſſe, als in vorigen Zeiten, und Dürftigkeit machte ſie von neuem von dem Parliamente abhängig.

Die Regierung Eduard's VI. machte ſich durch den Verſuch, eine Taxe auf die Schafe zu legen, merkwürdig. Allein es widerſezten ſich derſelben ſo viele Schwierigkeiten, als man ſie heben wollte, daß man ſie widerrufen muſſte. Unter der nemlichen Regierung ſchlich ſich der Gebrauch, Gelder aufzubringen, ein, und man verintereſſirte ſie mit vierzehn Procent. Man hielt Antwerpen und die übrigen Städte Flandern's für allein fähig, beträchtliche Summen herzuſtrekken. Die Königlichen Domänen wurden ein Raub der Gierigkeit der Miniſter Eduard's, und der König verwikkelte ſich in eine Schuld von mehr denn 240,000 Pfund.

Maria erhielt den Impoſt für aus- und eingehende Waaren, und die Brükkenzölle auf Lebenszeit, welches ihr in einer Akte zugeſtanden ward, die folgenden ſonderbaren Eingang hatte: Ihre dürftigen und gehorſamen Unterthanen und Gemeine u. ſ. w. und in dieſem Style war die ganze Akte abgefaſſt, gleich als wollte man dem Rechte der Krone zu dem Beſize dieſer Gefälle, ohne erſt der Genemigung des Parliaments dazu zu bedürfen, das Wort reden. Die übrigen ihr bewilligten Summen ſchränkten ſich auf fünf Funfzehntel und drei Subſidien ein. Hume ſchäzt die Einkünfte Englands unter der Königin Maria über 300,000 Pfund, ſeine Angabe ſcheint aber nicht unwiderſprechlich zu ſein; weil

in dem zwölften Regierungsjahre der Eliſabet ihre Einkünſte ſich nur auf 188,197 Pf. beliefen, das Herzogthum Lankaſter nicht mit inbegriffen.

Die Königin Eliſabet, dieſe groſſe Monarchin, auf welche England mit Recht ſtolz iſt, machte beim Antritt ihrer Regierung, ungeachtet ihre ſtehenden Einkünſte nichts weniger als gros, und ihre Ausgaben dagegen ſehr beträchtlich waren, nur ſehr wenige Geldforderungen an das Parliament. Die Wirtſchaftlichkeit dieſer Fürſtin ging ſo weit, daß ſie es nicht für zu gering für ſich hielt, ſich um die kleinſten Ausgaben zu bekümmern. Ihr ſtolzer Geiſt, und die ehrgeizige Sorgfalt, welche ſie für ihre Würde und für ihre Unabhängigkeit trug, hielt ſie ab, Subſidien vom Parliamente zu fordern, wofern nicht die äuſſerſte Notwendigkeit es erheiſchte. Für keine Schäze der Welt hätte ſie Vorſchlägen Gehör gegeben, die ihre Vorrechte ſchmälern, oder die Freiheiten des Volks vermehren konnten, und eben ſo wenig war ſie dazu zu bewegen, einen Nachfolger zu ernennen. Der ganze Betrag der ihr bewilligten Summen macht ungefähr eine Summe von 2,800,000 Pfund aus. Hume bemerkt ſehr richtig, daß wenn die der Königin Eliſabet in der Zeit ihrer Regierung bewilligten Summen wirklich drei Millionen voll betrügen, doch nur 66,666 Pf. für jedes Jahr herauskämen.

Dieſe Fürſtin zog ihre Hülfsquellen nicht blos aus den Einkünften des Königreichs. Die Krone machte Ansprüche an gewiſſe Handelsmonopolien, die, verkauft, beträchtliche Summen trugen.

Demungeachtet lies ſie ſich in der Folge zu widergeſezlichen Erpreſſungen gegen ihre Unterterthanen verleiten, die keinesweges zu rechtfertigen ſind. Sie foderte von ihren Untergebnen ein Neujahrsgeſchenk von mehr denn 60,000 groſſen Thalern; und 100,000 andere verſchafte ſie ſich jährlich dadurch, daß ſie den Katholiken und Nichtkonformiſten Erlaubniſſe ertheilte, die ſie von gewiſſen Beläſtigungen befreiten. Sie zwang die Kapitaliſten, ihr Geld zu leihen, indem ſie ihnen, im Fall ſie ſich weigerten, mit dem Gefängniſſe drohte. Zwar iſt es wahr, daß ſie Sorge trug, dieſe Schulden wieder zu bezalen, allein die Anleiher litten nicht weniger einen groſſen Verluſt an den Zinſen, welche ſie nie entrichtete. -- Man hatte eine Angabe von den Münzen, welche Eliſabet ſchlagen lies, und welche zu einer Summe von mehr als fünf und einer halben Million hinanſteigt. —

Dieſe Königin führte ihre Regierung mit dem leztern Beiſpiel, welches die Engliſche Geſchichte von Ausſchlagung einer dem Monarchen angebotnen Beiſteuer aufweiſen kann. „Es „iſt gleichviel, ſagte ſie, ob das mir angebotne „Geld in dem Beutel meiner Unterthanen oder „in meinem Schaze iſt.“

Die Ausgaben König Jakob's I. Nachfolgers der Eliſabet aus dem Hauſe Stuart, breiteten ſich über folgende Gegenſtände aus: Perſönliche Ausgaben; Freigebigkeit gegen ſeine Günſtlinge, und gegen den Prinzen von Wallis; Ireland; die Pfalz; das Seeweſen; die Schulden der Eliſabet. Ob dieſe Ausgaben ſchon meiſtentheils perſönliche und häusliche waren, ſo überſtiegen ſie doch ſein ganzes Einkommen, welches im Jahre 1610 an 81,000 Pf. betrug; im Jahre 1617 aber auf 36,617 Pf. herabgeſezt ward. Seine Hülfsquellen waren: ſeine Domänen, ſeine Lehnsgerechtſame, die Zölle, die Konceſſionen, der Verkauf der Ehrenſtellen, die Monopolien, die Anleihen, die freiwilligen Geſchenke, das Holländiſche Geld, die Erlaubnis zu fiſchen u. ſ. w. Nach einem öffentlichen Anſchlage ſeiner Einkünfte, ſtiegen dieſelben die erſten vierzehn Jahre ſeiner Regierung nicht über 450,863 Pfund. Die auſſerordentlichen Summen aber, welche er in eben demſelben Zeitraume erhielt, beliefen ſich auf 2200000 Pfund; und er gab jährlich ungefähr 36617 Pf. über ſein ſtehendes Einkommen aus. Die unter ſeiner Regierung geſchlagnen Münzen betragen eine Summe von 5,432,000 Pfund.

Was die Haushaltung Karl's I. betrift, ſo kann man nur ſchwer ohne Parteilichkeit darüber urtheilen, wenn man von einer Seite ſeinen Karakter, und ſein Privatleben in Erwägung

zieht, ſo kann man die mannichfaltigen ihm gemachten Anſchuldigungen kaum für gegründet halten; denn es ſcheint widerſprechend, daß ein liebevoller Gatte, ein gütiger Vater, ein grosmütiger Herr, zugleich ſo wie ſeine Feinde ihn darſtellen, ein grauſamer Tyrann ſein ſollte, der die Rechte ſeiner Unterthanen mit Füſſen trat und ſich ihrer Güter bemächtigte; wenn wir aber hingegen unſre Augen blos auf die öffentlichen Vorfälle richten, ſo ſchlagen wir uns natürlich zur Gegenpartei; doch da dies nicht das Finanzfach angeht; ſo entſcheiden wir hierüber nicht.

Die perſönlichen Ausgaben Karl's I. waren ſehr beträchtlich: er unterhielt allein vierundzwanzig prächtige Palläſte.

Auch waren die auswärtigen und einheimiſchen Kriege eine ſchwere Laſt für die Regierung. Die Einkünfte dieſes Monarchen beſtanden theils in den gewöhnlichen, theis in widerrechtlichen Erpreſſungen, die ſeinen Untergang nach ſich zogen. Seine Einkünfte ſeit dem Jahre 1637 bis 1641 (mit inbegriffen) betrugen an 895,819 Pfund; zu welcher Summe der Impoſt auf die Schiffe und andre widergeſezliche Anmaaſſungen allein 210495 Pf. beitrugen.

Als man zu den Waffen grif, um den berühmten Zwiſt zwiſchen dem Könige und ſeinem Parliament zu entſcheiden, fand dieſer Monarch alle nur mögliche Schwierigkeiten, um ſeine Truppen zu erhalten. Der vorzüglichſte und

reichſte Theil des Königreichs ſchlug ſich auf die Seite des Parliaments; und um Geld zu erhalten, muſſte er die Juweelen der Krone verſezen; muſſte das Silberzeug der beiden Univerſitäten, die ihm daſſelbe grosmütiger Weiſe zuſandten, einſchmelzen; und, nach dem Beiſpiele ſeiner Gegner, in den ihm unterworfnen Diſtrikten zu Auflagen und Akziſen ſeine Zuflucht nemen. Seine vornemſten Hülfsquellen aber waren die Anhänger der Krone. Man behauptet, daß der Marquis Worceſter ihm allein 100000 Pfund verſchafte, und der Marquis von Newcaſtle opferte ſein ganzes Vermögen für die Sache des Königs auf. Dieſe Regierung brachte die berühmte Rechtsfoderung hervor; und ſeitdem ſind die ehmaligen Arten, ſich Geld zu verſchaffen, wie es die Geſchenke, die Dongratuite und die gezwungnen Anleihen waren, nicht wieder erneuert worden.

Während der Republikaniſchen Epoche, das heiſſt, in dem Zeitraume zwiſchen dem Anfange des bürgerlichen Krieges, bis zur Wiederherſtellung waren die Ausgaben Englands ſtärker, als ſie je in den vorigen Zeiten geweſen.

Ehe der Krieg ausbrach, fand es das Parliament für notwendig, eine groſſe Summe aufzubringen, um die Armee zu zerſtreuen, welche der König geworben hatte, um Schottland wieder an ſich zu bringen; es beſtimmte auſſerdem für die Unterhaltung der Schottiſchen

Truppen täglich 850 Pfund, um der Plünderung des nördlichen Englands, deſſen ſie ſich bemächtigt hatte, zuvorzukommen; auch wurden den Schotten 300000 Pfund als eine Belohnung für ihren brüderlichen Beiſtand zugeſtanden, und dies waren, in Betracht der nachherigen ſchweren Auflagen, nur noch mäſſige Summen. Dieſe unermeslichen Schäze, welche der neuen Regierung aus ſo vielen Kanälen zufloſſen, gingen alle zum Dienſte derſelben auf.

Die Geldquellen der Republik waren: die freiwilligen Beiträge; die Taxe auf die liegenden Gründe, ein Impoſt, den man Wochenmehl nannte; die Accise; die Zölle, die Poſten, die Lehnsgerechtſame; die Erlaubnis, Wein zu verkaufen; die öffentlichen Aemter; die Kronzgüter; die Kirchengüter; die Plünderung der Königlichgeſinnten, und andre Erpreſſungen. Die Schazungen, nach Verhältnis des wirklichen oder perſönlichen Eigenthums, wichen, nach Maasgabe der Zeit, von 35000 bis zu 120000 Pfund, monatlich, von einander ab. Dieſe Schazungen fand man von ſo gutem Ertrag, und in jedem Betracht dem alten Gebrauch der Subſidien ſo ſehr vorziehbar, daß ſie nach der Zeit unter dem Namen der Gütertaxen fortgeſezt wurden, und einer der beſten Zweige des öffentlichen Einkommens blieben.

Die regelmäſſigen ſtehenden Einkünfte Englands, unter Kromwell's Adminiſtra-

tion, beliefen ſich auf ungefähr 1,517,274 Pfund. Das ebenfalls dieſer Regierung unterworfene Schottland bewilligte 143,652 Pf. Sterling; und Irland 207,790 Pfund; wenn man aber alle Erpreſſungen hinzufügt, ſo wächſt eine unglaubliche Summe an. In einer im Jahre 1647 gedrukten Schrift verſichert man, daß in vier Jahren 17,512,400 Pfund eingenommen wurden, welches jährlich ungefähr 4,378,100 Pf. beträgt. Cromwell's Korreſpondenz koſtete ihm jedes Jahr 60,000 Pfund, und ſo mäſſig er auch lebte, ſo hinterlies er doch eine Schuld von 2,474,290 Pfund, die nach der Wiederherſtellung bezahlt ward, weil dieſe Schuld vornemlich in Rükſtänden der Land- und Seemacht beſtand.

Die Ausgaben Karl's II. waren gewöhnliche und zufällige. Die gewöhnlichen betrafen die Armee, die Marine, den Civilſtand u. ſ. w. Die zufälligen verurſachten die Wiedereinſezung, die Kronſchulden, die Verabſchiedung der Armee, die Beſazung von Tanger, der erſte Krieg mit den Holländern, der zweite Krieg mit dieſer Nation, die Rüſtungen gegen Frankreich; man rechne hiezu auch die Verſchwendung dieſes Fürſten, welche er aber durch die in den lezten Jahren ſeiner Regierung beobachtete gute Haushaltung wieder in Vergeſſenheit brachte; und als er ſeine Ausgaben eingeſchränkt hatte, war er im Stande auszukommen, und bedurfte drei Jahre lang des Beiſtandes des Par-

liaments nicht. Man glaubt, daß er die Abſicht hatte, ſein öffentliches und Privatleben zu ändern und zu beſſern; durch dieſes Mittel würde er ſich auch gewis die Liebe ſeines Vols erworben haben, wenn der Tod ihn nicht überraſcht hätte; eine Lehre, daß man ähnliche Entſchlüſſe nie auf morgen verſchieben mus.

Die Quellen, aus welchen Karl II. das zu ſeinen Regierungsausgaben Notwendige zog, waren 1) ſein ſtehendes Einkommen, welches in den Zöllen, in der Akziſe und in den Taxen auf die Schornſteine beſtand; 2) die Bewilligungen des Parliaments, wie z. B. die Kopfſteuer, die vermehrte Acciſe, die Subſidien, die Taxe auf liegende Gründe, die Taxe auf perſönliche Beſizungen, der Stempel u. ſ. w. 3) verſchiedne Zuflüſſe, als der Antheil der Königin, die Verkaufung Dünkerkens, die Penſion von Frankreich, der Verkauf der Domänen, die Plündrung der Holländer, das Münzweſen, die Konceſſionen zum Fiſchfang, die Veränderung in der Art, die Geiſtlichkeit zu taxiren u. ſ. w. Wahrſcheinlich hat Karl II. während ſeiner Regierung 43,983,394 Pfund eingenommen; ſo daß auf jedes Jahr eine Summe von 1,800,000 Pf. kommt. Die Münzen, welche in dieſer Zeit ſind geſchlagen worden, belaufen ſich auf 7,899,433 Pfund.

Jakob II. war mäſſig in ſeinen Ausgaben, und ſehr eifrig bemüht, die Seemacht des Kö-

nigreichs zu vermehren. Das Anſehn der Krone ſtieg unter ſeiner Regierung ſo hoch, daß ihm auf Lebenszeit ein beträchtlichers Einkommen bewilligt ward, als irgend einer ſeiner Vorgänger erhalten hatte. Die Rechnungen, welche dem Parliamente bei der Revolution vorgelegt wurden, beſtimmen es auf 2,000,000 durch's Jahr. Unter der Regierung des Hauſes Stuart führte man verſchiedne neue Finanzzweigen ein, als zum B. die Akziſen, die Stempelgebühren, die Poſten, die monatlichen Schazungen u. ſ. w. auch ſchafte man andre, als fruchtlos und bedrükkend, ab. Was man eigentlich Subſidien nannte, ward auch aufgehoben; dieſes Schikſal traf auch die Lehnserpreſſungen und andre dergleichen Misbräuche.

Die jährlichen Einkünfte Englands, bei der Thronbeſteigung des Hauſes Stuart, im Jahre 1602 beliefen ſich auf 500000 Pfund. Sechsundachtzig Jahr nachher nach der Austreibung Jakob's II., waren ſie bis ungefähr auf zwei Millionen geſtiegen; welches jährlich einen Zuwachs von beinahe 17,441 Pfund Sterling ausmacht. Wenn man nach der nemlichen Progreſſion fortfährt, ſo hätten die Einkünfte Englands im Jahre 1774, nur 3,500,000 Pfund Sterl. und zehn Jahr ſpäter, 1784, die Summe von 3,674,418 Pfund, oder vier Millionen, wenn man Schottland dazu rechnet, betragen ſollen. Wenn die gegenwärtigen Einkünfte auf

14 Millionen hinanlaufen, ſo mus man zehn Millionen auf Rechnung des Syſtems, Schulden zu machen, ſchreiben; und dieſe Ueberlaſt von 10 Millionen hätte nie Statt gefunden, wenn die auſſerordentlichen Ausgaben auf der Stelle in baarem Gelde bezalt worden wären, ohne die Laſt derſelben auf die Nachkommenſchaft zu wälzen. Vier Millionen wären heut zu Tage in der That hinlänglich, um den Civil-Etat zu bezalen, wenn die zu Entrichtung der Intereſſen der Staatsſchuld gemachten Auflagen nicht ſo läſtig wären, daß ſie den Preis aller Bequemlichkeiten des Lebens ſo ſehr erhöhten, daß das Geld nicht mehr diejenigen Dienſte leiſtet, die man auſſerdem davon haben würde.

Alles erwogen, ſo traurig auch die Lage Englands iſt, ſo hat es doch nicht Urſach, ſeine Vorfahren zu beneiden. So leicht jener Laſt heutiges Tages auch zu ſein ſcheint, ſo klagten ſie deswegen doch nicht minder über unleidliche Taxen, und über den daraus entſtehenden Verfall und Armut. Auch Vorwürfe ſollten die heutigen Engländer ihren Vorgängern nicht machen: denn wenn ſie gleich eine drükkende Nationalſchuld über ihre Nachkommen brachten, ſo überlieferten ſie ihnen auch im Gegentheil eine wohlkultivirte Inſel, wichtige und ſehr reiche Beſizungen, einen ausgebreiteten Handel, blühende Manufakturen, einen vorzüglichen Akkerbau, Geſchiklichkeiten, Künſte, und neben allen

dieſen Vortheilen, ein Regierungsſyſtem, welches in den Jahrbüchern der Menſchheit ſeines Gleichen an Vortreflichkeit umſonſt ſucht. — Ueberdies iſt das Uebel noch nicht unheilbar.

Die Art, wie man auſſerordentliche Ausgaben beſtreiten ſoll, müſſte das erſte Augenmerk Englands ſein. Die Politiker haben vier Syſteme dazu angegeben. Das erſte iſt: zu Friedenszeiten einen Schaz zu ſammlen, der hinreichend iſt, die Koſten eines Krieges zu beſtreiten. Das zweite: jährlich vermittelſt vermehrter auſſerordentlicher Taxen das notwendige Geld zu erheben. Das dritte: die reichſten Mitglieder des Staats zu Darleihen zu zwingen. Das vierte: von denen, welche geneigt ſind, auf Glauben des öffentlichen Kredits Vorſchüſſe zu machen, Geld aufzunemen. Die leztere Art ſcheint die wirkſamſte zu ſein, und iſt diejenige, welche mit dem Geiſte eines freien Volks am meiſten übereinſtimmt.

Wenn das Anleihen manchen gewiſſen Regeln unterworfen bleibt, ſo iſt es ſowohl für den Staat als für den Privatmann nüzlich; ob es ſchon bei der gegenwärtigen Lage der Sachen von traurigen Folgen begleitet iſt; deswegen müſſte man ein Syſtem zu entlehnen annemen, das mit dem Vortheil der Nation mehr ſtimmte, und nach welchem das Publikum nie mehr, als das erſte urſprünglich gelichne Kapital, zu bezalen verbunden wäre. Hätte der Gläubiger fünf oder

auf's höchſte ſieben Jahre lang, die urſprünglich ausgemachten Zinſen erhalten, ſo müſſte der Staat das Recht haben, ihm das Kapital abzutragen, wenn er es wo anders für geringere Zinſen ſollte erhalten können. Ein Staat, der entſchloſſen iſt, die Kriegskoſten durch Geldanleihen zu beſtreiten, mus niemals anders, als auf Leibrenten entlehnen. Die Errichtung eines unveräuſſerlichen Tilgungsfonds zur Abzalung der Nationalſchuld iſt ein anderer unumgänglicher Grundſaz. Dieſer Fond müſſte nicht von einem ungewiſſen Ueberſchus der Einkünfte, oder von Vermehrung des Ertrages irgend eines beſondern Handelszweiges abhängen, ſondern er mus von einer groſſen bleibenden fruchtbringenden Taxe, die, ſo viel als möglich, ſowol mit dem Reichthume der Nation, als auch mit der auf ſich geladnen Schuldenlaſt im richtigen Verhältnis ſteht, errichtet werden. Dieſen Endzwek zu erreichen, wäre kein Plan beſſer und wirkſamer, als der, eine auf immer geltende Verordnung ergehen zu laſſen, nach welcher jedes Individuum, das irgend ein Eigenthum in England beſizt, er ſei eingeboren, oder fremd, genötigt wäre, dem Staate bei ſeinem Tode, wenigſtens ein halbes Jahr ſeines Einkommens, das er aus England ziehet, zu hinterlaſſen. Kein Teſtament mus ohne dieſe Klauſul gültig ſein; und wenn jemand *ab inteſtato* ſtürbe, müſſte man ein ganzes Jahr ſeine Einkünfte einziehen.

Eine Einnahme von dieſer Art würde die öffentlichen Schulden allezeit in den Gränzen der Mäſſigkeit erhalten; und es wäre zugleich ſchwer, der Zahlung derſelben auszuweichen. Die Aufſicht über einen ſolchen Tilgungsfond müſſte Perſonen übergeben werden, die beſonders für den Fortgang deſſelben einzuſtehen verbunden wären, und man müſſte eine eigne Kommiſſion dazu ernennen, der dieſes obläge. Anbei müſſte man auf Mittel ſinnen, und dieſelben anwenden, um ſolche Leute, die keinen nahen Verwandten hinterlaſſen, aufzumuntern, ihr Vermögen dem Staate zu vermachen. Endlich müſſte man alle nur mögliche Vorkehrungen treffen, um der Verſchwendung der entlehnten Gelder zuvorzukommen. Nach dieſen Grundſäzen könnte der Staat, im Fall der Not, auf eine am wenigſten nachtheilige Art, Anleihen machen; und wenn man feſt auf dieſem Syſtem beharrte, würde der Tilgungsfond dem Königreiche nie zur Laſt, oder für daſſelbe zugrunderichtend werden.

Der unglükliche Heinrich III. iſt der erſte Engliſche Monarch, von deſſen Schulden in der Geſchichte Erwähnung geſchieht. Alles, was von der vor der Revolution gemachten Schuld noch zu bezalen iſt, ſind die Zinſen von 19,927 Pfund. — Die Schuldenlaſt Wilhelms III. belief ſich auf ungefähr zehn Millionen. Beim Abſterben der Königin Anna, war die Schuld zu einem Kapital herangeſtiegen, welches

3,351,358 Pfund an Zinſen erforderte. Als Georg I. ſtarb, waren die Intereſſen wieder bis auf 2,217,555 Pf. gefallen. Am Ende des 1755 angefangenen und 1762 geendigten Krieges, betrug das Kapital 146,602,844 Pfund, deſſen Intereſſe 4840821 Pf. ausmachten. Im Jahre 1775 war das Kapital bis auf 10739793 geſtiegen, und die Zinſen bis auf 400000 verringert worden. Im Jahre 1784 war die Nationalſchuld wieder zu der ungeheuren Summe von 246,222,392 Pfund Sterl. angewachſen. Während der traurigen Verwaltung derer, die den Plan zu dem Kriege mit den Amerikanern entwarfen und fortſezten, vermehrte ſich die Schuld um 110,279,341 Pfund, deren Intereſſen allein 4703092 Pfund machen. Die Zinſen des ganzen Kapitals betragen 9143913 Pfund Sterling.

Man hat bisher verſchiedne Schritte gethan, um Kapital und Intereſſen zu vermindern, wozu die Herren Hutcheſon, Asgbill, Barbier und Hooke Plane angegeben. Ein Staat, der dem Syſteme der Anleihen folgen will, hat, um ſolches ſo unſchädlich, als möglich zu machen, zwei Mittel vor ſich. Das erſte iſt, den Ueberſchus ſeiner Einkünfte ſo anzuwenden, daß er die Maasregeln befördere, welche ſeine Reichthümer, ſeine Bevölkerung, ſeine Betriebſamkeit und ſeinen Handel vermehren können. Das zweite beſteht darin, daß er den nemlichen Ueberſchus ſo anlege, daß die öffentlichen Laſten

dadurch allezeit vermindert werden. Durch das erſte Mittel werden die öffentlichen Schulden erträglicher; durch das zweite verhindert man ihr weitres Anwachſen. Alle die bisherigen Widerwärtigkeiten Englands flieſſen gröſſtentheils aus dem Mangel an Erfahrung in der groſſen Kunſt, Anleihen zu machen; denn die Miniſter fanden weder in der ältern, noch in der neuern Zeit Beiſpiele, die ſie in einem ſo verwikkelten Labyrinthe leiten konnten. — So traurig die Lage Englands aber auch iſt und zu ſein ſcheint, ſo iſt ſie doch nicht ohne Hoffnung. Dieſe ſchöne Inſel hat Hülfsquellen und Reichthümer, die ſelbſt die Erwartung derer, welche die höchſte Meinung davon hatten, unendlich weit übertrafen; und es iſt wahrſcheinlich gar nicht unmöglich, daß ein daurender Friede und weiſe Vorkehrung der Regierung, dieſe Nation mit der Zeit von der gegenwärtig ſie drükkenden Laſt befreien könne.

# X.

# Holland
# gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts,
## ein Gegenſtük zu der im VI. Th. im vierzehnten Kapitel befindlichen Schilderung.

(Aus authentiſchen Quellen.)

Unparteiiſche politiſche Blätter und Schriften haben jeden unſrer Leſer unterrichtet, wie einige ehrgeizige und herrſchſüchtige Perſonen, an deren Spize die Penſionäre, Cornelius van Gyzelaar, *) Adrian van Zeeberg, **) und Walther van Viſcher, ***) ſtanden, durch

*) Penſionär von Dordrecht. Dieſer, der die mehrſten auswärtigen Verbindungen hatte, war die Seele des Komplots.

**) Penſionär von Haarlem.

***) Penſionär von Amſterdam. Auſſer dieſen Dreien ſpielten in dieſer Verſchwörungsſache noch wichtige Rollen: van Berkel, Penſionär von Amſterdam, der Baron von Capellen tot de Marſch, (Exkammerherr, Obriſt und Kommandant von Gorkum, der

die unerlaubteſten Mittel ſich eine Stimmen- mehrheit in der Provinz Holland zu verſchaffen gewuſſt, wie ſie unter dem uſurpirten Namen von Patrioten****) ſieben Jahre lang (von 1781 an) in den vereinigten Niederlanden die gefärlich- ſten Gährungen angeſtiftet und befördert, wie ſie, um ihre Kreaturen zu heben und zu beſolden, die Finanzen der Generalität unverantwörtlich er-

als meineidiger Kriegsgefangner nach Weſel gebracht wurde) und eine anſehnliche Sub- alternrolle der famöſe Rheingraf von Salm.

****) Viele Prediger zeigten ſich als ſolche, nicht nur auf den Kanzeln und an ihren Bücher- pulten, ſondern auch in Handlungen; ſie warfen ſich zu Anführern der patriotiſchen Genoodſchappen auf, manövrirten täglich mit ihnen, legten ſich in Hinterhalte und ſchoſſen Oraniſchgeſinnte nieder. Die Preuſ- ſen ſtieſſen bei ihrem Einmarſch in Hol- land auf einen dieſer Domines, der, ein Schwert um ſeine ehrwürdige Lenden ge- gürtet, die Dämme durchzuſtechen ſich be- mühte; um ſeine Arbeitsluſt im Gange zu erhalten, nötigte man ihn beim Brükken- bau hülfreiche Hand zu leiſten, und ſandte ihn dann nach Weſel, um ſeinen Bruder in Gyzelaar, den Baron Capellen tot de Marſch in den Leiden zu tröſten, die ihm ſein übelverſtandner Patriotismus zugezo- gen hat.

ſchöpft, wie ſie den durch ſein Alter und ſeine Dienſte für die Republik gleich ehrwürdigen Herzog Ludwig von Braunſchweig aus ſeinem Poſten und aus Holland verdrungen, wie empfindlich ſie den Prinzen Erbſtatthalter durch Suſpenſion von ſeinen hohen erblichen Würden, durch perſönliche höchſt niedrige Beſchimpfungen in Zeitungen, Broſchüren, Predigten und Kupferſtichen beleidigt, wie ſie ihn durch gewaltſame Abſezung aller konſtitutionsmäſſig von ihm ernannten Magiſtratsperſonen und durch Kaſſirung ſehr vieler ihm anhängender Officiere gereizt und dadurch genötigt haben, ſich mit ſeiner ganzen Familie vom Haag nach Nimwegen zurückzuziehn und die Erbſtatthalterwürde gleichſam zu verlaſſen.

Man weis, daß der verſtorbne König von Preuſſen ſo wie der jezige die glimpflichſten und dringendſten Vorſtellungen dagegen thaten, und ihre Vermittlung antrugen, die aber immer auf eine ſo unglimpfliche als hochfahrende Art abgelehnt wurde; man weis ferner, daß nach Verlauf von zwei vollen Jahren die Prinzeſſin von Oranien, die von allen Seiten die Flamme eines Bürgerkrieges auszubrechen im Begrif ſahe, nach dem Haag gehen wollte, um an einer Revolution zu arbeiten, daß ſie aber zu Goverwells = Sluis von der Defenſionskommiſſion zu Woerden, welcher die Staaten von Holland ſouveräne Gewalt anvertrauet hatten,

angehalten, und unter dem Vorwande einer von ihr zu befürchtenden Gefahr ſchimpflich zurükgewieſen wurde.

Man erinnert ſich, daß der König Friedrich Wilhelm II. der die ſeiner Schweſter widerfahrne Beleidigung als ſich geſchehen anſehen muſſte, in zwei ſehr glimpflichen Memoiren (im Juli und Auguſt dieſes Jahres) eine ſehr mäſſige und unbedeutende Genugthuung forderte, daß aber beidemale die herrſchende Patriotenpartei wider den Rat und die Ermahnung der Generalſtaaten und des Ritterſtandes von Holland dieſe Genugthuung zu geben ſich weigerte, und Anerbietungen machte, die höchſt unbedeutend waren, und keine andre Abſicht als Aufzögerung hatten, um indes Franzöſiſchen Beiſtand zu erhalten, auf den ſie ſehr rechneten.

Der König, dem ihre wahre Abſichten nicht entgingen, und deſſen Geduld durch den ſäumenden Gang einer hinterliſtigen Politik endlich erſchöpft war, drang am ſiebenten September darauf, ihm eine kathegoriſche Antwort zu geben, ob die Staaten von Holland ihren Irrthum erkennen, die der Prinzeſſin angethane Beſchimpfung entſchuldigen, die Beleidiger nach dem Verlangen der Erbſtatthalterin beſtrafen und ſie nach dem Haag einladen wollten, um über eine allgemeine Verſöhnung zu unterhandlen.

Die Patriotiſche Stimmenmehrheit antwortete den zwölften September auf eine ſo trok-

die als verächtliche Art: ſie wolle ſich darauf gar nicht weiter einlaſſen, ſondern allenfalls zwei Deputirte nach Berlin ſchikken, um Se. Majeſtät von Seinem Irrthum zu belehren. Da auf die Art der König durch ſo oft verſuchte Wege der Güte keine, nur einigermaaſſen anſtändige, Genugthuung zu erhalten vermochte, ſo ſah' er ſich genötigt, ſeiner Schweſter und ſich dieſelbe durch gewafnete Hand zu verſchaffen.

Die im Kleviſchen verſammelte Armee rükte in drei Kolonnen den dreizehnten September in Holland ein. Der groſſe General, der regierende Herzog Karl von Braunſchweig, Feldmarſchall des Königs von Preuſſen, führte dieſe Truppen. Seine bisher immer ſiegreiche Waffen hatten den gewöhnlichen Erfolg; unüberwindlich ausgerufne Feſtungen ergaben ſich in Kurzem an unbeträchtliche Detaſchements von Kavallerie; Huſarenpatrullen namen wohlbemannte Fregatten weg, enterten armirte Barken; reguläre Infanterie eroberte Schiffe von zehn Kanonen; Kommandos von zwölf Mann attakirten Pikette von mehr als ſechszig und namen ſie zum Theil gefangen, zum Theil ſchlugen ſie dieſelben in die Flucht; Grenadiere holten unaufgefodert unter dem ſtärkſten Kartätſchenfeuer eine ihrer Kanonen ſich vom Feinde zurük und beſtimmten die Belohnung, die der General ihnen dafür gab, ihren verwundeten Kameraden; truppweiſe lieſſen ſich unſre Soldaten in Kähnen

über das Meer ſezen, ein andrer Theil durchwatete, den Herzog Karl an der Spize, tiefe Waſſergraben, und ſo paſſirten ſie einen ſchmalen Fusſteig, der ſeiner ganzen Länge nach von feindlichen Kanonen beſtrichen würde, kurz überall ſah man auffallende Beweiſe der Preuſſiſchen Bravour und zugleich der Edelmut, und überall flohen die Holländiſchen Helden; aus allen Gegenden kamen die eifrigſten Patrioten von den Exercierkorps, welche mit lautem Geſchrei Gut und Blut für ihre Sache aufzuopfern ſich anheiſchig gemacht hatten, und legten demütig den Preuſſen ihre Gewehre und Kriegsmunition zu Füſſen.

Der Prinz Erbſtatthalter hielt ſeinen triumphirenden Einzug in Utrecht und in Haag, wohin er von den Staaten von Holland eingeladen war. Leztre gaben ihm durch förmliche Reſolutionen das Kommando vom Haag wieder, hoben die Suſpenſion ſeiner Stelle als Generalkapitän und alle ihm nachtheilige Beſchlüſſe auf, kaſſirten die bürgerlichen Freikorps, befalen ihnen bei Strafe die Waffen niederzulegen, und foderten die Stadt Amſterdam, wohin ſich die patriotiſchen Penſionäre geflüchtet hatten, auf, der Stimmenmehrheit beizutreten.

Die Flüchtlinge befeſtigten die dort verſamleten Patrioten in ihrem Troz, ſie thaten von neuem Anerbietungen, die gar nicht annemlich waren, und auf die Hauptſache keinen Bezug

hatten. Dies bewog dann den Herzog weiter vorzudringen. Er bemächtigte ſich den erſten Oktober, nach einer ſehr blutigen Aktion, aller Schanzen und des ſehr wichtigen Poſtens von Amſtelveen. Der Magiſtrat von Amſterdam publicirte nunmehr, am dritten, eine öffentliche Deklaration, daß die Stadt ſich den Schlüſſen der Staaten von Holland unterwerfen wolle, allein die Patriotenkabale ſuchte dies zu vereiteln, die nach dem Haag geſchikten Deputirten ſtritten über jeden Punkt und bemühten ſich nur Zeit zu gewinnen, weil ſie noch immer Hülfe von ihrem Zion erwarteten.

So nahe vor der Stadt, in Beſiz aller ihrer äuſſern Fortifikationen, fiel es dem Herzoge gar leicht, ſie mit Gewalt einzunemen. Da aber an ihrer Erhaltung dem ganzen Europa zuviel lag, und da durch ein Bombardement und durch die Wut der Antioraniſch geſinnten und der Anhänger des Prinzen die äuſſerſte Zerrüttung in dieſer Stadt würde entſtanden ſein, ſo zog der Feldmarſchall gelinde Maasregeln vor. Er unterhandelte vom fünften bis neunten Oktober mit den Deputirten, und der Magiſtrat von Amſterdam erklärte endlich: er wolle ſich allen Schlüſſen der Staaten von Holland unterwerfen, der Prinzeſſin von Oranien alle von ihr verlangte Genugthuung leiſten, auch der völligen Wiederherſtellung des Prinzen Erbſtatthalters beiſtimmen. Ferner verſprach er die von

den ſogenannten Patrioten eingedrungne Magiſtratsperſonen abzuſezen und den vorigen rechtmäſſigen Magiſtrat wieder völlig herzuſtellen, auch alle Freikorps zu entwafnen, und ſie auseinander gehn zu laſſen.

Die Prinzeſſin von Oranien ertheilte indes auf die Anfrage der Staaten von Holland, was ſie für eine Genugthuung verlange, unterm achten Oktober eine Antwort voller Würde, Edelmut und Vaterlandsliebe, worin ſie zugleich darauf drang, daß die Urheber und Mitwirker des gegen ſie begangnen Attentats auf immer von ihrem Hofe entfernt, und von allen Regierungs- und Adminiſtrations-Aemtern abgeſezt ſein und bleiben ſollten.

Die Staatenverſammlung von Holland erbat ſich nähere Erklärung über die Urheber und Mitwirker von der ihr zugefügten Beleidigung. Die Prinzeſſin nannte darauf ſiebzehn Perſonen, worunter natürlich das patriotiſche Triumvirat der berüchtigten Penſionäre nicht vergeſſen war. Die Staaten von Holland beſchloſſen nunmehr faſt ganz einmütig und mit Beitritt der Stadt Amſterdam, alle dieſe Regenten abzuſezen und für unfähig zu erklären, der Republik je wieder zu dienen; zugleich ward feſtgeſtellt: der Hof von Holland ſolle das Betragen dieſer Leute unterſuchen und ihnen nach Befinden der Umſtände den Prozes machen. Unter andern

wollte man von der Defenſionskommiſſion zu Wörden, die in den erſten Wochen ihrer Exiſtenz 600,000 Gulden verſchwendet hat, Bericht von den ungeheuren Summen einfordern, die von ihr verſchwendet worden waren.

Die meiſten der würdigen Männer, welche die Prinzeſſin von Oranien als Hauptanführer der Kabale genannt, hatten ſich bereits theils bei dem Einmarſch der Preuſſiſchen Truppen in das Gebiet der Republik, theils bei der Uebergabe der Stadt Amſterdam entfernt, und man ſah es ſo an, als wenn ſie ihre Poſten freiwillig niedergelegt hätten.

Der Rheingraf von Salm, der Generaliſſimus der Patriotenarmee, der den wirkſamſten Antheil an den Projekten der Gyzelaare und Kompagnie genommen und nichts Geringers im Sinne gehabt hatte, als ſich in den Poſten des General-Kapitäns und Admirals zu ſchwingen, und den Prinzen Erbſtatthalter völlig aus dem Wege zu räumen, war, nachdem er eine Zeitlang bei Amſterdam mit ſeiner Legion herum marodirt hatte, in Fiſcherkleidung aus den Niederlanden entwichen, hatte bei ſeinem Bruder in Teutſchland einen Beſuch abgelegt, und war von da nach der Hauptſtadt der Krone abgereiſt, von welcher er in der Gegend von Bar für eine anſehnliche Summe ſich ein Landgut gekauft hatte, das er billig nach dem Vorſchlag eines öffentlichen Blatts: *la Folie Hollandaiſe* nennen ſollte.

Der Herzog von Braunſchweig hatte indes mit der Faktion noch immer zu kämpfen, die auf mancherlei Art den geſchloſſnen Vertrag zu eludiren ſuchte, und nur durch den ſchärfſten Ernſt und durch die oft wiederholte Drohung, ſeine Truppen einrükken zu laſſen, war es ihm möglich, alle vom Magiſtrat verſprochne Schritte zur Wiederherſtellung der alten Konſtitution durchzuſezen. Es gelang ihm, die Patriotenhäupter, die ſich noch zu Amſterdam befanden, auſſer Thätigkeit zu bringen, und ihren Einflus gänzlich zu vernichten. Stände und Ritterſchaft ergriffen gleich darauf die kräftigſten Maasregeln, ſo daß die Antioraniſch geſinnten nie wieder zu der verderblichen Autorität gelangen können, deren ſie ſeither genoſſen haben, und um ſich gegen alle ihre Machinationen in die völligſte Sicherheit zu ſezen, hat man fünf bis ſechstauſend Mann Teutſcher Truppen in den Sold der Republik zu nemen beſchloſſen und Amſterdam wird wahrſcheinlich ſtets die jezige Beſazung von zweitauſendfünfhundert Mann behalten.

Der Expenſionär van Berkel iſt ſeit Kurzem unſichtbar geworden, und ſein Bruder, der aus Philadelphia zurükberufne Geſandte, wird ſchwerlich nach Holland wieder zurükkehren. *) Gyzelaar, dem alle ſeine politiſche Gebräude umgeſchlagen ſind, glaubt mit Hopfen und Malz

*) Dieſe beiden haben die gröſſte Schuld an dem Unglük ihres Vaterlandes, indem ſie den Plaz

die bei ihm ganz verloren ſcheinen, beſſer fertig werden zu können, und hat ſich eine groſſe Brauerei gekauft; daß er ſein altes Metier noch beiher treiben wird, läſſt ſich ſehr vermuten, doch wird dies, bei den jezigen Vorkehrungen, der Republik keinen groſſen Nachtheil erwekken, zumal, da es dieſem Manne ſo wohl als den übrigen Häuptern der Verſchwörung an jenem überlegnen Genie fehlt, das van Witt in ſo hohem Grade beſas, ſonſt würden ſie, nach Herrn Manzon's *) ſehr richtiger Bemerkung bei der Macht, die ſie ſo lange in Händen gehabt, noch ganz andre Dinge bewerkſtelligt haben. **)



zu dem Traktat mit den Amerikanern entwarfen, der vor ſieben Jahren den Engländern in die Hände fiel.

**) Eben einlaufenden Nachrichten zufolge, iſt ihm, ſo wie den zwei deſertirten Bürgermeiſtern, Dyk und Ridder, und dem Rate Smiſſart von Utrecht, angedeutet worden, Amſterdam in zweimalvierundzwanzig Stunden zu verlaſſen. Nach eben dieſen Nachrichten hat der Herzog Ludwig von Braunſchweig dem Greffier Fagel geſchrieben: es ſei nun Zeit, daß er Genugthuung bekomme, und er erwarte, daß die Generalſtaaten in dieſer Rükſicht Maasregeln nemen würden.

*) Verfaſſer der Franzöſiſchen Klever Zeitung, ein Mann, der durch ſeine Freimütigkeit, Wiz und echtpolitiſche Einſichten den vornemſten Rang unter ſeinen Kollegen zu behaupten verdient.

Noch einer der eifrigſten Patrioten, Herr van Bleiswyk, Grospenſionär von Holland, hat mit Ende Oktober's ſeine Stelle niedergelegt, und ſein Nachfolger iſt mit einmütigem Beſchlus der Holländiſchen Städte der Herr van Spiegel, Penſionär von Zeeland, geworden. Er iſt einer der einſichtsvollſten und thätigſten Staatsmänner in der Republik, und hat während der Unruhen nicht allein in ſeiner Provinz Vieles zur Aufrechthaltung der alten Konſtitution gethan, ſondern auch vielen Einflus zur völligen Wiederherſtellung der Ruhe in den übrigen Provinzen gehabt.

Dieſe Erſchütterung der Republik Holland verurſachte bei den benachbarten Höfen groſſe Theilname, und es war daraus ein Krieg zu beſorgen. Deshalb lies der Grosbrittanniſche Hof überall erklären: er könne ſich nicht entbrechen, den durch die Preuſſiſche Macht auf den Fus der Konſtitutionen von 1747 und 1766 wieder hergeſtellten Zuſtand der Republik nach allen ſeinen Kräften zu unterſtüzen, und veranſtaltete zugleich ſehr groſſe Kriegerüſtungen zur See und zu Lande. Der Franzöſiſche Hof dagegen lies mit ſeinen Bundsgenoſſen gleichfalls groſſe Seerüſtungen anſtellen, ſo daß daraus ein gefärlicher und allgemeiner Krieg zu befürchten war. Um dieſem vorzubeugen, lies das Londner Kabinet nach vorhergehender Befragung und Einwilligung des Berliner, im

Oktober dem Franzöſiſchen Hofe den Antrag thun, von beiden Seiten die gefärlichen und koſtbaren Kriegsrüſtungen einzuſtellen, wofern Se. Allerchriſtlichſte Majeſtät keinen weitern Antheil an den Holländiſchen Angelegenheiten nemen wollten. Leztere bezeigten ſich dazu geneigt, der König von Preuſſen gab dazu ſeine förmliche Einwilligung, und ſo unterzeichneten die beiden Grosbrittanniſchen Geſandten, Herzog von Dorſet und Eden Eines Theils, und der Franzöſiſche Staatsminiſter, Graf de Montmorin andern Theils, wie nicht weniger der Preuſſiſche Miniſter, und der Französiſche Chargé d'Affaires eine Deklaration, die als ein Friedensſchlus dreier dabei eintretender Mächte angeſehen werden kann, und wodurch den Patrioten die lezte Hofnung benommen worden iſt.

Auf die Art nun iſt eine wichtige und groſſe Revolution bewerkſtelligt, und das mehr als deſpotiſche Joch zerbrochen worden, das einige ehrgeizige Demokraten und Uſurpatoren der Holländiſchen Republik aufzulegen gewuſſt hatten. König Friederich Wilhelm II. hat das Verdienſt, dieſem Staat die verlorne Freiheit durch ſeine kluge und mutige Maasregeln unter der Anführung des vortreflichen Herzogs von Braunſchweig wiederverſchaft, und eine Revolution bewirkt zu haben, wie ehmals Kurfürſt Friederich Wilhelm. Dieſer brachte im Jahre

1672 durch eine nicht weniger dreiſte Unternemung die damalige Revolution zum Beſten des Hauſes Oranien hervor, beförderte ſie und rettete dadurch die Republik von einem gewiſſen Untergange. Ein unſchäzbarer Dienſt, welcher aber damals verkannt und noch ſchlechter im Nimwegiſchen Frieden belohnt wurde.

## XI.

(Th. VII. S. 8.)

# Merkwürdiges Schreiben der Königin Christine*) von Schweden, an den Kardinal Mazarin.†)

---

Mein Herr Mazarin,

„Diejenigen, die Sie von den Umſtänden bei dem Tode meines Stallmeiſters Monaldeſchi benachrichtigt haben, ſind ſelbſt ſehr übel unterrichtet geweſen."

*) Chriſtine, Königin von Schweden, eine Tochter des groſſen Guſtav Adolph's, ward

†) Journal aller Journale, IV. B. 1ſtes Heft, S. 123 : 127.

„Ich finde es zwar ſehr ſonderbar, daß Sie Sich bei Ausforſchung dieſer Sache, ſo

am 18. Dezember 1626 geboren. Der Reichs-rat, der zur Erziehung dieſer Fürſtin ſelbſt den Plan machte, gab ihr die klügſten und geſchik-teſten Männer zu Lehrmeiſtern. Der Reichs-rat und Oberhofmarſchall Banner, ein Mann von dem gröſſten Anſehen, ward ihr Gouverneur. Guſtav von Horn, Reichs-rat, welcher die feinſten Höfe von Europa be-ſucht, und die Schule der Nationen zu ſeinem Unterrichte gewählt hatte, welcher die ſchönen Wiſſenſchaften liebte, viele gute Sprachen redete, und die Politik aus dem Grunde verſtand, ward als zweiter Gouverneur bei ihr angeſezt. Johann Mathix, ein theoretiſch- und praktiſch-tugendhafter Mann, erhielt bei der Fürſtin das Amt eines Lehrers, und Oxen-ſtierna, deſſen erhabne Bedienung als Gros-kanzler ihn ſo nahe an den Thron ſtellte, und der das Intereſſe nebſt den Pflichten der Könige ſo genau kannte, erhielt den Auftrag, ſie in der groſſen Regierungskunſt zu bilden. Ungeachtet der verſchiednen Eigenſchaften aller dieſes Leh-rer mus man doch glauben, daß Chriſtine nicht ſonderlich mit der Erziehung, die ſie er-halten, zufrieden geweſen iſt, weil ſie ſich ſelbſt über dieſen Punkt alſo ausdrükt: "Diejenigen, die dafür halten, die Kindheit ſei der einzige Zeitpunkt, in welchem ſich die Wahrheit den Fürſten nähert, irren ſich gewis. Man fürchtet ſie und ſchmeichelt ihnen von der Wiege an. Man

vieler Leute bedienten; indeſſen ſollte mich Ihr Verfahren, ſo närriſch es auch iſt, doch nicht

geht mit ihnen ſo vorſichtig, wie mit jungen Löwen um, die beſtändig krazen, wenn ſie gleich das Alter zum Verſchlingen noch nicht erreicht haben."

Als dieſe Fürſtin die Regierung übernam, ſezte ſie, ungeachtet ihrer Jugend, die älteſten Senatoren, die bei dem Studium der Geſeze und der Staatskunſt grau geworden waren, in Erſtaunen. Durch jene Anlagen, welche eine ſtarke thätige Seele karakteriſiren, und durch eine Erziehung, die fähig war, dieſes Genie auszubilden, hatte ſie ſich frühzeitig der Wahl ihrer Stände würdig gemacht. — Ganz mit den wichtigen Obliegenheiten einer Monarchin beſchäftigt, dachte ſie nur wenig an ihren Puz; auch verachtete ſie alle weibliche Vergnügungen. Chriſtine auf dem Throne vergas gänzlich ihr Geſchlecht; ſie ſtrebte nur dahin, durch Stählung ihres Körpers, durch Bemühung ſich Kenntniſſe und Tugenden zu erwerben, den Königen und den Helden gleich zu werden.

Dieſe Fürſtin kannte ſich ſelbſt, und nach ihrer eignen Schilderung von ſich, kennt man ſie. Sie war, ſagt ſie, mistrauiſch, bis zur Ausſchweifung ehrgeizig, heftig, prachtliebend, herrſchſüchtig, ungeduldig, wenig gottesfürchtig und ſpöttiſch. Ihr hiziges und ungeſtümes Temperament zog ſie zur Liebe hin; allein, wenn man ihr hierin glauben darf, ſo

in Verwunderung ſezen; allein das hätte ich doch nie geglaubt, daß Sie, oder Ihr junger hochmütiger Herr, ſich unterſtehen würden,

widerſtand ſie dieſem Hange aus Stolz, der es ihr nicht zulies, abhängig zu ſein, dabei vernachläſſigte ſie alle Wohlanſtändigkeit ihres Geſchlechts, und ihre Rechtfertigung deswegen war oft von der Art, daß ſie zu lachen machte.

Indeſſen verlies doch Chriſtine freiwillig einen Thron, an welchen ihre Geburt, ihre Talente und ihr Karakter ſelbſt ſie hätte feſſeln ſollen. Als ſie im Jahre 1654 den 16. Juni die Krone abgetreten hatte, reiſte ſie ſogleich aus Schweden, und begab ſich in die Niederlande; von da ging ſie nach Rom, wo ſie am 19. Dezember ankam, nachdem ſie unterwegs die Katholiſche Religion angenommen hatte. — Sie verlies Rom wieder, und hielt ſich nachher zum Theil in Frankreich auf. Hier war es, wo ſie ihren Oberſtallmeiſter Monaloeſchi hinrichten lies; — eine That, die dem Franzöſiſchen Hofe nicht wenig misfiel. — Der Kardinal Mazarin ſchrieb ihr hierüber ungefähr in folgenden Ausdrükken: "daß eine ſo grauſame Handlung Ihre Majeſtät auf immer von dem Hofe Ludewig's entfernen müſſe, weil der König, er ſelbſt, und alle Edeldenkende ſolche auf's höchſte misbilligten." Hierauf ſchrieb ſie dem Kardinal die vorſtehende Antwort, die gewis die Leſer ſehr intereſſiren wird.

mir den geringſten Unwillen darüber zu bezeigen."

„Höret es demnach alle, Diener und Herren, Kleine und Groſſe, daß es mir ſo zu verfahren, gefallen hat; und daß ich keinem, am wenigſten aber Pralern von Ihrer Art, von meinen Handlungen Rechenſchaft abzulegen ſchuldig bin, noch will.

„Sie ſpielen für einen Mann von Ihrem Range in der That eine ſonderbare Perſon! Allein, Ihre Gründe, welche Sie bewegen, mir zu ſchmeicheln, ſie mögen ſein, welche ſie wollen, ſo ſind ſie mir doch zu gleichgültig, als daß ich mich nur einen Augenblik darüber beunruhigen ſollte."

„Sie ſollen es demnach wiſſen, und es jederman, der es hören will, ſagen: daß Chriſtine ſich wenig um Ihren Hof, und noch weniger um Sie bekümmert; und daß, wenn ich mich rächen will, ich Ihrer furchtbaren Macht keineswegeſ bedarf. Meine Ehre hat es ſo verlangt: mein Wille iſt ein Geſez, das Sie verehren müſſen. Schweigen iſt Ihre Pflicht; und manche Leute, die ich nicht höher als Sie ſelbſt ſchäze, würden wohl thun, erſt zu lernen, was ſie ihres Gleichen ſchuldig ſind, ehe ſie mehr Aufſehens machen, als ihnen zukommt."

„Wiſſen Sie ferner, mein Herr Kardinal, daß Chriſtine überall, wo ſie iſt, Königin bleibt, und daß, an welchem Orte es ihr

auch zu wohnen gefiele, die Menſchen daſelbſt, wären ſie auch die gröſſten Schelme, dennoch mehr als Sie und Ihre Getreuen wert ſein werden."

„Der Prinz Condé hatte wohl Recht, als er, da Sie ihn unmenſchlicherweiſe zu Vincennes gefangen hielten, ausrief: Der alte Fuchs, der bisher Gott und Menſchen betrog, wird es nicht eher müde werden, die guten Diener des Staats zu beleidigen, als bis das Parlament dieſen berühmten Nichtswürdigen aus Piſcina verabſchiedet, oder aufs ſchärfſte beſtraft."

„Glauben Sie mir demnach, Julius, und betragen Sie Sich ſo, daß Sie meines Wohlwollens, um welches Sie Sich nicht zu ſehr bewerben können, würdig werden. Und Gott bewahre Sie davor, ſich die geringſte Unverſchämtheit in Anſehung meiner Perſon zu erlauben; denn wär' ich auch am Ende der Welt, ſo würd' ich davon benachrichtigt werden. Ich habe Freunde und Hofleute in meinem Dienſt, die, ob ſie ſchon nicht ſo gut, wie die Ihrigen unterſtüzt werden, dennoch nicht weniger geſchikt und aufmerkſam als dieſe ſind."

Man kann leicht ſchlieſſen, daß nach einem ſolchen Schreiben, die Königin von Schweden Frankreich zu verlaſſen nicht ſäumte.

# XII.

## Vom Mogol.

(Th. VII. S. 101. Z. 17.)

Das Grosmogolliſche Reich iſt bekanntlich jezt in viele meiſt unabhängige Staaten zertheilt, und der gegenwärtige Mogol Schach Allum ganz zum Schattenkaiſer herabgeſunken.*) Jedem unſrer Leſer wird dies aus dem

*) Hier ſtehe eine Anekdote von einem andern noch tiefer geſunknen hohen Kaiſerhauſe, deſſen Urenkel jezt im Privatſtande leben, von dem Hauſe der Komnenen, die ehmals Griechenland beherrſchten. (ſ. den III. Th. dieſes Verſuchs S. 21 und S. 41.) "Einer von des „lezten Kaiſers unglüklichen Söhnen würde „nach der Inſel Korſika geflüchtet, lebte da „unter dem Schuz eines treuen aber ohnmächtigen Freundes, vermälte ſich, verwahrte alle „Zeugniſſe ſeiner Geburt und Standes, und „hinterlies ſie ſeinen Nachkommen, damit ſie, „wenn einſt eine Revolution entſtünde, ihr Heil „damit verſuchen könnten. Der Vater der zwei „Brüder, die ſich jezt in Frankreich aufhalten, „lies den einen Sohn, der weltlich war, ſchwören, unverheuratet zu ſterben, und den „Namen der Kommnen auslöſchen zu laſſen, „wenn er ſeine Kinder nicht wenigſtens als gute „Edelleute verſorgt ſehn könnte. Dieſe Söh-

vortreflichen Taſchenbuche erinnerlich ſein, das Herr Prof. Sprengel für das Jahr 1786 herausgab, und das die Geſchichte von Oſtindien enthält.

---

„ne kommen nun mit den Beweiſen ihres Stam„mes und ihres Schikſals nach Verſailles, „und der König, welcher nach der Unterſu„chung ſeiner Miniſter alles wahr fand, giebt „dem Abée eine gute Präbende, und dem „Hauptmann einige hunderttauſend Livres, „mit der Ausſicht auf ein erbliches Regiment, „auch Nebenvortheilen an Ländereien in Kor„ſika. Beide ſind anſehnliche Männer zwi„ſchen dreiſſig und vierzig Jahren, von blaſſer „und doch ſtarkbrauner Geſichtsfarbe mit groſ„ſen Zügen, welche langer Kummer gegraben „haben mag. Denn noch liegt er in der Zufrie„denheit, welche aus ihren Augen ſchimmert."

ſ. S. 441 in der Frau de la Roche Reiſejournal über Frankreich.

# XIII.

## Von den Mönchen.

(Th. VII. S. 230.)

(Zuſaz zu der daſelbſt befindlichen Anmerkung.)

In Neapel, in Modena, auch in Piemont, ſelbſt in Spanien*) finden Kloſter-

*) „Der Spaniſche Statsſekretär Campomes „hat kürzlich eine vortrefliche Schrift über die „Inquiſition herausgegeben, und dies Land „ſieht einer neuen Blüte der Wiſſenſchaften, „Künſte und Glük entgegen, indem dieſe Schrift „den anbrechenden Tag der Freiheit des Gei„ſtes verkündigt, wodurch dieſe Nation wie der „Boden ihres Landes, bei beſſerm Anbau ihre „natürlichen Vorzüge in allem behaupten wird. „Nach dem Tode des jezigen Königs erwartet „jeder eine vortrefliche aber ſtrenge Regierung, „wo der Engliſche Geiſt am vorzüglichſten herr„ſchen wird. Der Grosinquiſitor dieſes „Königreichs giebt, aus weiſer Nachſicht, mit „gefälliger Leichtigkeit die Erlaubnis, dieſes „und jenes Buch zu leſen; Voltaire, Ray„nal, Montesquieu und J. J. Rouſ„ſeau befinden ſich in den Händen vieler tau„ſend Spanier. Was das fürchterliche Gericht, „die Inquiſition anlangt, ſo äuſſert es jezt

aufhebungen und mancherlei geiſtliche Reformen immer mehr und mehr Statt. In Frankreich werden auch Klöſter aufgehoben,*) aber nicht auf die raſche Art, wie in Teutſchland.

„ſeine Strenge mehr bei politiſchen als Reli-„gionsgegenſtänden, und wird von den Feinden „rechtſchafner Reichen benuzt. Jene bringen es „durch ihre Angaben dahin, daß oft ein Mann „Jahr und Tag, nachdem er etwas Weniges „über das Gouvernement oder die Perſon eines „Miniſters geſchrieben, auf einmal gefangen, „nach den Inſeln geſchikt, und ihm ſein Ver-„mögen weggenommen wird. Die Briefe wer-„den meiſtens geöfnet, und dieſe neue Art von „Inquiſition verbreitet beinahe mehr Aengſt-„lichkeit und Mistrauen, als die erſte."

S. S. 275. 280. 281. im Journal einer Reiſe durch Frankreich, von der Verfaſſerin von Roſaliens Briefen. Altenburg bei Richter, 1787.

*) Man hat ganz kürzlich zur Dekkung des groſſen Defekts, der ſich in der Finanz dieſes Königreichs befindet, laut öffentlichen Nachrichten, einige Klöſter, Priorate und andre geiſtliche Pfründen aufheben müſſen, weil alle bisherige ſtarke Einſchränkungen in der Civilliſte und beim Militär nicht hinreichend befunden werden.

Man hat nemlich allen Orden befolen, genau nach ihren Regeln zu leben. Da ſie ſo lange an das Gegentheil gewöhnt ſind, können ſie dies nicht, und nun werden ſie aufgehoben. Auch verheuratet man daſelbſt zwei Klöſter mit einander, das heiſſt: Wo in zwei gleichen Ordenshäuſern wenig Perſonen vorhanden ſind, macht man Eins daraus, und das andre fällt an den Staat.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

# Berichtigungen.

Seite 42 Zeile 13 ſt. ihre l. ihrigen
S. 55 Z. 8 ſt. des Helios l. Helios
— 58 — 9 v. unt. ſt. verkannten l. anerkannten
— 81 — 1 ſt. und l. und ihn
— — — 3 ſt. von l. von ei-
— 107 — 10. 12. und 15 ſt. hatten l. hätte
— — — 18 ſt. würden l. wurden
— 131 — 11 in der Note ſt. merkliche l. merklich
— — — 15 eben daſelbſt ſt. funden l. gefunden
— 135 — 5 ſt. Weisheit l. Wahrheit
— 141 Z. die lezte ſt. Knecht- l. Knechtſchaft
— 215 — — — ſt. dem IV. l. den IV.
— 235 — 7 ſt. Meinungen l. Meinung
— 297 — 8 ſt. nicht l. nichts
— 232 (was eigentlich 308 heiſſen ſoll; von da an laufen die Seitenzahlen immer unrichtig weiter)
— 233 Z. von unt ſt. Sommerwende l. Sommerſonnenwende
— 241 — 9 v. unt. ſt. Herausgabe l. Herausgeber
— 242 — 8 ſt. unterſchieden l. unterſcheiden
— 332 — 6 v. unt. ſt. errichteten l. errichtete
— — — 5 v. unt. ſt. abgeſchaften l. abgeſchafte
— 351 — 5 und 6 ſt. Konradius l. Konradin's
— 362 — 9 ſt. Aimeri l. Almeri
— 364 — 8 ſt. deſſen l. deren
— 368 — 6 ſt. antwortete l. antwortet
— — — 9 v. unt. ſt. Argmagnacs l. Armagnacs
— 366 (der Bogen Aa iſt wieder falſch paginirt, daher entſteht nochmals die Seitenzahl: 366)

S. 366 Z. 3 von unt. ſt. Strich l. Streich
— 385 — 8 v. unt. ſt. daß Leute von l. daß von
— 417 — 2 ſt. denſelben l. demſelben
— 421 Z. die lezte ſt. wovon l. woran
— 443 — 5 v. unt. ſt. Eoeroes l. Cosroes
— 474 — 6 v. unt. ſt. Bommena l. Komnena
— — — 4 v. unt. ſt. Rommenus l. Romnenus
— 487 — 15 ſt. Montiberi l. Montlheri
— 493 — 7 ſt. Pallevicini l. Pallavicini
— — — 11 ſt. Geove l. Giove
— 499 — 3 v. unt. ſt. Ragozy l. Ragoczy
— 500 — 9 ſt. Roulin l. Raulin
— 502 — 5 ſt. Rochefaucault l. Rochefoucault
— 504 lezte Zeile ſt. Savanarola l. Savonarola
— 516 Z. 6 ſt. Zerduſt l. Zerduſht
— 530 — 1 ſt. Perſon l. Perſon geſchmiedeten
— 541 — 6 ſt. Pinnart l. Pinart
— 557 — 3 beliebe man noch als Note hinzuzufügen: Journal aller Journaele, III. B. 1. Heft, S. 99-105.
— 560 — 5 ſt. einer von der l. einer von den Generalen der

XXXXXX (Bd. 4-10) 1.92

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voltaire, 1694-1778

Voltair's sämmtliche Schriften

Bd.: 10.

Berlin (1787)

Opp. 448-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10603745-6
VD18 80034411-001